

**Christiane Reinhart**

# **Zeiten ohne Licht**

**Das persönliche Schicksal des Hans-Joachim Schmidt  
Eine dokumentarische Erzählung**



Der deutsche Wehrmachtsoffizier Hans-Joachim Schmidt überlebt die Winterschlacht 1941/1942 an der russischen Ostfront, die Schlacht um Stalingrad, die Schlacht um Dünaburg und alle Kurlandschlachten. Am letzten Kriegstag, dem 8. Mai 1945, entkommt er aus dem Kurlandkessel über die Ostsee nach Schweden, wo er interniert wird. Als die Schweden ihn an die Russen ausliefern wollen, widersetzt er sich und schneidet sich die Pulsadern auf. Er überlebt seinen Selbsttötungsversuch und wird nach Kurland zurücktransportiert. Im September 1947 kehrt er aus russischer Kriegsgefangenschaft krank, mittellos, ohne Kleidung und Hoffnung nach Deutschland heim. Neun Jahre und elf Tage nach seinem Abitur beginnt er, sich eine Zukunft im zerstörten Nachkriegsdeutschland aufzubauen. Doch die Kriegserlebnisse lassen ihn nicht los. Zeit seines Lebens versucht er vergeblich, sie zu vergessen.

# **Zeiten ohne Licht**

**Das persönliche Schicksal des Hans-Joachim Schmidt  
Eine dokumentarische Erzählung**

Christiane Reinhart

*Wir dürfen davon ausgehen, dass keine Generation imstande ist,  
bedeutsamere seelische Vorgänge vor der nächsten zu verbergen.*

Sigmund Freud, Totem und Tabu



*Für Katharina und Johannes,  
die ihren Großvater nicht kennengelernt haben*

## IMPRESSUM

1. Auflage für die Familie 2024  
Selbstverlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der Autorin reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten enthalten, so übernimmt die Autorin für deren Inhalte keine Haftung, da sie diese nicht zu eigen macht, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt des Abrufes aus dem Internet verweist.

Autorin: Christiane Reinhart  
Layout: Werner Schmitz

Umschlag:  
Ronehamn, Gotland, 9. Mai 1945

Umschlagentwurf: Werner Schmitz

## *Inhalt*

Prolog	9
1 Bremen	21
2 Stolp	29
3 Trier und Magdeburg	39
4 Glogau	55
5 Militärische Ausbildung	69
6 Frontbewährung	77
7 Offizieranwärter	91
8 Stalingrad	103
9 Lazarettzeit	127
10 Kurland	137
11 Kapitulation	157
12 Schweden	167
13 Kriegsgefangenschaft	193
14 Heimkehr	201
15 Familie	209
16 Weihnachten	223
Nachwort-Trauerfeier	227
Dank	233
Literaturnachweis	235
Dokumentennachweis	237





# Prolog

Denn man sollte nicht vergessen.

*„So kann auch jede Erinnerung, jede Beschreibung von Begebenheiten und Ereignissen nur ein Versuch sein, ein Versuch gewissermaßen von außen, von der Peripherie her, der Persönlichkeit näher zu kommen, um ihre Wirkung und Ausstrahlung besser in unser Bild einzubauen. Ein Versuch freilich, der wichtig ist, will er dem Menschen gerecht werden, in dessen persönlichem Schicksal die Tragik unserer Generation fast greifbar Gestalt angenommen hat.“*

B. Gertkemper: Trauerrede für  
Hans-Joachim Schmidt, 29.12.1989

Zum Gedenken an meinen Vater wählte sein Freund Bernhard diese Worte in seiner Trauerrede. Vom Schicksal meines Vaters sind mir nur die Ereignisse während der letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens bekannt. Was ihm vorher widerfahren ist, darüber weiß ich nur sehr wenig. Es sind bruchstückhafte Erinnerungen, die ich habe und mit denen ich nicht viel anzufangen weiß. Stalingrad, Kälte, Hunger, Ruhr, Kessel, verwundet ausgeflogen, Kurland, Schweden, Internierung, Auslieferung, widersetzt, Kriegsgefangenschaft. Geblieben ist auch eine kurze Melodie, die er einige Male sumnte. Der Text dazu lautet: „Zieht euch warm an, denn die Kälte strengt den Darm an.“

Mein Vater, was hat er erlebt, über das er zeitlebens nicht sprechen konnte? Diese Frage beschäftigt mich seit vielen Jahren. Meinen naiven Bitten, spannende Geschichten über seine Kriegserlebnisse und seine Zeit in der Kriegsgefangenschaft zu erzählen, begegnete er mit verbissenem Schweigen. Ebenso verhielt er sich bei der Frage nach der Anzahl Menschen, die er im Krieg getötet hat. Er sprach nicht darüber. Diese Themen waren wohl mit zu viel Leid und Last beladen, mit Angst, Scham und Verdrängen. Auch wollte er mich vermutlich schützen und vor seiner Vergangenheit bewahren. Er hat das Glück gehabt, zu denen zu gehören,

die überlebt haben. Ein Glück, das so vielen anderen Menschen seiner Generation verwehrt blieb. Ein belastendes Glück. Sein Weiterleben nach dem Überleben war bis zu seinem Tod von ständiger Angst überschattet. Seine Seele schrie immerzu und verstummte nur selten.

*„Seine Schwermut bestand nicht einfach aus Überdruß am Trott der Tage oder aus Ärger über Mitmenschen oder unerfüllt gebliebene Träume. Es war der Ernst dessen, der Eindringlicheres gesehen hatte und mehr wusste vom Leben, als er sagen konnte.“*

(1) Rothman 2015

Mein Vater hatte braune Augen und sehr markante, buschige Brauen, an die man sich erinnerte, obwohl er stets große dunkle Hornbrillen mit sichtbar dicken Gläsern trug, die sein Gesicht dominierten. Er war ein Mann von gedrungener Statur, dem bereits im mittleren Alter nur ein kleiner Haarkranz geblieben war. Er hatte einen ruhigen und friedfertigen Charakter. Der Ausdruck in seinem Gesicht war freundlich-ernst und gutmütig, aber auch müde und traurig. Er lachte selten und wenn, dann niemals laut. Seinen Mitmenschen begegnete er rücksichtsvoll und höflich. Niemals hörte ich ihn schreien oder schimpfen, auch nicht lästern oder gar fluchen. Eine gute und gewählte sprachliche Ausdrucksfähigkeit war ihm eigen. Er war ein bescheidener Mann, der nicht viel vom Leben verlangte.

Stets war er korrekt gekleidet, mit Anzughose, Sakko, einem weißen, langärmeligen Hemd und einer Krawatte. So ging er jeden Tag in die Schule. In den kälteren Jahreszeiten tauschte er das Sakko gegen eine Strickjacke sobald er wieder zu Hause war. Er arbeitete als Volksschullehrer, in einem Beruf, zu dem er (im wörtlichen Sinn) umständehalber gekommen war. Ein Beruf, den er unter anderen Umständen sicher nicht ergriffen hätte. Trotzdem nahm er ihn sehr ernst und fühlte sich für seine Schüler verantwortlich. Er hatte den Anspruch, allen seinen Schützlingen eine gute und solide Bildungsgrundlage mit auf den Lebensweg zu

geben. Eine Zeitlang war er neben seiner Berufstätigkeit an der Hochschule eingeschrieben und studierte Geschichte. Das Zweitstudium gab er aber nach wenigen Semestern aufgrund der hohen Arbeitslast auf.



Er hatte ein brillantes Gedächtnis, beherrschte acht Sprachen und kannte sich sowohl in Geschichte und Erdkunde, als auch im politischen Tagesgeschehen bestens aus. Aus dem Stehgreif konnte er fundierte Vorträge über verschiedenste Themen aus diesen Bereichen halten.

In seiner Freizeit unternahm er am liebsten Ausflüge oder Reisen. Mit seinem Motorrad, später Auto, fuhr er stundenlang durch die Gegend, besonders gerne ans Meer. Für seine Ausflüge legte er immer ein Ziel fest, das er erkunden wollte und über das er sich im Vorhinein bestens informiert hatte. Die Ziele waren sehr unterschiedlich, alles Mögliche war dabei, besondere Landschaften oder Städte, Kirchen, Museen, prähistorische Stätten, römische Ausgrabungen oder technische Neuheiten, wie z.B. ein Schiffshebewerk. Auf seinen Ausflügen hatte er immer einen Fotoapparat,

einen Feldstecher und auf längeren Reisen eine große Aktentasche voller Bücher dabei. Einzig, seine Reisen beschränkten sich auf den deutschsprachigen Raum. Sprachgrenzen überschritt er nur nach Dänemark oder in die Niederlande.

Er war kein geselliger Mensch und lebte sehr zurückgezogen. In Gesellschaft schwieg er meistens. Der Austausch über Alltägliches oder Nichtigkeiten lag ihm nicht. Am besten hielt er sich selbst allein aus. Sobald er zu Hause war, verschwand er für den Rest des Tages in sein Arbeitszimmer. Dort korrigierte er stapelweise die Arbeiten seiner Schüler, beschäftigte sich mit seiner Briefmarkensammlung oder las. Außerhalb der Schule hatte er so gut wie keine eigenen sozialen Kontakte. Nur mit den Freundinnen und Bekannten meiner Mutter, die uns regelmäßig besuchten, tauschte er sich gelegentlich aus. Aber sobald sich eine Gelegenheit bot, ließ mein Vater meine Mutter mit ihrem Besuch allein und zog sich in sein Zimmer zurück. Freunde hatte er nur zwei, die er seit seiner Schulzeit in Glogau kannte. Leider traf er sich nur sehr selten mit ihnen, sie wohnten zu weit entfernt.

Kannte man meinen Vater ein wenig besser und sah genauer hin, konnte man eine gewisse Unsicherheit in seinem Handeln beobachten. Entscheidungen zu treffen, fiel ihm sichtlich nicht leicht. Er brauchte lange, um alle Aspekte gegeneinander abzuwägen. Manchmal wirkte er hilflos, als fehle es ihm an Selbstvertrauen. Er war niemand, der Souveränität ausstrahlte. Ich erlebte ihn als sehr liebevollen Vater, der alles für mich tat, was ihm möglich war. Aber wenn ich ihn mit den Augen anderer zu sehen versuchte, war er ein übergewichtiger unsportlicher Mann, der praktisch keine Ausstrahlung hatte. Unterhielt man sich mit ihm, folgte er dem Gespräch höflich und zurückhaltend und vermied alles Schwierige. Belastet oder feige, ein gebrochener Mann, dachten sicher viele. Irgendetwas an seiner Art war anders als bei anderen Vätern. Ich verstand lange nicht, was es war.

Über seine Ängste, insbesondere die Angst zu versagen, sprach meine Mutter erst mit mir, als ich kurz vor dem Abitur stand. Sie war es die mir erzählte, dass es viele Tage gab, an denen er bereits

frühmorgens das Gefühl hatte, seinen Alltag nicht bewältigen zu können. Dann fiel es ihm schwer aufzustehen und sich dem Tagesgeschehen zu stellen. Am schwierigsten waren für ihn Tage, an denen Schulfeste oder Elternabende stattfinden sollten. Situationen, die Spontaneität oder Improvisation verlangten, forderten ihn besonders. Lebensängste nannte sie sein Leiden. Fragte ich nach und wollte von meiner Mutter mehr über seine Ängste und warum er sie hatte erfahren, antwortete sie stets gleich ausweichend: „Das verstehst du noch nicht, dafür bist du zu jung. Das erkläre ich dir später.“ Eine Antwort, über die ich mich immer geärgert habe. Späteren Fragen begegnete sie mit der Aufforderung, ich solle mich mit Psychologie beschäftigen. Das weitere „später“ haben wir dann mehr oder weniger verpasst.

Im Februar 1964, kurz vor ihrer Hochzeit, schreibt mein Vater in einem Brief an meine Mutter über seine Traumata:

*„... Was mir aber zu schaffen macht und mir oft das Leben vergiftet, das ist meine große Angst, oder wie es der Fachmann nennt, meine Zwangsneurose. Davon habe ich Dir schon oft erzählt und ihre Auswirkungen bekommst Du leider auch zu spüren. Es gibt im Alltagsleben eigentlich nichts, vor dem ich nicht einmal Angst gehabt hätte. Am schlimmsten ist es, wenn ich neuen, unbekanntem Situationen gegenüberstehe. Das führt dazu, dass ich mich oft nur schwer oder gar nicht entscheiden kann, eben aus Angst heraus, meine Entscheidung könnte falsch sein. Sie führt auch dazu, dass ich oft aus belanglosen Kleinigkeiten Staatsaktionen mache, sie unnötig aufbausche. Oder ich fälle eine Entscheidung und bekomme es hinterher mit der Angst zu tun, ob das auch richtig war und zergrübele alles. Hinzu kommt dabei noch, dass ich in eine Einsiedelei (aus Angst vor den Mitmenschen) geraten bin, die ich erst überwinden muss....“*

(13) Schmidt 1964

Die Symptome, die mein Vater in diesem Brief beschreibt, sind charakteristisch für eine Komplexe Posttraumatische Belastungs-

störung<sup>1,2</sup>, eine Krankheit, die erst seit Beginn der 1980iger Jahre als solche anerkannt wird. Inzwischen weiß man, dass unbewältigte Traumata das Risiko für Angststörungen, Zwangsneurosen und Sucht erhöhen. Obwohl das sogenannte „Kriegszittern“ schon aus dem Ersten Weltkrieg bekannt war, wurden Soldaten, die daran litten, nach dem Krieg verunglimpft. Kriegszitterer des Ersten Weltkriegs behandelte man in psychiatrischen Anstalten mit Stromschlägen.

*„Es ist eine wirklich destruktive Einstellung, zu denken, dass PTBS (Posttraumatische Belastungsstörung) eine Störung ist. Wir verstehen es grundlegend falsch, wenn wir glauben, es sei ein Zeichen dafür, dass die Betroffenen gebrochen sind. Es ist ein Zeichen für den Drang zu überleben.“*

(2) McDonald 2020

Auf Anraten eines Kollegen begann mein Vater in den späten 50iger oder frühen 60iger Jahren eine Psychotherapie. Die tägliche Belastung durch seine Ängste war so groß, dass er sich zu diesem Schritt durchrang, der zu damaliger Zeit außergewöhnlich war und Mut erforderte. Menschen, die sich in diesen Jahren freiwillig einer Psychotherapie unterzogen, erfuhren meist Häme und Spott. Für die Betroffenen war es besser, nicht mit Außenstehenden über ihre Therapie zu sprechen, denn für sie bestand die große Gefahr, stigmatisiert zu werden. Sie wurden oft als „verrückt“ oder zumindest nicht ganz „normal“ angesehen, denn eine Psychotherapie war assoziiert mit der Behandlung von Geisteskranken und Wahnsinnigen in geschlossenen Anstalten (die Begriffe Psychotherapie und Psychiatrie wurden verwechselt, die Unterschiede waren unklar). Gerade in der Zeit des Nationalsozialismus wurden unter Beteiligung von Gesundheitsverwaltung, Ärzten und Pflegepersonal hunderttausende psychisch Kranker in deutschen Krankenhäusern zwangssterilisiert und/oder ermordet.

Menschen aus dem Umfeld meiner Eltern, denen sich mein Vater anvertraute, reagierten mit Unverständnis. So wurde er etwa mit dem Vergleich zwischen „Soldat und deutscher Eiche“ konfrontiert.

tiert. Als Mann mit Ängsten und einer Sozialphobie passte er nicht in das gängige Männerbild der Nachkriegsjahre, das noch wesentlich durch die NS-Propaganda<sup>3</sup> geprägt war. Unerschütterlich „wie die deutsche Eiche“ oder „hart wie Kruppstahl“ hatten die deutschen Jungen und Männer zu sein. Die Eiche galt als Symbol für Standfestigkeit, Treue und eiserne Souveränität. Gerade beim Militär hatte man Schwierigkeiten, den Glauben an Mut und Heldentum mit der Realität jener Männer in Einklang zu bringen, die unsichtbare Wunden trugen.

„Überlebender von Stalingrad, mit einem der letzten Flugzeuge aus dem Kessel verletzt ausgeflogen worden“, war immer die Standarderklärung meiner Mutter an Bekannte, die fragten, warum mein Vater sich von der Gesellschaft zurückzog. Stalingrad war das Schlagwort, das im Allgemeinen ausreichend war und keine weiteren Erklärungen verlangte.

Die Therapie ermöglichte es meinem Vater, seine Ängste zu benennen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Trotzdem blieben sie und auch das ständige Gefühl von Unsicherheit zeitlebens bestehen. Dass er als Lehrer arbeitete und an einer Sozialphobie litt, belastete ihn zusätzlich. Aber es gelang ihm ohne Medikamente, Alkohol und Drogen zu leben. Auch das Rauchen hatte er sich bereits vor meiner Geburt abgewöhnt. Nur ein Übermaß an Essen und Süßigkeiten und der gleichzeitige Mangel an Bewegung führten zu deutlichem Übergewicht. Mehrfach unterzog er sich einer stationären Kur, um unter ärztlicher Aufsicht abzunehmen.

Ich bewundere den Mut und die Umsicht meines Vaters, mit denen er nach all dem Grauen, Entscheidungen für sich und seine Zukunft getroffen und umgesetzt hat. Aus eigener Kraft hat er sich nach der russischen Kriegsgefangenschaft, obwohl er mittellos, schwer verwundet und auf sich allein gestellt war, erfolgreich eine Existenz im Westen Deutschlands aufgebaut und eine Familie gegründet. Er war ein liebevoller und nachsichtiger Vater. Ganz besonders schätze ich es, dass er weder verbittert noch wütend war, sondern sein Schicksal angenommen hat und seinen ruhigen und friedfertigen Charakter bewahren konnte.

## Schuld und Pflicht / Offene Fragen

*„Die wesentlichen Fragen nach Schuld, nach einer Erklärung des Unerklärlichen wurden vielfältig bearbeitet und konnten nie beantwortet werden.“*

(3) Jähner 2019

*„Das unbewältigte Nachkriegsdilemma im Spannungsfeld zwischen Schuld und Sühne, Bestrafung und Wiedergutmachung, und im alliierten, auch humanistischen Bemühen um Stabilisierung der europäischen Verhältnisse prägten die Kriegs- und die Nachkriegsgeneration. Mit der Dynamik des Wiederaufbaus wurden Aktivismus, Verschweigen, Verdrängen bis Verleugnen wesentliche Strategien dem unbewältigten Dilemma zu entkommen.“*

(4) Wagner 2021

Die Frage, was meinen Vater stärker belastete, seine persönliche Schuld gegenüber den Menschen, zu deren Tötung er beitrug, oder die grauenvollen persönlichen Erlebnisse während des Krieges und der Internierungen in Schweden und Russland, bleibt offen. Ebenso die Frage, wie intensiv er sich mit der Tatsache auseinandersetzte, nicht nur Opfer, sondern auch Täter gewesen zu sein.

Als Offizier war er bei der schweren Artillerie in der Funktion des Artilleriebeobachters (Vorgeschobenen Beobachters) für die Zielortung und die Leitung des Feuerkampfes verantwortlich. In den letzten Kriegstagen befand er sich bei der in Kurland eingeschlossenen Armee. Er gehörte zu einigen Tausend hochqualifizierten Soldaten der Eliteeinheiten, die im Mai mit Schiffen über die Ostsee abtransportiert wurden. Nur die besten Einheiten hatten den Absetzbefehl vom Heeresgruppenkommando erhalten. Wenn die Leistungen seiner Einheit überdurchschnittlich gut waren, sind wohl auch durch seinen Einsatz Feindziele effektiv erfasst und vernichtet worden.



Inwiefern fühlte er, der den ausführenden Feuerbefehl gab, sich persönlich schuldig am Tod vieler Menschen? Oder sah er die Schuld bei den Kameraden, die die Batterie abfeuerten oder bei den oberen Befehlshabern, die den Befehl zum Schießen erteilten? War der Krieg schuld?

Mein Vater hat sich zeitlebens sehr für Geschichte und geschichtliche Zusammenhänge interessiert. Sein Bücherregal war mit entsprechender Literatur gut gefüllt. Ich gehe davon aus, dass er sich kritisch mit der Ideologie der Nationalsozialisten auseinandergesetzt hat, auch wenn er mit mir nicht darüber gesprochen hat. Bereits als Mitglied der Hitlerjugend teilte er die Ideologie nicht in sämtlichen Bereichen. Insbesondere die Rassentheorie blieb ihm fremd. Trotzdem war das Wohl des Vaterlandes, und das hieß konkret das Wohlergehen der mit ihm durch Sprache und Kultur verbundenen Menschen, für ihn eine ernstzunehmende und wichtige Angelegenheit.

Wie dachte er über den Holocaust? Die Plünderungen der jüdischen Geschäfte und den Brand der Glogauer Synagoge im November 1938 hat mein Vater persönlich erlebt. Dass seine jüdischen Mitschüler nach dem Pogrom die staatliche Schule nicht mehr besuchen durften und Sterne an ihrer Kleidung tragen mussten, ebenfalls. Vom Abtransport vieler jüdischer Familien in Lager wird er vermutlich auch gehört haben. Vom ganzen Ausmaß des Holocaust, den Millionen von Toten, die unter der Herrschaft der Nationalsozialisten systematisch ermordet worden sind, hat er vermutlich erst im Sommer 1945 in den schwedischen Lagern erfahren. Im Nachgang hat mein Vater den Holocaust stets verurteilt.

## Überlegungen zum Aufbau der Biographie

Dies ist der Versuch, die Erlebnisse aus der Sicht meines Vaters zu rekonstruieren. Die Erzählung setzt sich aus fiktiven Gedanken, Zeitzeugenberichten und historischen sowie lexikalischen Informationen zusammen.

Besonders inspiriert und bewegt haben mich die Zeitzeugenberichte, Dokumentationen und Erzählungen folgender Autoren:

- \* H. Grunert, Der zerrissene Soldat; Dr. Georg Lüttke Verlag, Berlin, 1962; Grunert berichtet über seine Erlebnisse als Truppenarzt bei der schweren Artillerie, den Überfall auf Russland 1941, die Winterschlacht im Osten 1941/1942 und den Angriff auf Sewastopol 1942. 1943 war er zuerst als Patient und nach seiner Genesung als Arzt im Reservelazarett Glogau tätig. 1943 wurde die Kriegsverletzung meines Vaters in diesem Lazarett behandelt.
- \* Hans Erdmann Schönbeck; Zeitzeugeninterview: Wir waren verraten und verloren, 02.2018
- \* W. Brähler; Frontbewährung in Russland 1944
- \* W. Haupt; Das war Kurland, DÖRFLER VERLAG GmbH
- \* Per Olov Enquist, Die Ausgelieferten; Aus dem Schwedischen von Hans-Joachim Maass © 2011 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

## **Ergänzende Informationen**

### **1 Posttraumatische Belastungsstörung**

Anfang der 60iger Jahre befanden sich sowohl die Untersuchungen zur Auswirkung von traumatischen Erfahrungen auf die Psyche als auch deren Behandlung noch in den Anfängen. Erst 1972 prägte der Psychiater Chaim Shatan den Begriff „Post Vietnam Syndrome“ und 1980 wurde die „Posttraumatische Belastungsstörung“ (PTBS) schließlich zu einer formellen Diagnose.

„Der Soldat leidet in der modernen Kriegssituation eine Entbehrung, die in jeder Situation des zivilen oder auch nur primitiven Lebens schwer zu übertreffen ist“, schrieb der Psychiater Abram Kardiner. Sein 1941 erschienenes Buch „The Traumatic Neuroses of War“ trug viel dazu bei, die Ansichten über PTBS zu ändern. Trotz dieses Sinneswandels und einiger Studien, die zeigten, dass die Auswirkungen des Krieges jahrzehntelang andauern können, sahen sich Soldaten weiterhin mit veralteten Ansichten über ihre Fähigkeit konfrontiert, sich von kriegsbedingten psychiatrischen Leiden zu erholen.

Blakemore 2020

Erin Blakemore, National Geographic wissenschaft/2020/06/  
geschichte-der-ptbs-von-der-kriegsneurose-zur-traumadiagnose

### **2 Posttraumatische Belastungsstörung**

Erhalten traumatisierte Menschen keine geeignete Therapie, kann dies langfristige Auswirkungen auf ihre Persönlichkeit haben. Die Betroffenen leben dann in einem ständigen Gefühl der Unsicherheit und Bedrohung, empfinden ihren Mitmenschen gegenüber großes Misstrauen und neigen dazu, sich abzukapseln.

Sack 2011

Prof. Dr. med. Martin Sack, Facharzt für Psychosomatische Medizin, Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS),  
Apotheken Umschau, 09.12.2011

### **3 Ideal der nationalsozialistischen Jugend**

Das Ideal der nationalsozialistischen Jugend: „...da muss der deutsche Junge der Zukunft schlank und rank sein, flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl.“

Hitler September 1935



# 1

## Bremen

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

In vier Tagen ist Heiligabend. Oder in fünf? Er hat es vergessen. Es strengt ihn an, darüber zu grübeln. Er ist müde, immer müde. Seine Kraft reicht nicht aus, um den Kopf zum Fenster hin zu drehen, um hinauszuschauen. Der Blick hinaus wäre sowieso durch eine Gardine versperrt. Vom Fenster geht die Sicht nach Norden Richtung Deich. Vor dem Haus liegt eine vielbefahrene Straße.

Wenn es ganz ruhig im Zimmer ist, kann er den Verkehr vorbeirauschen hören. Ein stetes Rauschen, Tag und Nacht.

Er liegt in einem Bett, das nicht sein Bett ist. In einem fremden Bett, in einem Zimmer, das ihm unbekannt ist. Er weiß nicht genau, wo er ist.

Anfangs liegt er nicht allein im Zimmer. Von seinem Bett aus konnte er den anderen nicht sehen, aber hören. Sein Gehör ist noch gut. Der andere stöhnte und schimpfte. Die Schimpftiraden setzten meist völlig unvermittelt ein und dauerten an: „Ihr verdammten Schweine, ihr Drecksäue, verreckt alle“, in dieser Art ging es manchmal stundenlang. Einmal platzte ihm der Kragen und er, der niemals brüllt, der sich zeitlebens bemüht hat, keine Schimpfwörter zu benutzen, schrie zurück: „Halt endlich deine Fresse“.

Seit einer Woche ist es still im Zimmer. Jetzt liegt er allein. An dem Tag, an dem es still wurde, hat ihn seine Tochter besucht. Sie

saß an seinem Bett, als das stöhnende Schnaufen des anderen verstummte. Kein Röcheln und keine Atemzüge waren mehr zu hören. Das bedeutete Tod. Er kannte das bereits. Zu oft hatte er es miterlebt. Das Sterben, dass nicht aufhörte, zu jeder Jahreszeit, im Feld, in der Steppe, in den Schützengräben, den Lazarettälen und den Kriegsgefangenenlagern im Osten. Einige schrien nach ihrer Mutter, bevor sie verstummten. Andere starben still. Junge Männer, sinnlos niedergemäht, in Todesangst.

Seine Tochter hat den Tod noch nie erlebt. Sie holte das Pflegepersonal. Die beiden Pflegerinnen, die ins Zimmer kamen, sprachen den alten Mann im Nachbarbett an. Der konnte nicht mehr antworten.

Er weiß noch, dass er hörte, wie die Pflegerinnen aus dem Zimmer gingen. Die Leiche ließen sie im Nachbarbett liegen. Seine Tochter fing an, irgendetwas zu erzählen. Sie wollte ihn beschützen, versuchte, die Stille zu übertönen. Ein vergeblicher Versuch. Der Tod gehört zum Leben. Er lässt sich nicht übertönen.

Keiner sprach ein Gebet für den Verstorbenen.

Irgendwo tönt ein Martinshorn.

Der Sensenmann, grinsend steht er auf der Schwelle. Wieder hat er seine Hände ausgestreckt, keine fünf Meter entfernt. Er weiß, dass er nirgendwo in Sicherheit vor ihm ist.

Er hat noch einen Wunsch. Er möchte Weihnachten zu Hause verbringen.

Seit 14 Tagen liegt er nun im Bett. Sie ziehen ihn nicht mehr an und setzen ihn auch nicht mehr an den kleinen Tisch, der am Fenster steht. Es bleibt nichts als Lesen und Fernsehen und Grübeln. Was ihm in diesen Tagen zum Lesen zur Verfügung steht, sind die Tageszeitung und der „Spiegel“. Seitdem er ständig im Bett liegt, liest er die Tageszeitung nicht mehr.

Was bleibt sind Erinnerungen. Die quälenden versucht er zu verdrängen. Erinnerungen, sie können täuschen oder falsch sein. Manchmal verschwinden sie auch einfach, um dann ganz plötzlich wieder aufzutauchen. Es gibt immer wieder Auslöser, wie Gerüche, Geräusche oder Empfindungen, die Erinnerungen wachrufen.

Erinnerung und Wissen ist nicht das gleiche. Wissen kann man sich aus Büchern aneignen. Persönliche Erinnerungen an Erlebtes kann Wissen ergänzen. An einiges, was er früher einmal wusste, kann er sich nicht mehr erinnern. Sein ehemals so zuverlässiges Gedächtnis, immer häufiger lässt es ihn im Stich.

Bescheidene Anfänge im ländlichen Pommern. Seine Großeltern Karl und Emilie Schmidt bewirtschafteten in der Gemeinde Schönnow, im preußischen Landkreis Randow, in der Provinz Pommern einen Hof. Im April 1884 wurde dort sein Vater Rudolf geboren. Sie hatten einen weiteren Sohn, den sie nach dem Vater nannten. Großvater Karl – Onkel Karl.

Obwohl den Großeltern der soziale Aufstieg verwehrt blieb, trat sein Onkel in ihre Fußstapfen und wurde Landwirt. Seinem Vater Rudolf ermöglichten die Großeltern die beste schulische Bildung. Er besuchte in Schönnow das Gymnasium und legte 1904 das Abitur ab.

Onkel Karl zog ostwärts. Er ließ sich mit seiner Frau Hedwig in Lowinneck nieder, einem Dorf in der Provinz Posen. Eine westpreußische Bauernfamilie mit zwei Kindern, die einen Dreiseithof hatte. Die Regierung war sehr interessiert an bäuerlichem Bestand in Posen, da in dem zweisprachigen Gebiet die Bauern zum größten Teil Träger des Deutschtums waren. Zwischen 1900 und 1930 siedelten sich dort viele deutsche Familien an und bauten die charakteristischen Dreiseithöfe auf.

Karl, Karl, Karl – auch sein Cousin wurde Karl getauft. Ein Name, der von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Seine Cousine heißt Ruth.

Im Vergleich zu seinen Eltern führten Onkel und Tante ein bescheidenes Leben. Doch zeigten sie einen gewissen Stolz auf ihren Stand als Hofbesitzer im Dorf. Warum sein Onkel den Hof der Großeltern nicht übernommen hatte? Vermutlich bestimmte die Angst vor wirtschaftlichem Niedergang sein Handeln. Die Reformen zur Befreiung der Bauern Mitte des 19. Jahrhunderts hatten zur Kapitalisierung der Landwirtschaft geführt und die Bauern waren als Folge der Regulierungen und Ablösungen verschuldet. Persönliche Schicksalsschläge wie Missernten und die Krisenzeiten nach 1875 könnten ein weiteres Abgleiten in die Verschuldung bewirkt haben.

Mit seinen Eltern besuchte er Onkel und Tante regelmäßig. Flaches Land, Felder, lichte Kiefernwälder, die Weichsel. Ein immer wiederkehrendes Ritual war die Fahrt mit der Familie ins nahe gelegene Bromberg. In Bromberg suchten sie einen Photographen auf, der Bilder von ihnen, den drei Kindern der Familien Schmidt, machte.

Lowinneck, auf dem evangelischen Friedhof liegt sein Cousin Karl begraben. Karl, der praktisch wie ein großer Bruder für ihn war, ermordet im Alter von 19 Jahren.

Nach seinem Abitur begann sein Vater im Juli 1904 eine Ausbildung beim Zoll in der Verwaltung. Beharrlich, Schritt für Schritt, arbeitete er sich nach oben. Ihm gelang der soziale Aufstieg in das aufstrebende Bürgertum. Sein Vater war ein ruhiger Charakter, ein lebenswürdiger und freundlicher Mann. Bei seinen Kollegen war er beliebt. Seine Vorgesetzten beschrieben ihn als sehr pflichtbewusst und gewissenhaft bei der Arbeit.

Regierungsrat, ein Titel, auf den die Familie stolz war. Regierungsrat, ein Titel errungen, durch Eintritt in die Partei. Regierungsrat, ein Titel, der ihm 1946 in Naumburg zunächst aberkannt wurde, den er aber drei Wochen später wieder führen durfte.



Dienstbezeichnungen seines Vaters:

1. Zollpraktikant
2. Steuersekretär
3. Oberzollsekretär
4. Oberzollkontrolleur
5. Oberzollinspektor
6. Zollamtmann
7. Zollrat
8. Oberzollrat
9. Regierungsrat

Im Februar 1945 flüchteten seine Eltern vor der anrückenden Roten Armee aus Schlesien nach Westen. In Naumburg (Saale) wurde ihnen eine Unterkunft zugewiesen und sein Vater nahm im Sommer 1945 seine Tätigkeit als Regierungsrat beim Hauptzollamt Naumburg wieder auf. Nachdem Deutschland im August 1945 unter den vier Siegermächten aufgeteilt worden war, lag Naumburg offiziell in der sowjetischen Besatzungszone.

10. Oberzollinspektor
11. Regierungsrat
12. Regierungsrat bzw. Sachbearbeiter

Ein Regierungsrat, der als Sachbearbeiter tätig war, bzw. ein sachbearbeitender Regierungsrat. Im Juni 1947 entschied der Säuberungsausschuss der Regierung Sachsen-Anhalt über die Tragbarkeit und Nicht-Tragbarkeit von Mitarbeitern in der Verwaltung. Sein Vater war fortan nur noch in untergeordneter Stellung, als Sachbearbeiter, tragbar. Er bekam eine andere Tätigkeit zugewiesen und sein Gehalt wurde gekürzt. Den Titel Regierungsrat behielt er bei, er ist ihm kein zweites Mal aberkannt worden. So kam es zu der Kuriosität, dass sein Vater bis Ende Dezember 1950 zwei Dienstbezeichnungen gleichzeitig führte.

13. Hauptsachbearbeiter

Am 1. Weihnachtsfeiertag 1950, sein Vater war mittlerweile 66 Jahre alt, informierte ihn die Landesfinanzdirektion Sachsen-Anhalt über seine Versetzung und gleichzeitige Beförderung.

*„Herrn Rudolf Schmidt beim Hauptzollamt Naumburg - Dienstort – Im Zuge der Überleitung des Zoll- und Verbrauchsteuerapparates auf die Finanzämter werden Sie mit Wirkung vom 1. Januar 1951 von Ihrer bisherigen Dienststelle an das Finanzamt Merseburg versetzt. Bemerkungen: Sie sind vorgesehen zum Einsatz als Hauptsachbearbeiter bei der Zentralstelle.“*

Landesfinanzdirektion Sachsen-Anhalt,  
Merseburg, 25. Dezember 1950

Mit 67 Jahren trat sein Vater in den Ruhestand.

*„Herr Schmidt scheidet am 31. August 1952 aus der Verwaltung aus. Wir wünschen ihm für die Zukunft alles Gute.“*

Finanzamt Merseburg 29. August 1952

Naumburg, dort hat er nie gelebt. 1947 hat er sich aus der Kriegsgefangenschaft nach Bremen entlassen lassen. Um keinen Preis wollte er unter der Willkürherrschaft einer sowjetischen Besatzung leben. Leider konnte er seine Eltern nicht dazu bewegen, in den Westen umzusiedeln, obwohl der Bruder seines Vaters mit seiner Familie von Bromberg nach Lübeck geflüchtet war. Es war wohl eine Frage ihres Alters und der Versorgungslage. Seine Eltern waren inzwischen 63 bzw. 64 Jahre alt. Ihnen fehlte der Mut und die Kraft für einen weiteren Neuanfang. Viele Flüchtlinge aus den ehemaligen Ostgebieten mussten in den zerstörten Städten untergebracht und versorgt werden. Die Menschen hungerten. Seine Eltern hatten eine Unterkunft und ein sicheres Einkommen in Naumburg gefunden und wollten beides nicht aufgeben. Zu unsicher schien ihnen eine Zukunft im Westen Deutschlands zu sein.

Während er an seine Eltern dachte, ist es draußen dunkel geworden. Es klopft an der Tür. Eine Pflegerin kommt ins Zimmer und schaltet das Licht ein. Sie richtet die Rückenlehne seines Bettes auf, so dass er zum Sitzen kommt. Dann stellt sie ihm das Abendessen auf den Nachttisch. Er wird nichts davon anrühren. Auch die ekelhaft süße Pampe im Plastikschnabelbecher, die eiweißhaltige Astronautenkost, lässt er stehen. Seit ein paar Tagen hat er das Essen eingestellt. Er verspürt keinen Appetit mehr. Trinken kann er nur noch wenig.

## **Anmerkung der Autorin**

Im Mai 2024 habe ich Lowinneck, Łowinek (pol.) besucht. Die deutschen Siedlungsstrukturen vom Anfang des 20. Jahrhunderts sind noch deutlich sichtbar. Viele der charakteristischen Dreiseithöfe sind erhalten geblieben und werden bewirtschaftet. Einige Höfe haben noch die ursprünglichen Fenster und Dächer aus den 1930iger Jahren. Viele Höfe sind grau verputzt. In einer Straße liegt bis heute das alte Kopfsteinpflaster. Insgesamt hatte ich den Eindruck, dass sich der Ort, seit die Deutschen ihn 1945 verlassen mussten, wirtschaftlich nicht wesentlich weiterentwickelt hat.

Im Gegensatz zu einer nahegelegenen Ortschaft, in der der ehemalige evangelische Friedhof eingefriedet und zu einer Gedenkstätte hergerichtet wurde, habe ich den Friedhof von Lowinneck in einem kleinen verwilderten Waldstück gefunden. Einige Grabeinfassungen sind noch vorhanden. Von eventuellen Grabsteinen sind allenfalls Bruchstücke zu finden. Grabinschriften gibt es keine mehr.

## Stolp

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

Die Zeit verliert an Bedeutung. Es ist dunkel im Zimmer. Nur gelegentlich fährt ein Auto unterm Fenster vorbei. Wahrscheinlich ist es nach Mitternacht. Das Essen steht nicht mehr an seinem Bett. Harndrang verspürt er keinen. Sie haben ihm einen Katheder gelegt. Er kann nicht schlafen. Seit er den ganzen Tag im Bett liegt, ist sein Schlaf-Wach-Rhythmus gestört.

Noch erinnert er sich. Seine Erinnerungen, verknüpft mit Orten. Orte, die in seinem Leben bedeutsam waren. Orte, verschiedenste, einige nur in der Einzahl, viele in der Mehrzahl.

Eine mögliche Ortsliste wäre:

- Geburtsort - muss nicht identisch mit einem Heimatort sein
- Heimatort - einen Heimatort zu benennen fällt ihm schwer. Die Berufstätigkeit seines Vaters brachte es mit sich, dass sie oft umziehen mussten. Mit 19 Jahren hat er bereits in fünf unterschiedlichen Städten gelebt. Sein Heimatland hingegen ist und bleibt Deutschland.
- Kindheitsorte – Rügenwalde, Stolp, Trier, Magdeburg, später Glogau
- Versammlungsorte – Kirche, Schule, öffentliche Plätze, HJ-Lager, Kaserne, Kriegsgefangenenlager

- Sehnsuchtsorte - der Himmel, das Paradies, beide wahrscheinlich eine menschliche Erfindung. Irdische gibt es viele, aber er hat sie nicht alle aufsuchen können.
- Vergnügungsorte – Theater, Konzerthaus, Tanzsaal, Kino, Casino
- Rückzugsorte - ruhigere, hintere Frontabschnitte; das Dachstudio im Reihenhaus
- Urlaubsorte – am Meer und im Gebirge, aber fast ausschließlich in Deutschland
- Kriegsorte - dürfte es nirgendwo geben. Russland, Russland immer wieder Russland.
- Verbannungsorte – Lettland, zum Glück nicht Sibirien
- Vernichtungsorte - Stalingrad, Konzentrationslager, zahlreiche im Osten, aber nicht nur
- Hinrichtungsorte - viele, unter der Herrschaft der Nazis auch die öffentlichen Straßen
- Sterbeort - nicht Stalingrad, nicht Dünaburg, nicht Frauenburg, nicht Backamo, nicht Libau und auch nicht die Ostsee
- Lieblingsorte – liegen mehrheitlich am Meer

Die See, meist die Ostsee, später auch die Nordsee - sein Leben lang lässt sie ihn nicht los. An der See wurde er geboren. Auf See will er bestatten lassen, was von ihm übrigbleibt. Die Reste seines Körpers, nachdem dieser zu wissenschaftlichen Forschungszwecken zerlegt wurde. Verfugte Körperspende an eine Universität, dann nützt sein Tod noch wem.

Urlaub mit Frau und Tochter an der Ostsee Ende Juli 1976. Urlaub dort, wo der Strand nicht so schön ist und es keine großen Sand-

dünen gibt, wo britische Jagdflugzeuge die Cap Arcona versenkten und die See zum Massengrab für ehemalige Häftlinge der Konzentrationslager wurde.

Ostsee West, in der Nähe von Timmendorfer Strand. Es war der Sommer der Marienkäfer, nicht jener der Maikäfer. Eine Plage, die sich innerhalb von einem Tag ausbreitete und biblisches Ausmaß annahm. Die Asphaltdecke der Strandpromenade war nicht mehr grau und fest, sondern rot und lebendig. Bei jedem Schritt knackten die Chitinpanzer der Siebenpunkte unter ihren Schuhsohlen. Überall krabbelten sie, auf den Tischen, Stühlen, im Strandkorb, auf den Armen, dem Kopf, im Hemdkragen, und sonderten ein gelbes Sekret ab, das die Haut reizte. Am Abend schüttelten sie die Käfer aus den Decken und Handtüchern. Am nächsten Tag lagen Millionen plattgetretener (Käfer-) Leichen auf den Straßen und der Promenade nahe am Ostseestrand.

Bevor die Marienkäfer angefliegen kamen, ist er jeden Tag schwimmen gegangen. Weit ließ er sich hinaustreiben, deutlich hinter die Bojen. Lange hielt er es im Wasser aus. Fett isolierte, Fett gab Auftrieb. Am ersten Tag war Dine außer sich, als er nach Stunden erst wieder vor dem Strandkorb stand. Selbst mit dem Feldstecher hatte sie ihn nicht mehr sehen können. Sie war schon auf dem Weg, die Seenotrettung zu alarmieren. Sie kauften ihm eine Badekappe, gelb mit aufgeklebten Kunststoffblüten, eine für modebewusste Frauen, die beim Schwimmen den Kopf stets über Wasser halten. Lächerlich, total lächerlich sah er mit diesem Teil auf dem Kopf aus. Dine bestand darauf, dass er die Kappe bei seinen Schwimmausflügen aufzog, damit sie ihn im Wasser sehen konnte. Ein langsam treibender gelber Punkt auf der dunklen Wasseroberfläche.

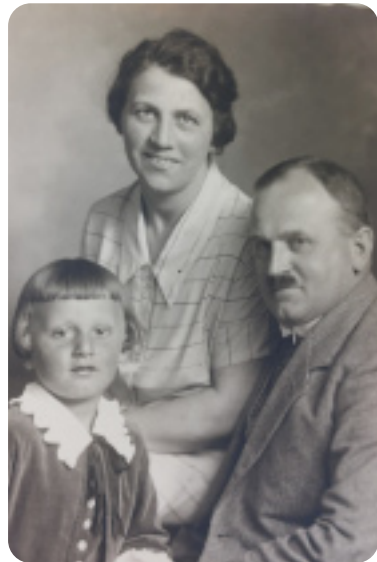
Ostsee Ost, dort liegt Rügenwalde, sein Geburtsort. An Rügenwalde hat er keine klare Erinnerung mehr. Ostsee Ost mit den schönen breiten Sandstränden, niemals kehrte er dorthin zurück. Ostsee Ost, auch sie wurde zum Massengrab. Tausende ertranken auf der Flucht.

Seine ersten Lebensjahre verbrachte er in Pommern. Im Sommer 1924, als er drei Jahre alt war, zogen sie ins Hinterland der Ostsee Ost nach Stolp<sup>4</sup>. Umzüge, immer wieder wurden seine Sachen in Umzugskartons gepackt und kurz darauf stand der Möbelwagen vor der Haustür. Der berufliche Aufstieg seines Vaters ging einher mit regelmäßigen Versetzungen, neuen Wohnorten und steigendem Einkommen. In keiner Stadt lebten sie allzu lange. Sie blieben stets nur wenige Jahre. Keine Verwurzelung. Verwurzelt und bodenständig war sein Onkel, der ein Gut in der Nähe von Bromberg, in der Provinz Posen, bewirtschaftete. Sie hingegen verschlug es von Pommern nach Rheinland-Pfalz, dann nach Sachsen-Anhalt und schließlich nach Schlesien. Während seiner letzten Schuljahre lebte er in der Festungsstadt Glogau.

Pommerland ist abgebrannt. Maykäfer flieg. Sein Vater war nicht im (Zweiten) Krieg. Das abgebrannte Pommerland hat er nicht gesehen. Das aufgegebene und geplünderte Schlesien ebenfalls nicht. Seine Eltern flohen ohne ihn aus den besetzten Gebieten. Er war zu dieser Zeit im Kurlandkessel eingeschlossen.



Hans-Joachim, Stolp Ostern 1925



Hans-Joachim mit Eltern, Stolp 1926



Weihnachten 1925. Das Weihnachtsgeschenk bleibt für immer in Erinnerung. Eine Blechtrommel<sup>5</sup> mit Tragegurt und 2 Schlägeln. Er weiß noch, wie er, der vierjährige Junge, sich die Trommel um den Hals hängte und am kalten Weihnachtstag ohne Mantel allein aus dem Haus marschierte. Lange lief er klöppelnd durch die Stadt. Die Aufregung, die Sorge und der Ärger der Eltern über seinen Ausflug waren groß. Seine Mutter war wie von Sinnen.

*„Da hat er sie, die Trommel. Da hängt sie ihm gerade, neu und weißrot gezackt vor dem Bauch. Da kreuzt er selbstbewusst und unter ernst entschlossenem Gesicht hölzerne Trommelstöcke auf dem Blech. Und er begann zu trommeln. Das Mietshaus zählte vier Etagen. Vom Parterre bis zu den Bodenverschlägen trommelte er sich hoch und wieder treppab. Vom Labesweg zum Max-Halbe-Platz, von dort nach Neuschottland, Anton-Möller-Weg, Marienstraße, Kleinhammerpark, Aktienbierbrauerei, Fröbelwiese, Pestalozzischule, Neuer Markt und wieder hinein in den Labesweg. Seine Trommel hielt das aus, die Erwachsenen weniger, wollten seiner Trommel ins Wort fallen.“*

(5) Grass 1959

Seine Mutter Martha, eine geborene Schröder. Nie hat er eine gute Beziehung zu ihr aufbauen können. Die Beziehung blieb zeit-lebens schwierig und distanziert. Das Urvertrauen fehle ihm, sagte ihm später sein Therapeut.

Seine Mutter stammte aus bürgerlichem Hause und hatte ein Mädchenpensionat<sup>6</sup> besucht (in der Schweiz?). Sie war eine Frau, die sich gerne elegant kleidete, Tennis spielte, Schlittschuh lief und sehr gut Klavier spielen konnte. Eine Frau, die man nicht als hübsch bezeichnen würde, eine Frau, die sich für etwas Besseres hielt. Besser situiert und gesellschaftlich anerkannt als ihre Schwägerin Hedwig, die mit dem Bruder ihres Mannes, dem Landwirt, verheiratet war. Eine Frau, die ein halbes Jahr älter war als ihr Ehemann. Eine Frau, erzogen um ihrer Bestimmung zur Gattin, zur



Martha Schmidt, geb. Schröder, 1911



Martha Schmidt (links), 1911



Martha und Rudolf Schmidt

Vorsteherin des Haushalts und zur Mutter nachkommen zu können. Allein das Muttersein schien sich nicht zu erfüllen. Die Hoffnung auf eigene Kinder war schon nicht mehr vorhanden, als sie endlich doch schwanger wurde. Bei seiner Geburt war sie bereits 38 Jahre alt. Er blieb das einzige Kind seiner Eltern.

Schon bei seiner Geburt hat er sie enttäuscht. Er war nur ein Junge. Sie aber hatte sich ein Mädchen gewünscht, süß und niedlich, dem sie eine Schleife ins Haar stecken und hübsche Kleidchen anziehen könnte. Die Liebe zu ihm, dem Jungen, konnte sie nur durch strenge Disziplin und Härte zeigen. Mit dem Rohrstock in der Hand beaufsichtigte sie seine täglichen Pflichtübungen am Klavier. Schon bald begann er, das Instrument zu hassen. Und er hatte Angst vor ihr, Angst, dass sie wieder zuschlagen würde. Die Preußischen Tugenden<sup>7</sup> blühte sie ihm im wörtlichen Sinne ein. Durch ihre Strenge fühlte er sich bei ihr nicht geborgen.

Musik, er hat sich nie viel aus Musik gemacht, hat nur mit seinen Schülern Konzerte besucht. Allerdings musste er für seine Lehramtsprüfung ein Instrument

beherrschen und später an der Grundschule Musik unterrichten. Seine Prüfung legte er mit der Blockflöte ab. Seine musikalische Begabung hat ihm seine Mutter erfolgreich ausgetrieben. Zeit-  
lebens hat er sich nicht mehr ans Klavier gesetzt, auch nicht auf drängende Bitten seiner Tochter. Nur ein einziges Mal, während eines Besuchs bei Bekannten, ließ er sich zum Spielen überreden und gab dem Wunsch seiner Frau nach. Schuberts Impromptu in As-Dur blieb bis zum heutigen Tag das einzige Stück, das er nach mehr als 40 Jahren ohne Übung nochmals spielte, vom Blatt, beinahe fehlerfrei. Es waren seine Finger, die sich erinnerten.



Martha Schmidt mit Hans-Joachim,  
Dezember 1921



Hans-Joachim,  
Ostern 1923

## Ergänzende Informationen

### 4 Stolp

Die Stadt liegt in Hinterpommern am Ufer des Flusses Stolpe, rund 18 Kilometer von der Ostseeküste entfernt. Ursprünglich eine kaschubische Siedlung am Ostufer des Flusses Stolpe, an einer flachen Furt, im 9. Jahrhundert entstanden.

Werner Reinhold, Chronik der Stadt Stolp. Stolp 1861, S. 2

Nach den preußischen Verwaltungsreformen nach dem Wiener Kongress gehörte Stolp seit 1816 zum gleichnamigen Kreis im Regierungsbezirk Köslin in der preußischen Provinz Pommern und wurde Sitz des Landratsamtes. Am Anfang des 20. Jahrhunderts hatte Stolp ein altes Schloss, ein neues Rathaus, ein Bismarckdenkmal, ein Gymnasium, verbunden mit der Oberrealschule, ein Fräuleinstift und war Sitz eines Landgerichts.

Meyers Konversations-Lexikon. 6. Auflage. Band 19, Leipzig/Wien 1909, S.60

1925 wurden in Stolp 41.605 Einwohner, davon 39.678 Evangelische, 1.200 Katholiken, 18 sonstige Christen und 469 Juden gezählt, die auf 10.921 Haushaltungen verteilt waren.

Gunthard Stübs und Pommersche Forschungsgemeinschaft: Die Stadt Stolp im ehemaligen Stadt Stolp in Pommern, 2011

### 5 Blechtrommel

Eine schöne und bunte Blechtrommel für Kinder mit 2 Trommelschlägeln. Dieses Musikspielzeug ist eine tolle Art, den Kleinen die wunderbare Welt der Musik näher zu bringen und regt ihre Kreativität an. Durch das Erfinden eigener Stücke und das Improvisieren nach eigenem Geschmack entwickeln Kinder ihr musikalisches Empfinden und bauen Selbstvertrauen auf.

Internet 01/2022: <https://www.amazon.de>, Blechtrommel

### 6 Mädchenbildung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

In der Zeit um 1900 gehörte der Besuch eines Mädchenpensionats zur Standardbiografie der höheren Töchter. Das höhere Mädchenschulwesen war ein Schulsystem, dass nur den Töchtern der höheren Schichten offenstand. Die Erziehung der bür-

gerlichen Mädchen orientierte sich an einer dreifachen Bestimmung der Frau: der Bestimmung zur Gattin, zur Mutter und zur Vorsteherin des Hauswesens.

Neben den praktischen Aspekten des häuslichen Lebens sollte das bürgerliche Mädchen auch ein gewisses Maß an Allgemeinbildung erhalten; dieses aber nur insoweit als es den Aufgaben als Ehefrau, Hausfrau und Mutter dienlich war. Die Entstehung des Standes der Bürger hatte auch ein Statusdenken zur Folge. Die privaten höheren Mädchenschulen dienten oftmals dazu, die Erziehung der Töchter zur Dame zu vervollkommen und zur Prägung eines elitären Selbstbewusstseins, um dem Statusdenken der aufstrebenden städtischen Bürger zu genügen. Unterrichtet wurden die Fremdsprachen Französisch und Englisch, des weiteren Literatur und Handarbeiten. Aber auch Sport- (u.a. Tennis) und Musikstunden (Klavier) wurden erteilt.

Monika Kindermann: Die Mädchenbildung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts,  
Hausarbeit, 1997

## **7 Preußische Tugenden**

Ursprünglich galten die preußischen Tugenden lediglich für das Heer und wurden erst später von der preußischen Gesellschaft, die sich selbst zunehmend am Militär orientierte, übernommen. Charakteristisch für das preußische Gesellschaftssystem war eine strenge Hierarchie. So galten Treue, Selbstverleugnung zugunsten von Staat und König, Tapferkeit ohne Wehleidigkeit („Lerne leiden, ohne zu klagen“), Unterordnung, Mut und Gehorsam als erstrebenswert. Selbstdisziplin, eine unerlässliche militärische Tugend, umfasste auch Härte, gegen sich noch mehr als gegen andere.

Beispiele von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung:

Aufrichtigkeit, Bescheidenheit, Ehrlichkeit, Fleiß, Geradlinigkeit, Gerechtigkeitssinn, Ordnungssinn, Gewissenhaftigkeit, Pflichtbewusstsein, Redlichkeit, Sauberkeit, Sparsamkeit, Toleranz, Unbestechlichkeit, Zielstrebigkeit, Zuverlässigkeit.

Internet 01/2022

Walter Flex: Preußischer Fahneid. 1915 In: Ders.: Gesammelte Werke. Band 1, S. 73–74; books.google.de;

Ulrike Timm: Historiker plädiert für Rückbesinnung auf alte Tugenden. Vor 300 Jahren hatte Friedrich der Große Preußen mithilfe bürgerlicher Tugenden zum Blühen gebracht.

Deutschlandradio Kultur, 12. Januar 2012, abgerufen am 1. November 2014;

S. Tomezak: Die Ambivalenz preußischer Tugenden. (PDF); abgerufen am 30. Oktober 2014.



## Trier und Magdeburg

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

**D**ine hat ihn heute besucht. Sie hat ihn gewaschen, rasiert, den Mund gesäubert und eingecremt. Sie hat aus der Tageszeitung vorgelesen und ihm beim Trinken geholfen. Essen möchte er immer noch nicht. Den ganzen Nachmittag über ist sie geblieben. Gerade erst ist sie nach Hause gegangen.

Zurück nach Hause, das möchte er auch. Hier will er nicht bleiben. Wieder hat er sie gefragt, wann sie ihn mit nach Hause nehmen wird. Weihnachten, es ist doch bald Weihnachten. Weihnachten will er auf keinen Fall in diesem Heim feiern. Wieder weicht sie seiner Frage aus. Wenn es ihm besser gehe. Es geht ihm aber nicht besser, sondern schlechter. Er hat Zweifel, ob es nochmals besser mit ihm werden wird.

Die Weser ist nicht weit von hier entfernt, keine 200 Meter. Von Hannoversch Münden bis an die Nordsee; viel Fachwerk und Märchen. Weserbergland – dort wohnt sein Freund Bernhard, Weserkurier, Weserstation, Weserwehr, Weserrenaissance. Nicht nur Weser, auch Mosel, Elbe und Oder - er hat an vier bedeutenden deutschen Flüssen gelebt, aber nicht am Rhein und der Donau. Dine ist Rheinländerin, ein Rosenmontagskind, eng mit dem Fluss verbunden. Ihr Vater war Rheinschiffer. Er kannte alle Untiefen des Flusses. Während der amerikanischen Besatzungszeit hatte er die Militärs beraten und ihnen gesagt, welche Rheinbrücken sie sprengen sollten und welche nicht. Dafür hatten sie ihm Lebensmittel, Zigaretten und Flaggenstoff geschenkt. Aus dem Flaggenstoff hatte Dines Mutter Kleider für ihre drei Mädchen genäht.

Bevor er eingeschlummert ist, hat er über Orte nachgedacht. Von Stolp ging es nach Trier<sup>8</sup>, dem Ort mit römischer Geschichte. Frühling 1926, wieder stand ein Möbelwagen vor der Tür. Jetzt zogen sie nach Westen und Süden, ließen die Ostsee zurück. Weit weg von Onkel, Tante, Cousin und Cousine. Sein Vater hatte eine neue Stelle in Trier angenommen.

Trier, die Stadt an der Mosel, die 1926 noch unter französischer Besatzung stand. Seit er in Trier gelebt hat, interessiert er sich für Geschichte. Zusammen mit seinen Eltern unternahm er viele Ausflüge, sowohl zu den römischen Ausgrabungen als auch entlang der Mosel. Bei seinen späteren Reisen ist er dem Limes in Deutschland gefolgt.



Karl (Cousin) und Hans-Joachim Schmidt, Bromberg, 1928



Hans-Joachim mit Eltern, Trier 1929

Es war die Zeit der „Goldenen Zwanziger Jahre“<sup>9</sup>. Die Weimarer Republik mit der ersten deutschen demokratischen Verfassung. Wirtschaftlich ging es den Menschen, mit Einführung der Rentenmark und sechs Jahre nach Ende des ersten Weltkrieges, wieder



besser. Jeder berufliche Aufstieg seines Vaters war mit einer Gehaltserhöhung verbunden. Seine Eltern konnten es sich leisten, Reisen zu unternehmen.

Von Trier aus fuhren sie mit dem Zug in den Schwarzwald. Diese Reise gehört zu seinen schönsten Kindheitserinnerungen. Er weiß noch genau, wie er zum ersten Mal den bronzenen Hirsch auf einem Felsvorsprung stehen sah. Der Hirsch auf dem Felsen zwischen Himmel(reich) und Hölle(ental), der sich vor dem Jäger durch einen Sprung über eine Engstelle auf die andere Seite des Tals flüchten konnte. Nicht nur der Hirschsprung, auch der sehnliche Wunsch nach einer Kuckucksuhr bleibt dauerhaft im Gedächtnis.

In den 1970iger Jahren machte er mit seiner Frau und Tochter mehrfach Urlaub im Schwarzwald. Immer zog es ihn dann zum Hirschsprung. Ein Aufenthalt im Schwarzwald, ohne einen Blick auf den Hirsch geworfen zu haben, blieb unvollständig. Bei einem dieser Besuche erfüllte er sich seinen langgehegten Wunsch und kaufte eine echte Schwarzwälder Kuckucksuhr. Sie hängt immer noch in seinem Arbeitszimmer unterm Dach und erinnert ihn an seinen ersten Urlaub im Schwarzwald. Sie hat ein 1-Tag-Werk, das er regelmäßig aufzieht. Der Kuckuck soll aus dem Häuschen kommen und rufen. Er liebt diese Uhr. Ob Dine daran denkt, sie für ihn aufzuziehen?

3 Jahre später, sie wohnten immer noch in Trier, ereignete sich der „Schwarze Freitag“, der den Beginn der Weltwirtschaftskrise<sup>10</sup> einläutete. Während Ende Oktober 1929 die New Yorker Börse zusammenbrach und die Aktienkurse ins Bodenlose fielen, erhielt sein Vater die Beförderung vom Oberzollinspektor zum Zollamtman. Diesmal wurde er nach seiner Beförderung nicht sofort an eine neue Dienststelle versetzt. Sie blieben noch ein gutes halbes Jahr in Trier wohnen.

Im August 1930 verließen sie Trier zeitgleich mit den Franzosen. Von der Mosel zogen sie an die Elbe, in die Großstadt Magdeburg<sup>11</sup>. In Magdeburg wohnten sie sieben Jahre lang.

Im Elternhaus spürte er nichts von der Weltwirtschaftskrise. Sein Vater hatte als Beamter eine feste Anstellung in der Verwaltung und ein gesichertes Einkommen. 1930 betrug das Bruttoverdiensteinkommen seines Vaters 7.822 Mark und 20 Pfennige. Es erhöhte sich auch in den Folgejahren.

Wirtschaftlich ging es ihnen so gut, dass sich sein Vater ein neues Automobil kaufen konnte. Damit gehörten sie zu den wenigen Privilegierten, die in dieser Zeit ein Auto besaßen. Im November 1930 legte sein Vater die Fahrprüfung ab und fortan konnten sie jederzeit überall hinfahren, ohne den Zug benutzen zu müssen.



Familie Rudolf Schmidt,  
Lowinneck 1931



Karl und Hans-Joachim Schmidt,  
Lowinneck 1931



Karl (sen.) und Hedwig Schmidt mit ihren Kindern Karl (jun.) und Ruth;  
Lowinneck 1931

Der große Wagen hatte ein offenes Verdeck. Sein Vater war stolz auf seinen neuen Besitz und steuerte ihn sicher durch die Straßen. Im Sommer fuhren sie oft an die Elbe und in die Wälder der Umgebung. Er besitzt noch die Fotografie, auf der zu sehen ist, wie er zusammen mit seinem Cousin Karl im Fond des Wagens sitzt. Ein eigenes Auto besitzen, wie der Wunsch nach der Kuckucksuhr bleibt auch dieser Wunsch lange bestehen.

Dann kam der Tag, an dem er in das humanistische Gymnasium eingeschult wurde. Als erste Fremdsprache lernt er Latein. Latein hat er immer gemocht. Er war ein mittelguter Schüler. Seine Schulzeugnisse, bis auf das Abiturzeugnis, besitzt er nicht mehr. Sie sind bei der Flucht seiner Eltern aus Schlessien verloren gegangen.

Während sein Vater Karriere machte und im Dezember 1932 zum Zollrat befördert wurde, verloren in Deutschland immer mehr Menschen ihr Einkommen. Die Zahl der Arbeitslosen wuchs ständig und die Verelendung der Menschen wurde immer sichtbarer. Eine Krise machte sich weltweit bemerkbar.



Magdeburg 1931



Magdeburg 1931



Sommerurlaub 1934

In den Straßen wurde es lauter und politischer. Kommunisten und Nationalsozialisten wetterten gegen die demokratische Ordnung. Der Aufwärtstrend der NSDAP verstärkte sich mit den Reichstagswahlen 1930 und 1932. Die Machtergreifung Hitlers 1933. Hakenkreuzfahnen wehten, Braunhemden marschierten durch die Straßen, viele Menschen jubelten. Die Stimme, die aus dem Äther blechern tönte, ganze zwölf Jahre.

Im April 1933 verabschiedete die Reichsregierung das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums<sup>12</sup>. Das Gesetz zielte darauf ab, die Loyalität von staatlich und städtischen Beschäftigten gegenüber dem neuen Regime sicherzustellen und richtete sich besonders gegen Gegner der Nationalsozialisten, insbesondere Kommunisten, und Juden, die aus dem öffentlichen Dienst entlassen wurden.

Seine Eltern betrachteten mit Sorge, wie sich die politische Lage in Deutschland entwickelte. Sie waren nicht politisch engagiert, sondern zählten zu denen, die schwiegen und abwarteten, bis der Druck zu groß zu werden drohte. Sein Vater gehörte nicht zu den Märzgefallenen. Nach Inkrafttreten des Gesetzes stellte er nicht sofort einen Aufnahmeantrag in die Partei. Bis Ende 1934 trat er auch in keinen der Partei angegliederten Verbände ein. Doch man legte den Beamten immer nachdrücklicher nahe, Mitglied im Reichsbund der Deutschen Beamten zu werden. Aufrufe im "Völkischen Beobachter" appellierten an ihr Pflichtbewusstsein. Die Befürchtungen seines Vaters, die Stelle als Beamter in der öffentlichen Verwaltung zu verlieren, wuchsen stetig. Die Stimmung in der Familie wurde zusehends bedrückender. Existenzangst machte sich breit.

Schon früh bemächtigten sich die neuen Machthaber der Jugend. Unter der Überschrift "Deutsche Jugend marschiert"<sup>13</sup> warb die Hitlerjugend (HJ)<sup>14</sup> für den Eintritt in ihre Organisationen. Sie starteten Aufrufe zur Meldung im „Jungvolk“, einer Jugendorganisation für Jungen zwischen 10 und 14 Jahren. Anfangs ernteten die Mitglieder der HJ noch Spott. Das änderte sich mit der Zeit und nach und nach folgten immer mehr seiner Mitschüler diesen



Magdeburg, 1935

Aufrufen. Während sein Vater über eine Mitgliedschaft im Reichsbund nachdachte, überlegte er, ob er sich dem Jungvolk der Partei anschließen sollte.

Mit 14 Jahren meldete er sich 1935 freiwillig bei der gerade gegründeten Sonderformation der Marine-Hitlerjugend<sup>15</sup> in Magdeburg. Die Marine-Hitlerjugend empfand er als ruhigere und sachliche Formation innerhalb der HJ. Als Mitglied dieser Sondereinheit musste er Zeit für zusätzliche Dienste unter der Woche und Sonderschulungen an Sonntagen aufbringen. Schulung der Eliten. Dass sie sich von den Braunhemden unterschieden, sah man auch an ihrer Uniform.

Zeitgleich trat sein Vater dem Reichsbund der Deutschen Beamten<sup>16</sup> bei. Parteimitglied der NSDAP konnte er 1935 nicht werden, da immer noch keine neuen Mitglieder in die Partei aufgenommen wurden. 1936 meldete sich sein Vater als freiwilliges Mitglied in vier weiteren Verbänden an, darunter auch solchen, die der Partei nahestanden. Der Aufnahmestopp von neuen Mitgliedern in die NSDAP dauerte noch an.

Diese vier Verbände waren:

- die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt<sup>17</sup>
- der Verein für das Deutschtum im Ausland<sup>18</sup>
- der Reichskolonialbund<sup>19</sup>
- das Deutschen Roten Kreuz

Als der Aufnahmestopp in die NSDAP im April 1937 endete, war sein Vater bei den ersten, die ihr Eintrittsgesuch stellten. Bereits am 1. Mai 1937 wurde er Parteimitglied. Infolgedessen behielt er seine Stelle als Amtsvorsteher bei den Hauptzollämtern in Magdeburg, später Glogau und Posen bei. Amtsträger war sein Vater weder in der Partei noch in einem der Verbände.

Der Eintritt in die NSDAP war seiner Karriere förderlich. Am 1. April 1943 erhielt er seine Ernennung zum Regierungsrat. Die Dienstbezeichnung Regierungsrat war für seine Familie wichtig, damit schmückte sie sich gerne. Regierungsrat bedeutete Erfolg. Sie waren nicht irgendwer, sie waren jemand.



Karl, Ruth und Hans-Joachim Schmidt,  
Bromberg 1932



Hans-Joachim, Ruth und Karl Schmidt,  
Bromberg 1934

## Ergänzende Informationen

### 8 Trier

Trier, die älteste Stadt Deutschlands, ist römischen Ursprungs. Seit 1986 zählen die römischen Baudenkmäler zum UNESCO-Welterbe: das Amphitheater, die Barbarathermen, die Kaiserthermen, die Konstantinbasilika, die Porta Nigra und die Römerbrücke.

### 9 Goldene Zwanziger Jahre

Die "Goldenen Zwanziger" waren die Blütezeit der Weimarer Republik. Sie begannen 1924 mit der Einführung der Rentenmark und wurden 1929 durch die Weltwirtschaftskrise schon wieder beendet.

Weimarer Republik 1923: Die Inflation ist in vollem Gange, Papiergeld verliert immer schneller seinen Wert. Ab Herbst weigern sich die Bauern und mehrere Firmen, ihre Waren überhaupt noch gegen die Billionen-Scheine abzugeben. In Teilen der Republik kommt es zu Chaos und Plünderungen. Am 20. November 1923 wird die Rentenmark (spätere Reichsmark) eingeführt. Mit dieser Währungs-umstellung kann die Inflation gestoppt werden.

#### Stabilität auf Pump

Der Dawes-Plan sorgt dafür, dass die Kriegsreparationen aus dem Versailler Vertrag für die Weimarer Republik einfacher zu stemmen sind. Eine Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs beginnt. Der allerdings fußt auf Anleihen aus dem internationalen Ausland. Bis 1929 fließen rund 21 Milliarden Mark Kredite in die Republik – vor allem aus den USA.

Die Wirtschaft erholt sich auf ein gesundes Maß – ein wirkliches Konjunkturoberhoch gibt es eigentlich nur in den Jahren 1926 bis 1928. Im Vergleich zu den vorangegangenen Krisenzeiten ging es den Menschen jedoch so gut, dass sich die zweite Hälfte der Zwanziger Jahre geradezu "golden" anfühlte. In dieser relativ stabilen Situation kommt es außerdem in den Bereichen Wissenschaft, Kunst und Kultur zu einer Blütezeit.

So plötzlich, wie sie begonnen hatten, sind die "Goldenen Zwanziger" auch wieder zu Ende. Die Weltwirtschaftskrise stürzt auch die Weimarer Republik erneut in eine wirtschaftliche Krise. Soziale Konflikte treten wieder offen hervor und sorgen für politische Radikalisierung, die letztendlich im Nationalsozialismus gipfelt.

Internet 01/2022

<https://www.mdr.de/geschichte/weitere-epochen/weimarer-republik/goldene-zwanziger-ueberblick>

## **10 Weltwirtschaftskrise**

In den USA und in Europa setzte sich zunehmend nationaler Protektionismus durch, das Welthandelsvolumen fiel von 1929 bis zum Tiefpunkt der Rezession 1932 um 25 Prozent.

Firmenzusammenbrüche, Bankenschließungen und Massenarbeitslosigkeit waren die Folgen der Weltwirtschaftskrise. Zwischen September 1929 und Anfang 1933 stieg die Zahl der Erwerbslosen in Deutschland von 1,3 auf über sechs Millionen. Das Realeinkommen sank um ein Drittel, Armut und Kriminalität nahmen sprunghaft zu. Massenverelendung kennzeichnete in der Wirtschaftskrise das Alltagsleben breiter Bevölkerungsschichten.

Die allgemeine Katastrophenstimmung veränderte zunehmend die politischen Rahmenbedingungen. Mit Erfolg entfesselten die Gegner der Weimarer Republik von rechts und links eine beispiellose Agitation gegen die demokratische Ordnung. Der seit den Landtagswahlen 1929 eingesetzte Aufwärtstrend der NSDAP verstärkte sich mit den Reichstagswahlen 1930 und 1932.

LeMo1

<https://www.dhm.de/LeMo/>; Die Weltwirtschaftskrise; abgerufen 18. Januar 2022

## **11 Magdeburg**

Im Jahr 805 erstmals urkundlich erwähnt, war Magdeburg im Spätmittelalter eine der größten deutschen Städte und Zentrum der Reformation. Der Dom ist das Wahrzeichen der Stadt.

## **12 Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7.4.1933**

### § 1

(1) Zur Wiederherstellung eines nationalen Berufsbeamtentums und zur Vereinfachung der Verwaltung können Beamte nach Maßgabe der folgenden Bestimmungen aus dem Amt entlassen werden, auch wenn die nach dem geltenden Recht hierfür erforderlichen Voraussetzungen nicht vorliegen. (...)

### § 3

(1) Beamte, die nicht arischer Abstammung sind, sind in den Ruhestand (§§ 8 ff.) zu versetzen; soweit es sich um Ehrenbeamte handelt, sind sie aus dem Amtsverhältnis zu entlassen. (...)

### § 4

Beamte, die nach ihrer bisherigen politischen Betätigung nicht die Gewähr dafür bieten, daß sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat



eintreten, können aus dem Dienst entlassen werden. Auf die Dauer von drei Monaten nach der Entlassung werden ihnen ihre bisherigen Bezüge belassen. Von dieser Zeit an erhalten sie drei Viertel des Ruhegeldes (§ 8) und entsprechende Hinterbliebenenversorgung. (...)

Bot ein Beamter nicht die „Gewähr sich jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat einzusetzen“ konnte er entlassen werden. Der NS-Staat hatte sich also ein drückendes und die Existenz der Beamtenfamilien bedrohendes Instrument geschaffen. Die Beamtenschaft war nämlich noch durchweg männlich und die einzelnen Beamten die einzigen Ernährer ihrer Familie.

Jeder Beamte musste also ab April 1933, wollte er nicht die Existenz seiner Familie riskieren, ein „dienstlich einwandfreies Verhältnis“ zum „Nationalen Staat“, sprich zur Nazi-Partei, haben. Eine gänzliche Distanzierung von der „Bewegung“ – selbst die passive – wurde mit wenigen Ausnahmen nicht geduldet. Mindestens musste man Mitglied eines der Massenorganisationen der Partei sein z.B. im Nationalsozialistischen Rechtswahrerbund (NSRB).

Unter solchen Voraussetzungen war es kein Wunder, dass allein im April und Mai 1933 Millionen Anträge zur Aufnahme in die NSDAP gestellt wurden (die sog. Märzgefallenen). Die Lehrer z.B. waren schließlich im Laufe der Jahre zu fast 95 % Mitglieder der NSDAP. Die Mitgliedsnummern der Partei, deren Zählung allerdings durchaus systembedingte Lücken hatte, war bis 1945 auf Zahlen über 9 Millionen angestiegen.

Als Reaktion auf die vielen „Märzgefallenen“ wurde im April 1933 ein Aufnahmestopp in die NSDAP verhängt. Man musste in die ihr angegliederten Verbände, wie den NSLB oder den Reichsbund der deutschen Beamten eintreten, wenn man Karriere machen wollte (oder eben eine andere Partei nahe Gliederung), aber wenn man in diese nicht eintrat, wurde man nicht automatisch verfolgt.

Die umfassende Aufnahmesperre in die NSDAP erfuhr in der Folgezeit, neben den bestehenden Sonderregelungen, einige Lockerungen. So gestattete Reichsschatzmeister Schwarz 1937 mit der Anordnung 18/37 vom 20. April 1937 all denjenigen den Beitritt in die NSDAP zu ermöglichen, die seit der Machtübernahme in den Gliederungen und angeschlossenen Verbänden der Partei als Nationalsozialisten tätig gewesen waren.

Aachener Geschichtsverein

<https://www.aachener-geschichtsverein.de>; <https://www.geschichtsforum.de>; abgerufen am 16. Januar 2022

### 13 "Deutsche Jugend marschiert"

Im März 1933 wirbt die Hitlerjugend unter der Überschrift "Deutsche Jugend marschiert" für den Eintritt in ihre Organisationen. Sie tut dies in stark propagandistischer Sprache und mit einem absoluten Alleinvertretungsanspruch für die gesamte Jugend: "Durch jahrelange Unterdrückung gefesselt und gebunden, von dem Willen beseelt, an der Schaffung eines neuen Deutschlands regesten Anteil zu nehmen, durch das Volksurteil vom 5. März von den Ketten befreit, greift die Jugend nunmehr an und fordert ihr Recht! Deutsche Jugend will den neuen Staat mitaufbauen. Deutschlands Zukunft ist seine Jugend! Drum unsere Forderung: hinein in unsere Reihen, hinein in die Hitler-Jugend!"

Museen Köln

<https://www.museenkoeln.de>; Ausstellung, abgerufen am 16. Januar 2022

### 14 Hitlerjugend (HJ)

In Massenveranstaltungen verkündete Hitler seine Erziehungsziele propagandistisch-bildhaft. So forderte er in seiner Rede vom 14. September 1935, vor rund 50.000 HJ-Jungen im Nürnberger Stadion, sie sollten „flink wie die Windhunde, zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl“ sein: „Es wird nichts im Völkerleben geschenkt; alles muß erkämpft und erobert werden. [...] Ihr müßt lernen, hart zu sein, Entbehrungen auf euch zu nehmen, ohne jemals zusammenzubrechen.“

Ein körperlicher Aktivismus war es also, der zu den vorrangigen Merkmalen der HJ-Erziehung gehörte und den jugendlichen Betätigungsdrang zweckgerichtet kanalisieren sollte. Mit einem Großangebot an verschiedensten Wettkämpfen und Leistungsabzeichen wurde die „Auslese der Tüchtigsten“ gefördert und eine kämpferische Haltung zur Pflicht gemacht. „Nur Kampf und Sieg“, heißt es in der Dissertation eines HJ-Führers, „gibt dem Einzelnen wie auch dem ganzen Volk Stolz und Selbstvertrauen gegenüber seinen Widersachern.“

Der allgemeine Dienstplan der HJ sah bis zum Krieg einen je zwei-stündigen „Heimnachmittag“ vor. Hinzu kamen schon für das Jungvolk „Gelände-“ und „Schießdienst“. Einmal im Monat musste jede der vier Gliederungen in Uniform zu einem „Gruppenappell“ antreten, bei dem Dienstweisungen weitergegeben wurden. Ebenfalls einmal monatlich ging jede Gruppe der vier Hauptgliederungen auf eine Fahrt. Auf dem Tagesplan der Zeltlager standen Exerzieren, jede Art

von Sport, Schießübungen, Fahnenappelle und Geländemärsche. Die Sondereinheiten mussten zusätzlich zwei Abende für ideologische Schulung und einen Sonntag für praktische Dienste aufbringen.

de.academic

<https://deacademic.com>; abgerufen am 15. Januar 2022

### **15 Marine-Hitlerjugend**

Die Marine-HJ war innerhalb der Hitlerjugend eine Sonderformation wie die Nachrichten-, Motor- und Flieger-HJ und die Spielscharen. Sie wurde 1935 eingerichtet. Sie diente der Nachwuchsschulung der Kriegsmarine, später sollte sie den notwendigen Ersatz für diese stellen. Mit Blick auf das angestrebte Kriegsziel der Nationalsozialisten sollten die 'deutsche Seegeltung' ideologisch verankert und nach einem vermeintlichen Endsieg die Absolventen zum Aufbau der dann notwendigen Handelsflotte herangezogen werden.

Internet3

Michael Buddrus: Totale Erziehung für den totalen Krieg. Hitlerjugend und nationalsozialistische Jugendpolitik. Walter de Gruyter, München 1998, ISBN 978-3-11-096795-1, S. 192 ff. (bei Google Books [abgerufen am 22. Dezember 2015])

### **16 Reichsbund der Deutschen Beamten (RDB)**

Der RDB war die Gewerkschaft für deutsche Staatsbeamte im Deutschen Reich von 1933 bis 1945. Der RDB war ein der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) angeschlossener, berufsständischer Verband, der 1933 als Einheitsorganisation der Beamtenschaft gegründet wurde.

Der RDB fungierte als Dachverband für die Beamtenschaft, wurde in der Realität aber nur zu deren „Umerziehung“ im Sinne des nationalsozialistischen Systems missbraucht. Eine Interessenvertretung der Beamtenschaft war im Nationalsozialismus weder vorgesehen, noch wurde sie für notwendig gehalten.

Zu den Aufgaben des RDB gehörten insoweit die Erziehung und Schulung der Beamten im Sinne des Nationalsozialismus, also die Durchdringung der Beamtenschaft mit nationalsozialistischem Gedankengut und damit die Unterstützung der politischen Maßnahmen des nationalsozialistischen Staates sowie die Ausübung von Fürsorgemaßnahmen.

Die Mitgliedschaft war formell freiwillig, hinderte jedoch nicht daran, psychologischen Druck zum Beitritt auszuüben. So ließ Hermann Neef im "Völkischen Beobachter" verlautbaren, angesichts der Aufgaben und Ziele des RDB müsse es jeder deutsche Beamte als einen

an ihn gerichteten Auftrag empfinden, dem RDB beizutreten. Und in einem im Dezember 1933 in der Nationalsozialistischen Beamten-Zeitung (NSBZ) publizierten Aufruf hieß es, der Erwerb der Mitgliedschaft im RDB sei "Ehrenpflicht jedes deutschen Beamten"; wer ihm nicht angehöre, stelle sich gewissermaßen außerhalb des Volksganzen. In späteren Jahren wurde der Druck, dem RDB beizutreten, noch verschärft.

Internet4

[www.deutsche-digitale-bibliothek.de](http://www.deutsche-digitale-bibliothek.de); [www.dbb.de/der-dbb/organisation/chronik/gruendung-und-etablierung.html](http://www.dbb.de/der-dbb/organisation/chronik/gruendung-und-etablierung.html); [www.jura.uni-mainz.de/Dateien/Laubinger\\_Beamtenorganisationen\\_und\\_Gesetzgebung.pdf](http://www.jura.uni-mainz.de/Dateien/Laubinger_Beamtenorganisationen_und_Gesetzgebung.pdf)

### **17 Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV)**

Die NSV, kurz NS-Volkswohlfahrt, wurde am 18. April 1932 durch die Nationalsozialisten als eingetragener Verein gegründet und am 3. Mai 1933, nur wenige Monate nach der Machtergreifung, zur Parteiorganisation der NSDAP erhoben.

Die NS-Volkswohlfahrt, deren Mitgliederzahl lange vor Kriegsausbruch die 10-Millionengrenze überschritten hatte, war eine Institution der Partei. Ihre Anfänge reichten in die sogenannte „Kampfzeit“ der Partei zurück, in der sich in verschiedenen Reichsteilen Nothilfegruppen bildeten, um die in Saalschlachten verwundeten SA-Männer zu betreuen und um durch Hilfsmaßnahmen wie Verpflegungsküchen, Kleidersammlungen oder Obdach in Not geratenen SA-Männern und Parteigenossen zu helfen. Zu den Aktivitäten scheinen durchgehend gehört zu haben: Freitische bzw. SA-Küchen, Nähstuben, oft mit angeschlossenen Kleiderkammern oder auch Werkstätten, verschiedene Formen der Gefangenenhilfe sowie Familien- und Kinderhilfe verschiedener Art, gelegentlich mit Vermittlung von Patenstellen für Erholungsverschickungen von Kindern, Anfänge einer organisierten Winterhilfe.

Internet5

Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, H. Vorländer, NS-Volkswohlfahrt und Winterhilfswerk des deutschen Volkes

### **18 Verein für das Deutschtum im Ausland (VDA)**

Die Ursprünge des VDA liegen im "Allgemeinen Deutschen Schulverein", der zur völkischen Bewegung zählte und 1881 in Berlin mit dem Ziel gegründet wurde, das "Deutschtum" in der ganzen Welt zu fördern und zu schützen. Der Name des Vereins verwies auf einen

seiner Arbeitsschwerpunkte, die Gründung und Förderung deutscher Schulen im Ausland; nicht zuletzt deshalb gehörten ihm zahlreiche Lehrer an. Dahinter stand das Interesse, die deutschen Minderheiten als Hebel für eine Ausdehnung des deutschen Machtbereichs zu benutzen und letztlich ein "Großdeutsches Reich" zu errichten.

Nach der Machtübernahme 1933 wurde der VDA in "Volksbund für das Deutschtum im Ausland" umbenannt, um seinen neuerlichen Bedeutungszuwachs und seinen grenzübergreifenden Wirkungsanspruch zu verdeutlichen. Er widmete sich auch weiterhin der Förderung des großdeutschen Nationalismus mit Hilfe deutscher Minderheiten. 1939 wurde ihm die alleinige Zuständigkeit für "Volkstumsarbeit" im Ausland übertragen. Im Krieg engagierten sich führende Vertreter des VDA als Planer der nationalsozialistischen Rassen- und Vernichtungspolitik. Der VDA wurde von den Alliierten nach der Niederlage des NS als "nazistische Organisation" verboten.

Internet6

[www.Jugend1918-1945.de](http://www.Jugend1918-1945.de), abgerufen am 16. Januar 2022

## 19 Reichskolonialbund (RKB)

Der RKB war die Sammlungsorganisation unter Franz Ritter von Epp in der Zeit des Nationalsozialismus, in der zwischen 1933 und 1943 alle Kolonialorganisationen (u. a. Deutsche Kolonialgesellschaft) zusammengefasst waren. Der Reichskolonialbund gab Zeitungen und eine Vielzahl von Agitationsschriften heraus, organisierte Vorträge und warb mit diversen Mitteln darum, die „koloniale Frage“ offen zu halten. Die wichtigsten regelmäßigen Publikationen zwischen 1937 und 1943 waren „Kolonie und Heimat“ und die „Deutsche Kolonialzeitung“. Der Reichskolonialbund führte neben dutzenden Kolonialausstellungen auch Reichskolonialtagungen durch.

Zum Dezember 1938 überschritt die Mitgliederzahl die ursprünglich von der NSDAP festgesetzte Höchstgrenze von 1 Million Mitglieder und wuchs weiter. Kurz vor der Auflösung gliederte sich der RKB am 1. Januar 1943 in 41 Gauverbände, ca. 900 Kreisverbände und 12.800 Ortsverbände. Er hatte inzwischen 2.160.000 Mitglieder, darunter ca. 50.000 ehrenamtliche Amtsträger.

Internet7

Klaus Hildebrand: Vom Reich zum Weltreich. Hitler, NSDAP und die koloniale Frage 1919–1945 (= Veröffentlichungen des Historischen Instituts der Universität Mannheim. 1, ZDB-ID 1111086-7). Fink, München 1969, (Zugleich: Mannheim, Universität, Dissertation, 1967: Hitler, NSDAP und koloniale Frage, 1919–1945.



## Glogau

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

Seine Tochter hat ihn am Nachmittag besucht und aus der Tageszeitung vorgelesen.

*„Nach den einschneidenden Veränderungen im November wurden einzelne Dienststellen der Stasi besetzt, um die Vernichtung von Akten zu stoppen. An Runden Tischen verhandelten die Kräfte des alten Regimes mit Vertretern der Bürgerbewegung über die Auflösung der SED-Diktatur.“*

<https://www.stasi-unterlagen-archiv.de/geschichten/die-stasi-im-jahr-1989/dezember-1989>

Jetzt ist er müde. Er kann seine Augen nicht offenhalten. Seit der Maueröffnung liegt er in diesem fremden Zimmer. Bau der Mauer 1961. Das Jahr, in dem sein Vater starb, im Osten, kurz bevor sie den letzten offenen Übergang zwischen Ost- und Westdeutschland geschlossen hatten. Seit einem Monat sind die Grenzen wieder geöffnet. Jetzt könnte er einfach nach Naumburg reisen. Er hätte nicht gedacht, dass er die Wiedervereinigung Deutschlands noch erleben würde.

Von der Großstadt in die Provinz. 1937 zogen sie von Magdeburg nach Glogau<sup>20</sup> in Schlesien um. Glogau, die Stadt an der Oder, in der er vor dem Krieg seinen letzten Wohnsitz hatte. Glogau, die Stadt aus der seine Eltern im Februar 1945 vor den Russen flüch-

ten mussten. Heute liegt Glogau auf polnischem Staatsgebiet. Schlesien ging verloren, die Wunden sind bei vielen Vertriebenen noch immer nicht verheilt. Er hat kein Interesse an schlesischen Heimatvereinen und Landsmannschaften. Für ihn ist Glogau nur eine weitere Stadt, in der er einige Zeit gelebt hat, weil sein Vater dorthin versetzt worden war, um die Leitung des Hauptzollamtes zu übernehmen. Das Stadtbild von Glogau bleibt in seinen Erinnerungen so, wie es im Sommer 1944 war, als er die Stadt verlassen musste, um in Kurland zu kämpfen. Er kehrte nie wieder nach Glogau zurück, auch nicht zusammen mit seinem Freund Bernhard, der Ende der 1970iger Jahre eine Studienreise dorthin organisierte. Die Vorstellung, mit ehemaligen Klassenkameraden nach Glogau zu reisen, behagte ihm überhaupt nicht. Hinter den Eisernen Vorhang zurückzukehren, kam für ihn zu keiner Zeit in Frage. Er hatte damit abgeschlossen.



Hans-Joachim; Glogau 1938



Seine neue Schule war das Fridericianum Glogau<sup>21</sup>. Das (staatliche) katholische (Jungen-) Gymnasium war klein und traditionell ausgerichtet. Es fiel ihm schwer, sich dort einzugewöhnen Er, der evangelisch Getaufte, konnte nur an dieser Schule sein Abitur ablegen, weil sie hier die Fremdsprachen lehrten, mit denen er in Magdeburg begonnen hatte.

Schmidtel, seine Mitschüler nannten ihn Schmidtel.

Er freundete sich mit den beiden Außenseitern der Klasse an. Die einzigen Freunde, die ihn lebenslang begleitet haben. Albrecht kommt aus einfachen Verhältnissen, nicht aus einer gutbürgerlichen Familie, wie alle anderen Mitschüler. Albrechts Mutter war Witwe und brachte ihre Familie als Wäscherin durch. Bernhard, der jüngste Schüler der Klasse, ist der Sohn ihres Mathematiklehrers. Bernhard hat viele Geschwister. Er besuchte den Schulfreund oft zuhause, denn dort war alles voller Leben, anders als in seinem stillen Elternhaus. Dort fand er die Freiheit, die er zuhause vermisste. Seine Eltern erdrückten ihn mit ihrer Liebe und ihrem ausgeprägten Pflichtgefühl.

Er sieht sich noch vor der Gartentür des Schulfreundes auf der stillen Straße stehen. Den Abschied zögerten sie so lang hinaus, bis die Schwestern des Schulfreundes ihnen schließlich Stühle und Teller mit den abendlichen Bratkartoffeln herausbrachten, damit sie nicht verhungerten. Die Tage zusammen mit den Freunden im großen Garten, unbeschwert im Sommer, waren seine schönsten Tage in Glogau.

Das nationalsozialistische Gedankengut verbreitete sich überall. Die Hetze gegen die Juden beschränkte sich nicht allein auf Großstädte wie Magdeburg, auch in der niederschlesischen Provinz war sie sichtbar. Nicht nur bei der Hitlerjugend wurde über die "Rassentheorien", eines der grundlegenden Elemente der nationalsozialistischen Weltanschauung, gesprochen, sondern auch an seinem katholischen Gymnasium. Viele dieser Theorien basierten auf einem rassistisch motivierten Antisemitismus, der das Judentum nicht als Religion anerkannte. Juden wurden als eine fremd-

artige und minderwertige Rasse beschrieben und man unterstellte ihnen, die Weltherrschaft anzustreben. Einer seiner beiden jüdischen Mitschüler verließ 1937 die Schule und wechselte an ein jüdisches Gymnasium in Berlin.

*„Ich erfuhr schon als Kind von den großen Spannungen der damaligen Zeit, erlebte als Kind und heranwachsender Jugendlicher die Auseinandersetzung zwischen Christen, zwischen Juden und Nationalsozialisten und deren alles beherrschenden Thesen und Praktiken. Je länger die Nazierrschaft dauerte, umso mehr hörte man von Menschen, die plötzlich verhaftet, ins KZ gebracht, ja sogar hingerichtet wurden, weil sie den Nazis unlieb aufgefallen waren. Diese Angst machte auch jeden wirksamen Widerstand äußerst schwierig.*

*Ein zweites grausiges Tun der Nazis wurde der Bevölkerung bekannt: die "Vernichtung lebensunwerten Lebens" wie die Formulierung amtlich hieß. Sie bezog sich zunächst auf die Tötung von Geisteskranken. Von Mund zu Mund sprach es sich herum, daß immer mehr Angehörige von in Anstalten lebenden Geisteskranken plötzlich die Mitteilung erhielten, ihr Patient sei schwer erkrankt und dann gestorben und daß später den Angehörigen eine Urne mit der Asche des Verstorbenen zugestellt wurde.*

*Von der Religion abgesehen waren Juden für unsere Familie ganz normale Mitbürger. In unserm katholischen Gymnasium Fridericianum hatten wir bis 1938 einige jüdische Mitschüler. Schon als Schüler wurden wir über die geistigen Grundlagen des nazistischen Rassen, insbesondere Judenhasses aufgeklärt. Man konfrontierte uns mit den Ideen von Alfred Rosenberg. Dieser hatte die These verkündet, es gäbe zwei Rassen von Menschen: zunächst die gute nordische Rasse. Ihre Kennzeichen sind Heldenhaftigkeit, Großherzigkeit, Ehre, Würde, Selbstbehauptung, Stolz. Sie träumt lichte Träume von Schönheit und Eros, Zucht, Ehre, Pflicht, vom Herrschen und Schaffen, sie ist die ausschließliche Trägerin aller Kultur, allen Kulturfortschritts, von ihr*

*strahlt der Sinn der Weltgeschichte aus. Sie ist die gute Rasse. Ihr gegenüber steht die afrikanisch-vorderasiatische Mischrasse, die Gegenrasse, von der alles Zauber- und Hexenwesen, Magie und Ekstasik, Dämonie und Satanismus, Hetärentum und Päderastie, Matriarchat, Amazonentum und Geschlechtskollektivismus, Intoleranz, triebhaftes Bastardtum, Schmarotzertum und die Verneinung des Volkstums herrührt. Hauptvertreter dieser bösen Rasse seien die Juden. Alles, was von dieser Gegenrasse kommt, muß minderwertig und verderbt sein. Jede Kritik an diesem "Mythos" wurde verboten.*

*In unserer Heimatstadt Glogau gab es eine ganze Reihe jüdischer Mitbürger. Darunter waren Geschäftsleute, wie die Besitzer des großen Bekleidungs- und Stoffgeschäftes Hauerwitz, des Herrenausstatters Breslauer am Markt gegenüber unserer Schulkirche, Ärzte, wie der Kinderarzt Dr. Lindemann, der Hautarzt Dr. Getzel und Rechtsanwälte, wie Dr. Jacobsohn. Es waren lange Zeit geachtete Mitbürger gewesen. 1936 und 1937 sah man an Zäunen und Wänden häufig Parolen in schwarzer Schrift wie: "Die Juden sind unser Unglück" oder "Kauft nicht bei Juden". Ich erinnere mich sehr deutlich, solche Parolen am Bahnhofsvorplatz in Glogau gelesen zu haben.*

*Wir mußten von der Schule aus auch Filme ansehen, in denen darauf hingewiesen wurde, daß in Deutschland sehr viele jüdische Künstler, Rechtsanwälte, Ärzte und Journalisten arbeiteten und daß sie einen verderblichen Einfluß auf unser Volk hätten. Sie allein veranstalteten z.B. Revuen mit halbnackten Tänzerinnen, daran könne man ihre ganze Verderbtheit und Unmoral erkennen.*

*Pogromnacht, 9. November 1938*

*Als ich dann zur Schule ging, sah ich die eingeschlagenen Fensterscheiben bei dem Geschäft von Breslauer, verwüstete Auslagen und einige auf der Straße herumliegende Kleidungsstücke. Während des Unterrichts brachte der Hausmeister einen "Umlauf" des Direktors Conrads, in dem uns strengstens verboten wurde, in der Pause den*

*Schulhof zu verlassen. Wir erfuhren aber von Mitschülern, die auf ihrem Schulweg auf der Wingenstraße an der Synagoge vorbei gegangen waren, daß die Synagoge brenne. Durch einen Hinterausgang bei der Pedellwohnung gingen wir in kleinen Gruppen doch hinaus und liefen zu der nahe gelegenen, brennenden Synagoge. Auf dem Heimweg nach der Schule machte ich einen Umweg durch die Stadt und sah dabei auch die anderen jüdischen Geschäfte verwüstet, auch das Kaufhaus Wertheim.*

*Die Synagoge lag in Glogau unmittelbar neben dem katholischen St. Elisabeth-Krankenhaus. Sie war vom Krankenhaus nur durch die Brandmauer getrennt. In der Nordschlesischen Tageszeitung (Nota) konnte man am nächsten Tage lesen, daß die Volksseele in der Nacht vom 9. zum 10. November plötzlich zu kochen angefangen habe und es daraus spontan zu den Taten gegen die Juden gekommen sei. Die Mutter unseres Mitschülers Hans-Ludwig Abmeier lag zu dieser Zeit gerade auf der gynäkologischen Abteilung des St. Elisabeth-Krankenhauses. So erfuhren wir von Hans-Ludwig, daß die Glogauer Feuerwehr schon mehr als 24 Stunden vorher wußte, daß die Volksseele kochen würde und schon den ganzen 9. November über damit beschäftigt war, Brandschutzmaßnahmen für die Nachbarhäuser zu treffen. So wußten wir, daß der Pressebericht eine Lüge war.*

*Unsere jüdischen Mitschüler durften nach diesen Pogromen nicht mehr die Schule besuchen. Die Jüdischen Mitbürger mußten alle an Ihrer Kleidung gut sichtbar einen schwarzen Judenstern auf gelbem Grund tragen, in dessen Zentrum stand: Jude. “*

(6) Dr. Heidecker 1995

Abitur-Jahrgang 1939. Zu dieser Zeit wussten er und seine Mitschüler nicht, dass sie die Abschlussklasse besuchten, die das letzte Friedensabitur ablegte. Jahre nach dem Krieg dachte ihr Deutsch- und Musiklehrer Dr. Schnabel mit Freude an seine Abschlussklasse zurück.

*„Wir hatten ein ausgezeichnetes menschliches Verhältnis. Bei einem großen Teil der Klasse war die Aufnahmebereitschaft und die Aufgeschlossenheit für künstlerische Fragen groß.“*

Blaues Heft des Fridericianum Glogau 2000

Ihre Zukunft war düster und ungewiss. An eine Ausbildung oder ein Studium war zunächst nicht zu denken. Unmittelbar nach dem Abitur mussten sie ihren halbjährigen Einsatz für den Reichsarbeitsdienst<sup>22</sup> leisten. In diese Zeit fiel der Kriegsbeginn. Blitzkrieg, Polen wurde von den Deutschen überrannt.

Die drängenden Fragen, die sie sich während der Zeit beim Reichsarbeitsdienst stellten und die gut überlegt werden mussten: Sollten sie sich sofort freiwillig zum Wehrdienst melden oder war es besser abzuwarten, bis sie eingezogen wurden? War die angestrebte Offizierslaufbahn gefährdet, wenn man sich nicht freiwillig meldete?

Mit Vollendung ihres 20. Lebensjahres mussten sie für zwei Jahre ihren aktiven Dienst in der Wehrmacht ableisten. Eine Verweigerung war nicht möglich. Meldeten sie sich nicht freiwillig, blieb ihnen vielleicht noch ein Jahr Zeit, bis sie den Einzugsberufungsbescheid erhielten. Und was sollten sie in dieser Zeit tun, eine Ausbildung oder ein Studium beginnen? Noch während ihrer Zeit beim Reichsarbeitsdienst wurden alle gemustert.

*„Sein Vater hat ihm geraten, am Beginn des Krieges, als er in der Abiturklasse war: „Junge, der Krieg wird lange dauern, das ist kein Blitzkrieg. Ich rate dir, dass du dich freiwillig meldest und versuchst, die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Du musst sowieso dabei sein.“*

(7) Schönbeck 2018

Anfang September erhielt seine Familie die schreckliche Nachricht, dass sein Cousin Karl im Dorf Hopfengarten bei Bromberg<sup>23</sup> von einer polnischen Bürgerwehr ermordet worden war, die sich aus Freiwilligen, unter anderem Angehörigen paramilitärischer Verbände, und jugendlichen Pfadfindern zusammensetzte. Karl war unter den ersten Opfern, die dieser Krieg forderte. Karl, mit dem er gerne Zeit verbracht hatte, wenn er mit seinen Eltern Onkel und Tante auf ihrem Hof besuchte. Karl war erst 19 Jahre alt, als er sterben musste. Ungefähr 400 deutsche Zivilisten starben bei diesen Übergriffen auf die deutsche Minderheit. Die Ereignisse wurden später als Bromberger Blutsonntag bezeichnet. Der von Teilen der polnischen Öffentlichkeit seit Jahrzehnten geschürte Hass gegen die vor Ort lebenden Deutschen, die Verzweiflung über die schnelle und unerwartete Niederlage der eigenen Armee sowie die berechtigte Empörung über das Verhalten mancher Deutscher angesichts des Vormarsches der Wehrmacht ließen eine Eigendynamik entstehen, die von Niemandem zu stoppen war. Die Ermordung seines Cousins hatte wohl Einfluss auf seine Entscheidung, sich freiwillig zur Kriegsmarine zu melden.

Die große Enttäuschung. Die Musterung fiel nicht so aus, wie er es erwartet hatte. Trotz langjähriger Mitgliedschaft in der Marine-Hitlerjugend wurde er aufgrund seiner Kurzsichtigkeit als ungeeignet für den Dienst in der Marine eingestuft.

Schwere Artillerie statt Marine – eine bleibende Enttäuschung.

Statt Ausbildung und Studium Kanonenfutter. Sie waren nur Kanonenfutter. Was sie erst nach dem Krieg erfahren sollten, ihr Jahrgang 1921 war der mit dem größten Anteil an allen gefallenen Soldaten<sup>24</sup>. Bis zum silbernen Abitur 1964 gelang es seinem Freund Bernhard, die Schicksale ihrer Klassenkameraden zu klären<sup>25</sup>. Fast die Hälfte seiner Mitschüler verloren ihr Leben im Krieg. Allein vier starben in den letzten Kriegsmonaten im Jahre 1945. Der Lebensweg der Überlebenden war durch Krieg, Not und Vertreibung gezeichnet.

## Ergänzende Informationen

### **20 Geschichte der Stadt Glogau**

Glogau, an der Niederen Straße und einem günstigen Übergang über die hier gespaltene Oder gelegen, gehörte über viele Jahrhunderte hinweg zu den wichtigsten Städten Schlesiens. Die seit dem späten Mittelalter aufgrund ihrer strategischen Lage prosperierende Stadt litt im 30jährigen Krieg großen Schaden, von dem sie sich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts erholte. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts, nach 1740, wurde Glogau zu einer Festung ausgebaut, was sein Erscheinungsbild nachhaltig prägte.

1939 hatte die Stadt 33.500 Einwohner. Das Theater, die Singakademie, die Schulen und der Flemmingverlag machten sie zu einem Kulturzentrum.

Internet8

<https://www.glogauerheimatbund.de/pages/geschichte.html>;  
abgerufen 20. Januar 2022; Prof. Dr. G Rhode, Geschichte Polens

### **21 Jesuitenkolleg in Glogau – Katholisches Gymnasium (Die blaue Penne)**

Gründungsjahr und Beginn des geregelten Unterrichtsbetriebs 1626. Das Kolleg diente in verschiedenen Kriegen als Lazarett und Proviantamt. Es brannte mehrfach ab. 1892 erfolgte deshalb die Neugründung eines Knabenkonvikts.

In der Zeit um 1900 fanden in der Schule die staatlicherseits angeordneten patriotischen Feiern an den „vaterländischen Gedenktagen“ statt (z.B. Geburtstag Kaiser Wilhelm II., Sedantag). Dadurch wurde bei den Jungen die nationale Gesinnung geweckt und verstärkt – die Bereitschaft zum Einsatz für Deutschland).

1906 wurde das neue Konvikt für 100 Schüler erbaut. Die Schule nahm nur Jungen auf, begann in Sexta mit Latein als erster Fremdsprache, hatte ab Quarta Französisch als zweite Fremdsprache, ab Untertertia Griechisch als dritte. Als Wahlfächer wurden ab Obersekunda Englisch und – wichtig für angehende Theologen – Hebräisch angeboten.

Die Zahl der Schüler hielt sich daraufhin bei 250 – 260. Die Schüler kamen aus der ganzen Diözese, aus Posen und Pommern. Dem Brauch der Zeit entsprechend erhielt 1926 beim 300jährigen Jubiläum

die Anstalt den Beinamen „Fridericianum“. Zu allen Zeiten und in allen Klassen hatte es evangelische und jüdische Mitschüler an der Schule gegeben.

Prof. Dr. Hoffmann, Dr. Abmeier 1997  
Prof. Dr. H. Hoffmann, Die Jesuiten in Glogau; Dr. H.-L. Abmeier,  
Neuer Glogauer Anzeiger 1997

## **22 Reichsarbeitsdienst**

Seit 1935 war im NS-Regime der halbjährige Arbeitsdienst für männliche Jugendliche zwischen 18 und 25 Jahren obligatorisch, für weibliche freiwillig. Unter dem Motto "Mit Spaten und Ähre" zogen diese Arbeitskolonnen durch Deutschland, die - meist tatsächlich nur mit Spaten ausgerüstet - Moore trockenlegten, neues Ackerland kultivierten oder beim Bau der Reichsautobahnen und des Westwalls mitwirkten.

Die kaum über dem Arbeitslosengeld liegende Bezahlung des Dienstes machte deutlich, dass es sich bei diesen Einsätzen im Wesentlichen um einen - wie es offiziell hieß - "Ehrendienst am deutschen Volke" handelte. Der Arbeitsdienst und das Leben im Arbeitslager mit militärischer Ausbildung waren "nationalsozialistische Erziehungsarbeit", die im Sinne der Volksgemeinschaft Standesunterschiede beseitigen und die Gesinnung fördern sollten.

LeMo2  
<https://www.dhm.de/LeMo>; Der Reichsarbeitsdienst (RAD);  
abgerufen 20. Januar 2022

## **23 Bromberger Blutsonntag**

Am 3. und 4. September 1939 kam es in der westpreußischen Stadt Bromberg (polnisch Bydgoszcz) zu Übergriffen auf die deutsche Minderheit. Angehörige einer polnischen Bürgerwehr ermordeten in der Stadt und dem Umland schätzungsweise 400 Zivilisten. Die nationalsozialistische Propaganda nutzte diese von ihr als „Bromberger Blutsonntag“ bezeichneten Ereignisse, um den Überfall der Wehrmacht auf Polen und die brutale Besatzungspolitik zu rechtfertigen.

Im Frühjahr 1939, nachdem der Reichskanzler Adolf Hitler der Wehrmachtsführung die Pläne für den Überfall auf Polen bekanntgegeben hatte, begann die nationalsozialistische Propaganda eine antipol-



nische Kampagne. Presseartikel und Filme prangerten die vermeintliche Verfolgung der deutschen Minderheit im Nachbarland an. Damit wurden gezielt antipolnische Ressentiments geschürt.

In den ersten Septembertagen drangen die Wehrmachtsverbände in Nordpolen rasch vor. Eine aus Pfadfindern und Freiwilligen zusammengestellte Bürgerwehr sollte für die Sicherheit in Bromberg sorgen. Die allgemeine Panik und Gerüchte über Angriffe der deutschen Minderheit auf versprengte polnische Soldaten lösten am 3. September eine Jagd auf die deutschen Bewohner aus. Innerhalb von zwei Tagen fielen ihr in Bromberg und Umgebung etwa 400 Menschen zum Opfer.

Als Vergeltung ermordeten Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes (SD) sowie Wehrmachtseinheiten nach der Eroberung Brombergs Tausende Menschen. Außerdem verurteilte ein nationalsozialistisches Sondergericht mehr als 200 Polen wegen der Übergriffe auf die deutsche Minderheit zum Tode. Noch im September 1939 setzten die Deutschen eine Untersuchungskommission ein. Sie war weniger an einer Aufklärung der Geschehnisse interessiert, sondern vielmehr an einer nachträglichen Rechtfertigung des Überfalls auf Polen. So wurde die Zahl der Toten bewusst überhöht und manipulierte Fotografien von Opfern des „Bromberger Blutsonntags“ in Umlauf gebracht.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs untersuchten wiederum polnische Kommissionen die Vorfälle vom September 1939. Sie kamen zu dem Schluss, dass in Bromberg Deutsche gezielt auf Polen geschossen und damit die Übergriffe provoziert hätten. Die Publizistik der Vertriebenenverbände in der Bundesrepublik machte hingegen die Polen für die Morde verantwortlich und hielt an den Opferzahlen der nationalsozialistischen Propaganda fest. Der Ablauf der Ereignisse, die Verantwortlichkeit für die Übergriffe und die genaue Zahl der Opfer sind bis heute umstritten. Auch eine 2008 vom polnischen Institut des Nationalen Gedenkens veröffentlichte umfangreiche Dokumentation konnte nicht zur endgültigen Klärung beitragen.

LeMo3

<https://www.dhm.de/lemo/kapitel/der-zweite-weltkrieg/kriegsverlauf/bromberger-blutsonntag.html>;  
abgerufen 23. Februar 2023

## 24 Männer des Geburtsjahrgangs 1921

Stärke des Jahrgangs:	735.206
Einberufungszeitpunkt:	ab 1. Februar 1941
am 4.8.1941 in Dienst stehend:	575.000
am 4.8.1942 in Dienst stehend:	610.000
am 15.12.1943 in Dienst stehend	195.403
bis 8.5.1945 gefallen:	286.380
Anteil an allen gefallenen Soldaten:	38,95%

Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Band 5  
Organisation und Mobilisierung des deutschen Machtbereichs. 2 Halbbände,  
Deutsche Verlags-Anstalt, München 1988/99

## 25 Schicksal der Schüler der Abiturklasse 1939 am Fridericianum Glogau

Alfred	fiel an der Ostfront im September 1943
Albrecht	war Jagdflieger und Fluglehrer. Er geriet nach dem Krieg bei der Suche nach seinen Angehörigen in der Sowjet-Zone in russische Gefangenschaft. 1949 entlassen, legte die Gesellenprüfung als Maurer ab, besuchte danach die Ingenieurschule in Regensburg und wurde Technischer Oberamtsrat in der Stadtverwaltung Regensburg
Bernhard	wurde an der russischen Front schwer verwundet; geriet bei Kriegsende in amerikanische Gefangenschaft und konnte vor der vermutlichen Übergabe an die Sowjets fliehen; Gymnasiallehrer für Mathematik, Physik und Chemie in Holzminden
Eberhard M.	vermisst im Osten im März 1945
Eberhard W.	studierte Medizin zwischen verschiedenen Fronteinsätzen; flüchtete nach Kriegsende über die Elbe in den Westen; Facharzt für

	Neurologie und Psychiatrie und Landesmedizinrat an der Landesheilanstalt Warstein. Starb zusammen mit seiner zweiten Frau bei einer Flugzeugkatastrophe im April 1967 in Nikosia (Zypern)
Eduard	war nach dem Krieg im gehobenen Justizdienst in Stuttgart
Erich-Wilhelm	vermisst im Osten im Januar 1945
Franz	war Fallschirmjäger und geriet in englische Gefangenschaft. Im September 1945 entlassen; wurde Justizoberinspektor in Weiden
Fritz S	wurde als Fallschirmjäger im Sommer 1943 in Italien vermisst
Georg	wurde im Krieg schwer verwundet; studierte und promovierte in der DDR Jura und kam 1954 in die Bundesrepublik
Hans-Heinrich	fiel in Russland am 5. Juli 1941
Herbert	studierte zwischen Truppeneinsätzen Medizin und wurde Truppenarzt. Bis 1947 in Leipzig an der Universitätsklinik, später Prof. für Kinderheilkunde an der Freien Universität Berlin
Hubert	fiel in Russland am 4. Juli 1941
Joachim	geriet als Leutnant in russische Gefangenschaft, konnte erst 1953 zurückkehren; wurde 1958 in Königstein zum Priester geweiht
Johannes B.	Klassenprimus; geriet als Nachrichtenfürer in amerikanische Gefangenschaft; im Dezember 1945 entlassen; wurde Lehrer für Musik und Latein in Meißen; floh im November 1955 in den Westen; studierte Pädagogik und

	wurde Volksschullehrer in Harburg; später Gymnasiallehrer für Musik und Latein in Neu-Wulmstorf
Johannes F.	wurde im Krieg schwer verwundet; wurde Volksschullehrer in Frankfurt (Main)
Karl-Heinz	fiel in Kurland am 19.02.1945
Ulrich	fiel in Russland im November 1941
Wolfgang	fiel in den letzten Kriegstagen in Berlin
<p>Blaues Heft des Fridericianum Glogau 2000, Der Abitur-Jahrgang 1939</p>	

## Militärische Ausbildung

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

Am liebsten würde er aufstehen, sich rasieren, waschen und Anziehen. Dann ins Auto steigen und nach Cuxhaven fahren. Noch einmal auf der *Alten Liebe*<sup>26</sup> stehen und mit dem Feldstecher oder Gucki die elbaufwärts und elbabwärts fahrenden Schiffe betrachten. Es gibt kaum einen besseren Zeitvertreib. Sich über die Lautsprecherdurchsage über die vorbeifahrenden Schiffe informieren: läuft unter der Flagge von, auf der Fahrt von - nach, Bruttoregistertonnen, Art der Ladung.

Die Tage am Meer waren gute Tage. Mit Frau und Tochter an der Kugelbake. In Döse für einen Tag einen Strandkorb mieten. An der Strandpromenade ein Eis essen. Den beiden Frauen beim Wattlaufen nachsehen. Eine Stunde werden sie unterwegs sein. Nach Neuwerk laufen sie nicht.

Es ist Dezember. Dezember ist kein guter Monat für Strandausflüge. Bremerhaven wäre möglich. Das Schifffahrtsmuseum und die Museumsschiffe im Hafenbecken besichtigen. Ob die Schiffe im Dezember für Besucher überhaupt geöffnet sind? Und das U-Boot?

Kriegsmarine. Sie lässt ihn nicht los. Alle Filme, die nach dem Krieg gedreht wurden, hat er gesehen.

- Großer Atlantik
- Die Caine war ihr Schicksal
- Duell im Atlantik
- Das Boot

Heer statt Marine. Als Oberschüler, der eine Laufbahn als Reserveoffizier anstrebte, wurde er als Bewerber für die Offizierslaufbahn bei der schweren Artillerie<sup>27</sup> in die Wehrmacht aufgenommen. Anfang 1940 begann seine militärische Ausbildung zum Artilleristen. Er wurde der schweren Artillerie-Ersatz- und Ausbildungsabteilung (motorisiert) 54<sup>28</sup> zugeteilt, die man in Glogau aufgestellt hatte.



Glogau 1939

Artillerie, der militärische Sammelbegriff für großkalibrige Geschütze. Wieviel sie bei der Artillerie gewesen waren, das hatte er mal nachgeschlagen. Nach Mobilmachung umfasste die Artillerie der Wehrmacht 1940 fast eine halbe Million Soldaten.

Zu Beginn des Krieges war die Wehrmacht sehr erfolgreich. Eine der Säulen für den Erfolg war die regionale Bindung. Eine Division setzte sich immer aus Soldaten zusammen, die aus der gleichen Region stammten. Das stärkte das Gemeinschafts- und Pflichtgefühl gegenüber den Kameraden.

Seine Ausbildung zum Artilleristen<sup>29</sup> war langwierig. Im späteren Kriegsverlauf wurde die Ausbildungszeit beim Heer stark ver-

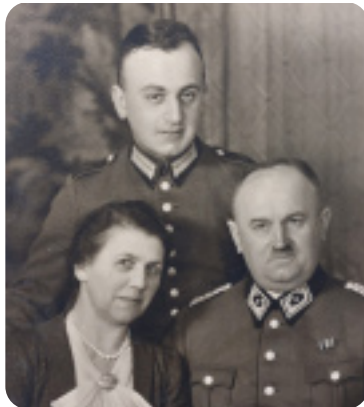
kürzt, man brauchte schnell Nachschub für die verwundeten und gefallenen Kameraden. Als Artillerist musste er nicht nur eine soldatische Grundausbildung absolvieren, sondern auch noch eine am Geschütz und im einheitsmäßigen Schießen. Diese Ausbildung fand auf einem Truppenübungsplatz statt. Vollausbildung, Spezialausbildung und Truppenübungsplatz, dauerten bis in den Herbst. Nach Abschluss seiner Ausbildung kam er zur 3./schw. Art. Abt. (mot) 624<sup>30</sup>. Diese blieb zunächst Reserve des Oberkommandos des Heeres.



Glogau 1939



Glogau 1940



Hans-Joachim und Eltern, Glogau 1940

## Ergänzende Informationen

### 26 Die Alte Liebe

Das Bauwerk wurde erstmals 1733 durch die Versenkung dreier ausgedienter Schiffe an der Hafeneinfahrt von Cuxhaven errichtet. Die Schiffe wurden mit Pfählen umgeben und die Zwischenräume mit Steinen und Buschwerk ausgefüllt. Ziel war es, den durch Sturmfluten beschädigten Hafen zu befestigen und die Große Bake zu sichern, die damals die Hafeneinfahrt markierte.

Die Alte Liebe diente später als Schiffsanleger und wurde regelmäßig erneuert. 1982 wurde das Bauwerk in eine reine Aussichtsplattform umgewandelt. Zugleich wurden die maroden Holzpfähle des Unterbaus durch eine Konstruktion aus Stahlbeton ersetzt. Darüber befindet sich heute ein zweistöckiger Pfahlbau aus Holz, von dessen Galerie Besucher die Schifffahrt auf der Unterelbe beobachten können. Über eine Lautsprechanlage werden die Besucher von April bis Oktober täglich zwischen 10 und 19 Uhr unter anderem über Größe und Herkunft der vorbeifahrenden Schiffe informiert.

Hindrichson

Georg Hindrichson: Brockes und das Amt Ritzebüttel 1735–1741. Band 1. Cuxhaven 1897, S. 2 ff. (Reprint 1982). Die „Alte Liebe“ in Cuxhaven. In: Webseite Radio Bremen. 7. Januar 2014, abgerufen am 2. Januar 2022

### 27 Rohrartillerie / Feldartillerie

Eine Infanterie-Division verfügte über ein Artillerieregiment mit drei leichten und einer schweren Abteilung zu je drei Batterien.

Eine Batterie der Feldartillerie bestand typischerweise aus:

- dem Batterie-Trupp mit dem Batteriechef im Rang Hauptmann, einem Leutnant als Beobachtungsoffizier und dem Rechentrupp,
- der Nachrichtenstaffel für Einrichtung und Betrieb der taktischen Fernmeldenetze (Fernsprech-/Feldkabelbautrupp, Funktrupps),
- der Geschützstaffel mit vier Feldhaubitzen (A-, B-, C- und D-Geschütz), geführt von einem Leutnant als Batterieoffizier und einem Oberwachtmeister, zwei Geschützzügen mit je zwei Geschützgruppen, dem Fliegerabwehrtrupp mit Fla-MG, dem Rechentrupp, einem Melder und einem Sanitäter,
- der Munitionsstaffel,



- dem Gefechtstross unter dem Batterie-Wachtmeister mit dem Schirmmeister, dem Waffen- und Geräte-Unteroffizier, einem Feldküchentrupp und dem Gepäcktrass mit Rechnungsführer, Schuhmacher, Schneider und Sattler.

Internet9

[https://de.wikipedia.org/wiki/Artillerietruppe\\_von\\_Wehrmacht\\_und\\_Waffen-SS](https://de.wikipedia.org/wiki/Artillerietruppe_von_Wehrmacht_und_Waffen-SS);  
abgerufen am 23 Januar 2022;

Joachim Engelmann, Horst Scheibert: Deutsche Artillerie 1934–1945.  
Starke Verlag, Limburg 1974.

## **28 Artillerie-Ersatz- und Ausbildungsabteilung (motorisiert) 54**

Diese Abteilung wurde am 27. August 1939 in Glogau, im Wehrkreis VIII, aufgestellt. Sie wurde dabei als schwere Ersatz-Abteilung (motorisiert) aufgestellt und der Division 158 unterstellt. Im Dezember 1940 wurde die Abteilung nach Hagenau im Elsass in den neuen besetzten Teil vom Wehrkreis V verlegt.

Am 1. Oktober 1942 wurde die Abteilung in eine Artillerie-Ersatz-Abteilung (motorisiert) 54 und eine Artillerie-Ausbildungs-Abteilung (motorisiert) 54 geteilt. Ab diesem Zeitpunkt unterstanden beide Abteilungen der Division 178. Beide Abteilungen wurden nach der Teilung nach Oppeln, in den Wehrkreis VIII, zurückverlegt. Ab Dezember 1942 unterstanden beide Abteilungen der Division 432. Am 10. April 1943 wurden beide wieder vereinigt als schwere Artillerie-Ersatz- und Ausbildungs-Abteilung (motorisiert) 54.

Die Ersatz-Abteilung lieferte unter anderem für folgende Einheiten den Ersatz:

Artillerie-Abteilungen:

456; 460; 624; 631; 635; 646; 731; 988; 998; 1193;

Artillerie-Regimenter:

II./44; II./54; II./64; z.b.V. 621;

Heeres-Küstenartillerie-Abteilungen:

528

Lexikon der deutschen Wehrmacht I

<https://www.lexikon-der-wehrmacht.de/Gliederungen/ArtErsAbt/ArtErsAbt54-R.htm>; abgerufen am 20. Januar 2022

## 29 Ausbildung am Beispiel Heer

A) Allgemeine Grundausbildung von acht bis zwölf Wochen.

- Waffen- und Schießausbildung mindestens am Karabiner 98k, möglichst auch an der Pistole und Handgranate,
- Grundtätigkeiten im Gefechtsdienst, wie Sicherung, Marsch zu Fuß, Verteidigung von Stellungen
- Wachausbildung
- Verhalten bei Einsatz von chemischen Kampfstoffen
- Formalausbildung
- Sportausbildung

B) Vollausbildung in der jeweiligen Funktion, also z.B. in der Infanteriegruppe, als Kanonier am Geschütz, als Richtschütze im Panzer usw. Bei der Infanterie waren Ausbildungsthemen z.B.

- Waffenausbildung am leichten MG, später auch mit der Maschinenpistole
- Einsatz im Rahmen der Infanteriegruppe in allen Gefechtsarten
- Spähtrupp, Vorposten, Spitzengruppe beim Marsch
- Bau von Feldbefestigungen

Teile der Vollausbildung konnten auch schon in die Grundausbildung verlegt werden, z.B. bei den Reitern.

C) Soweit erforderlich, wurde eine Sonderausbildung entweder vor oder während der Vollausbildung durchgeführt, z.B.

- Fahrschule
- Ausbildung zum Richtschützen (Artillerie, Panzer, aber auch Granatwerfer)
- Ausbildung am schweren MG
- Ausbildung mit Nachrichtengerät

D) Truppenübungsplatzaufenthalte, etwa ein bis zweimal im Jahr für zwei bis vier Wochen.

Teilnahme an Manövern, meistens im Herbst, d.h. im Regelfall am Ende des ersten und des zweiten Dienstjahres.

Lexikon der deutschen Wehrmacht2  
<https://www.lexikon-der-wehrmacht.de/Soldat/Wehrdienst.htm>; abgerufen am 20.

Januar 2022

### **30 Artillerie-Abteilung 624**

Die gemischte Artillerie-Abteilung 624 wurde bereits vor Mobilmachung am 2. August 1939 durch Einberufung von Reservisten im Raum Oppeln durch den Wehrkreis VIII (Schlesien) aufgestellt. Die Abteilung gliederte sich zunächst in 1 Batterie mit 10-cm Kanonen und 2 Batterien mit je zwei 30,5 cm Mörsern. Mit Befehl vom 13. Februar 1940 gab die Abteilung die 1. (10-cm Kanonen) Batterie an die Artillerie-Abteilung 631 ab und bekam im Gegenzug die 2. Batterie der schweren Artillerie-Abteilung 624 mit 21-cm Mörsern unterstellt. Im Juli 1940 wurde die 1. Batterie dann durch die schwere Artillerie-Batterie 779 mit 30,5-cm Mörsern (t) ersetzt. Diese 30,5 cm Mörser wurden bevorzugt bei der Beschießung von Festungen verwendet.

Die Abteilung war Heerestruppe. Nach Einsätzen in Polen und im Westen bei der 12. Armee / Heeresgruppe C wurde die Abteilung 1940 zunächst Reserve des OKH.

Im Osten war die Abteilung im Juli 1942 bei der Heeresgruppe A vor Sewastopol eingesetzt, dann im Oktober 1942 bei der 11. Armee der Heeresgruppe Nord vor Leningrad.

Ab Herbst 1944 bis Kriegsende 1945 war die Abteilung der 18. Armee in Kurland zugeteilt. Der für den Personalersatz zuständige Truppenteil war die Artillerie-Ersatz-Abteilung 54 in Oppeln / Schlesien.

Lexikon der deutschen Wehrmacht3  
<https://www.lexikon-der-wehrmacht.de/Gliederungen/ArtAbtschwer/AA624.htm>;  
abgerufen am 20. Januar 2022



## 6

### Frontbewährung

#### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

**F**rau und Tochter wechseln sich mit ihren Besuchen ab. Heute jedoch waren beide da.

Sie hätten alle zusammen nach Fischerhude fahren können. Fischerhude liegt nah. Flaches, weites Land, Birken, norddeutsches Fachwerk, Bauernhöfe, Töpfereien, Kunstausstellungen (Otto Modersohn) und für kurze Zeit Rilke Landschaft (eigentlich Worpswede). Im Café Hof Blanken einen selbstgebackenen Kuchen essen, dazu eine Tasse Kaffee trinken. Die anschließende Runde, entlang der Bredenau spazieren, würde er heute nicht schaffen.

Ein kurzes Gedicht von Rilke kommt ihm in den Sinn.

*„Der Tod ist groß.  
Wir sind die Seinen  
lachenden Munds.  
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,  
wagt er zu weinen  
mitten in uns.“*

Wenn wir uns mitten im Leben meinen, im Sinn von Lebensmitte. Andere Interpretationen sind auch möglich.

Damals meinte er sich noch nicht mitten im Leben. Die, die mitten im Leben standen, kannten den Krieg bereits. Er musste sich erst

bewähren. Ausdauern, standhalten, glänzen, sich verdient machen, sich fähig erweisen, siegen, tüchtig sein, sich durchsetzen, seinen Mann stehen, Erwartungen erfüllen.

Frontbewährung. Wie jeder Bewerber für den Offiziersdienst musste er eine Zeitlang als Unteroffizier in der fechtenden Truppe Dienst getan haben. Über seine Übernahme als Offizieranwärter wurde erst entschieden, nachdem er seine Eignung dafür während der Dienstzeit nachgewiesen hatte. Weitere Kriterien für die Übernahme waren Alter, Herkunft, einwandfreies polizeiliches Führungszeugnis und politische Überzeugung/Aktivitäten. Zudem wurden die Bewerber einem psychologischen Test unterzogen.

Nachweis seiner Bewährung, die Ostmedaille<sup>31</sup>. Überfall auf Russland im Juli 1941<sup>32</sup>. Sein Fronteinsatz beginnt nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Russland.

Zuversicht, durch Propaganda geschürt, dass der Feldzug gegen die Russen ein Blitzkrieg sein würde, wie der gegen Polen und Frankreich. Napoleon hätte als Warnung dienen können. Nur die Älteren, die mitten im Leben Stehenden, die Kriegserfahrenen, wussten um den Anfang vom Ende.

Während die Infanterie zu Fuß und mit Pferden im wörtlichen Sinne in Russland einmarschierte, transportierte die schwere motorisierte Artillerie ihre Soldaten auf Lastkraftwagen. Die Fahrzeuge hatten Anhänger, auf denen die Haubitzen verladen wurden.

*„Ein würziger Sommerduft lag auf dem Land, Blumen wiegten sich im warmen Wind, und es ging flott und gut voran auf leidlichen Wegen, in einer ungezwungenen Marschkolonne. Plötzlich schreckte uns eine Serie von Granateinschlägen auf. Weitere Detonationen, Hilfeschreie durchschnitten die Luft, russische Maschinengewehre häm-*

*merten dazwischen. In panischem Schrecken stob alles auseinander, die Schmerzensrufe nahmen zu und drangen weit in die Leere der russischen Ebene hinaus.*

*Der Oberleutnant, der die gesamte Marschgruppe derzeit befehligte, hatte eine Artillerieabteilung so töricht an einem dem Feind zugekehrten Hang platziert, dass sie bereits beim Abprotzen zu Mus geschossen wurde.*

*Lerchen trillerten schon wieder, Zitronenfalter torkelten über die Wiesen, Disteln schwankten im Wind. Wir schlepp-ten die Kameraden zusammen. Die Verletzten schrien, weinten, stöhnten, lästerten und sandten mit letzter Kraft Flüche zum Himmel. Mein Rückgrat fing an zu schmerzen. Dann fegte in einem widerlichen Crescendo eine MG-Garbe über unsere Köpfe und drang hinter mir in den Rasen. Ein paar Leichtverletzte machten aus, dass die Schießerei aus dem nahen Dorf kam und steckten es an. Dann hatten wir Ruhe.*

*Als die Flammen hochschlugen, suchten sich ein paar krumme Gestalten davonzumachen. Irgendeiner schoss sie nieder. Ein Granatwerfer-Überfall blies einigen der Verwundeten das noch flackernde Lebenslicht aus. Zwei Russen saßen nur wenige Hundert Meter entfernt im Sonnenblumen-Dschungel, und ballerten, bis ihnen einer die eckigen Schädel einschlug.*

*Es war Abend, als wir endlich alle Verwundeten versorgt hatten. Wir setzten uns etwas nieder, rauchten viel und sagten wenig. Da zerriss eine neue nahe Detonation die eben eingetretene Stille. Eine zweite, eine dritte folgte. Maschinengewehre begannen wieder zu hämmern. Die Gesichter der Verwundeten wurden noch spitzer als sie schon waren. Angst und Schrecken brachten ein wildes Leben in ihren Verbandsplatz.*

*Wir drangen immer weiter nach Osten vor. Versorgung aus dem Land. Politik der verbrannten Erde. Wir sahen Züge von russischen Gefangenen in schleppender, trostloser Mattigkeit an uns vorüberziehen und hofften auf ein baldiges Ende dieses Irrsinns, ohne freilich daran zu glauben.*

*Die Unendlichkeit des Landes. Die Pioniertruppen gingen voran. Auf die Infanterietruppen mussten wir tagelang warten.*

*Der Sommer ging langsam in den Herbst über. Mit dem Herbst kam der Regen. Der schlechte Zustand der Wege, der sich bei Herbstregen weiter verschlechterte, verlangsamte unser Vorankommen. Der Weg war aufgeweicht und wurde immer grundloser.*

*Im Birkengehölz schrien Eichelhäher. Ein Bussard segelte in Spiralen. Einige Herzschläge lang war es uns vergönnt, die Stille und den Frieden der noch nicht aufgestörten Natur zu genießen.*

*Später wurde der Boden zäh wie Kitt, die Räder nahmen Lehmklumpen mit. Bei jedem Schritt schlugen blecherne Utensilien gegeneinander, und es klickte ohne Pause.*

*Aber dann vernehmen wir schon wieder das ekelhafte Stöpselflaschengeräusch ferner Abschüsse, die uns galten, das Schlimmste verhießen. Ein Erschüttern und Beben rollte über die Erde und schwoll zu einem höllischen Fortissimo an. Die Mauer von Eisen, Dreck und Feuer rückte immer näher. Die folgenden Salven schlugen wie Rammhämmer mitten in den Menschenschwarm. Schreie über Schreie, gellende, wimmernde, stöhnende. Immer wieder neue Salven und immer wieder neue Schreie. Und die Sonne strahlte hoch über Staub, Rauch, Zersetzung und Tod und schickte ihr tolerantes Licht herab. Bald waren es mehr Liegende als Aufrechte.*



*Es regnete in immer neuen Schauern Eisen und Dreck. Das Getöse schwoll immer noch mehr an. Alles jammerte in einem schrecklichen vielstimmigen Chor. Erde und Schlamm klatschten auf die offenen Wunden. So ging es Stunde um Stunde dahin, zertrümmerte Beine, zerfurchte blutkochende Brüste, aufgesprengte Schädel, zerspritzte Hirne, zerpflegte Gesichter, Därme, die aus Leibern quollen. Und das alles in Dreck, Kot, Gestank und Krach.*

*So findet er statt, der Heldentod! So geht es dort zu, wo die Vaterländer die mit ihrem Ehrenkleid Geschmückten hinschicken.*

*Als Schüsse und Schreie endlich verstummt waren, hörte man stattdessen nur noch Stöhnen, Wimmern, Fluchen, Beten und Aufbegehren, Schimpfen und letztes Röcheln bei den Sterbenden. Überall in den Wiesen und in den Sonnenblumenfeldern lagen sie noch herum, die Toten und die, die noch nicht wussten, ob sie auch sterben sollten.*

*Es war der fünfte Tag, seitdem wir eingeschlossen waren. Die Männer huschten wie Mäuse in ihre Erdlöcher, die sie sich in den Bahndamm gebuddelt hatten. Ein Flakgeschoss kreperte über einem Erdloch, und die Soldaten, die darin Schutz gesucht hatten, fanden hier ihre gemeinsame Heldenruft. Ihre Leiber waren über und über mit Metallsplittern gespickt. Spät am Abend mischte sich noch ein natürliches Gewitter unter das von Menschhand veranstaltete. Lehmwasser schoss in unsere Höhlen. Der letzte Brotrest quoll zu einem unappetitlichen Brei auf. Bald bellten die Maschinengewehre dazwischen, die schnellen deutschen und die langsameren russischen.*

*Unsere Lage wurde von Tag zu Tag trostloser, und unsere Hoffnung auf Befreiung zerschmolz mit dem letzten Rest von ranzigem Schweinefett. Alle magerten zusehends ab und zehrten sich selbst allmählich auf. Der Aasgestank*

*wurde immer durchdringender, er betäubte und vernebelte die Gehirne. Die ausgehungerten menschlichen Wracks wurden von Sinnestäuschungen, Nachtblindheit und Trugbildern heimgesucht. Die Sinne waren bei manchen völlig durcheinandergeraten. Deutsche schossen auf Deutsche, weil sie sich gegenseitig für Russen hielten.*

*Unser umklammertes Stück Erde wurde zu einem potenzierten Schlachtfeld, einem Sammelplatz von menschlichen und tierischen Leichen, Unrat, Kot und Jauche. Faule, betäubende Dünste entstiegen den Kloaken, und der Gestank der Kadaver lag auf dem Fleck Erde. Das Erdreich hatte sich mit den schleimigen Ausscheidungen der zahllosen Darmkranken vollgesogen. Der Durchfall hielt viele Soldaten Tag und Nacht in Atem. Die Betroffenen waren unentwegt auf den Beinen. Sie fielen zu schaudererregenden Skeletten zusammen, und ihre Ausscheidungen verpesteten noch das letzte Wiesenstück. Dieser scharfe, säuerliche Geruch war fast noch schwerer zu ertragen als der schlimmste Aasgestank.*

*Ein Riesenheer aus Kopf- und Kleiderläusen trat täglich gegen die ausgemergelten Jammergestalten an, die müde und ermattet in ihren Erdlöchern lagen. Vor Schwäche vermochten sie sich ihrer kaum zu erwehren. Furunkel, Karbunkel, ekelerregende Eitergeschwüre und stinkende Ausschläge krochen über die dürren Körper und sprangen von Mann zu Mann.*

*Großkalibrige Geschosse zogen ihre Parabeln pfeifend und singend über meinem Kopf. Die Einschläge lagen weiter zurück. In einer kleinen Senke vor mir sah ich wie im Blitzlicht die Reste einer Batteriestellung und besann mich, dass noch kurz zuvor schweres Feuer in dieser Gegend gelegen hatte. Alles war hier von einer beklemmenden Stille. Die Geschütze waren verbogen, eines war umgekippt, die Verschlüsse demoliert. Dazwischen lagen Leichen. Manche*

*der Toten waren in Stücke zerrissen, die herumlagen wie Fleisch auf dem Schlachthof. Über allem lag ein Gestank wie in einer Hufschmiede. In der Sprache der Generalstähler und Kriegsberichter heißt so etwas: „Eine Batterie wurde niedergekämpft“ oder „ausgeschaltet“ oder „zum Schweigen gebracht“.*

*Der nächste Tag war ein Sonntag. Langsam ging es einen Talgrund hinauf. Oben lag ein Leutnant mit einem Bauchschuss. Der Darm war in einem Paket aus dem Leib gefallen, zerfetzt und aufgerissen. Bei jedem Atemzug wurde mehr von den Eingeweiden hervorgepresst. Kot verschmierte die Haut und sickerte langsam aus der Tiefe nach. Der Gequälte hielt seine Beine krampfhaft angezogen. Er verfiel zusehends, sein Mund erschlaffte, seine Stimme erstickte, sein letzter Atem entwich. Drei Sprünge weiter rollte ein Nachrichtenmann schreiend im blutigen Rasen hin und her. Sein rechter Arm war ihm weggerissen. Mit der linken Hand krallte er den blutenden Stumpf zusammen, um das Blut und Leben zurückzuhalten. Zu Hause läuteten wohl gerade die Kirchenglocken... “*

(8) Grunert 1962

Der Herbst ging allmählich in den Winter über. Immer noch waren sie in Russland. Die Frage, die sich alle stellten: Werden sie Weihnachten zu Hause in der Heimat feiern?

*„Versprengte Russen preschten plötzlich mit einem Lastwagen zwischen die Marschierer und taten das solange, bis einer ihnen den Schädel spaltete. Die Ergebnisse waren unbeschreiblich. Eine Untat auf der einen Seite zog eine schlimmere auf der anderen nach sich. So kam eine schreckliche Lawine ins Rollen. Das letzte an Barbarei wurde entfesselt.*

*Einmal kam ich dazu, wie ein deutscher Soldat reihum auf verwundete Russen schoss und mit kaltem Interesse zusah, wie sich das Leben aus den durchlöcherten Menschenleibern davonmachte. Dann sah ich Leichen deutscher Soldaten mit in den Leib geschnittenen Sowjetsternen, traf auf sterbende Verwundete, die bei 30 Grad Kälte nackt auf dem zu Stein gefrorenen Acker lagen. Die Schleusen waren gezogen, das Böse nahm ungehindert seinen Lauf.*

*Die Urheber aller dieser Untaten waren Menschen, die in normalen Zeiten unauffällig dahinlebten und Achtung genossen, die sonntags vielleicht mit demütigen Blicken den Worten von der Kanzel lauschten und sich höflich zu entschuldigen wussten, wenn sie einem in der Straßenbahn auf den Fuß getreten waren.*

*Hier vermeint man, zwei entgegengesetzte Wesen vor sich zu haben, die sich gegenseitig auszuschließen scheinen. Das eine entzieht sich den Maßstäben des anderen, und dennoch leben sie beide unter derselben Haut. Die Woge des geschürten Hasses schichtet den Menschen um, kehrt das Böse, das Wilde nach außen. Sitte, Moral, Menschlichkeit werden zerdrückt. Jedes Mitleid schwindet. Der Mensch verlernt es, seine Handlungen mit den allgemeinen moralischen Grundsätzen in Einklang zu bringen.“*

(8) Grunert 1962

Der Winter zog ein und der Feldzug kam zum Erliegen. Stillstand. Sie hoben Löcher aus und bauten primitive Unterstände aus Holz, um darin den russischen Winter zu überstehen. Keiner hatte Winterbekleidung.

*„Die Temperatur sank, der Winter kam, und die allgemeine Stimmung kühlte unter der Bitternis schwindender Hoffnungen immer mehr ab. Bald brach die russische Kälte klirrend herein. Ein Frost kam auf, der Felsen hat sprengen können.*

*Eine heisere Stimme quäkte durch den Äther: „Zu Weihnachten seid ihr wieder daheim!“*

*Röcke, Mäntel und Decken waren abgewetzt, morsch und verschlissen. Ungestümes Schneetreiben hüllte alles bald in weiße Wirbel ein, und eisiger Sturm fegte über den Schauplatz von Tod und Verwüstung. Manch einer trug weder Hemd noch Strümpfe auf dem Leib. Die halb erfrorenen Füße waren in schmierige Fetzen gewickelt. So hockten die Männer Tag und Nacht in vereisten Löchern, fraßen verschimmeltes Dörrobst und klitschiges Brot. Sie waren geschwächt, heruntergekommen, ausgehungert, halb erfroren und litten unter quälenden Durchfällen. Eine kleine Schussverletzung genügte schon, sie in höchste Lebensgefahr zu bringen.“*

(8) Grunert 1962

Und erstmals waren die Russen, aus Sibirien kommend und bestens für den Winter ausgerüstet, im Vorteil. Erstmals mussten sie zurückweichen.

*„Weihnachten kam heran, klirrende Kälte bohrte sich tief in die Knochen, der Atem schmerzte, und es wurde an allen Ecken und Enden gestorben vor Kälte, Entkräftung, an den Verletzungen, am Hunger, meist an allem zusammen. Mit zerrissenen Leibern lagen sie in ihren starren Eislöchern.*

*Aber auch die Russen schienen von Lethargie befallen zu sein. Stoßtrupps auf beiden Seiten begegneten sich im Vor-*

*feld, tauschten Zigaretten, Schnaps und gute Worte aus und nahmen Abstand davon, sich gegenseitig kalt zu machen, wie ihnen befohlen. Sie verbündeten sich dann für ein paar Atemzüge lang gegen ihre entmenschten Führer.*

*Das neue Jahr brach an, die Kälte blieb.“*

(8) Grunert 1962

Noch war er unverletzt davongekommen. Aber Grauen und Böses hatte er für sein gesamtes Leben bereits genug gesehen. Darauf hatten sie ihn nicht vorbereitet bei der Hitlerjugend. Fronterlebnis, nun hatte er keinerlei Illusionen mehr.

*„Geschichtlich gesehen, haben sich militärische Kreise immer wieder bemüht, dem Kriegserlebnis eine positive, eine charakterformende, eine die kraftvolle Männlichkeit stärkende Wirkung unterzuschieben. Die wahre Männerkameradschaft, so sagen sie, könne nur auf blutdurchtränktem Boden wirklich gedeihen. Tausend Mittel und Maschen werden ins Spiel gebracht, um besonders die Jugend in den Griff zu bekommen und sie für den Flug ins Verderben bereit zu machen: Trommel- und Fanfarenlärm, Banner und Insignien, Sprüche und Gesänge, Schweiß- und Ledergeruch und eine Menge von patriotisch herausgeputztem Mummenschanz.*

*Und die Jugend, ideal, begeisterungsfähig, mit einem grenzenlosen Vertrauen im Herzen, wird mit Leichtigkeit in den großen Schmelzofen getrieben. Dazu kommt, dass das sogenannte Fronterlebnis nur allzu leicht einer verfälschenden Fehlleistung der menschlichen Erinnerungsfunktion verfällt und dass der Ruhm auf dem Schlachtfeld von Dichtern, Erziehern und Historikern immer wieder als der anbetungswürdigste dargestellt wird.“*

(8) Grunert 1962

Im Februar oder war es bereits März 1942 durfte er in die Heimat zurückkehren. Es zeichnete sich ab, dass der Krieg andauern würde, die Russen gaben sich nicht so leicht geschlagen.

Er hatte erstmal Ruhe vor der Front. So schnell sollte es für ihn nicht wieder nach Russland gehen. In den kommenden Monaten würde er die Offizierschule besuchen.



Hans-Joachim mit ?; Glogau März 1942

## **Ergänzende Informationen**

### **31 Ostmedaille**

Reichsgesetzblatt vom 6. Juni 1942 Nr. 61 Seite 375:

Verordnung über die Stiftung der Medaille "Winterschlacht im Osten 1941/42" (Ostmedaille)

In Würdigung des heldenhaften Einsatzes gegen den bolschewistischen Feind während des Winters 1941/42 stifte ich die Medaille "Winterschlacht im Osten 1941/42" (Ostmedaille).

#### Artikel 1

Die Ostmedaille wird am Band der Ordensschnalle oder im zweiten Knopfloch des Waffenrocks nach dem Eisernen Kreuz und dem Kriegsverdienstkreuz getragen. Das Band ist rot, in der Mitte von einem schmalen weiß-schwarz-weißen Längsstreifen durchzogen.

#### Artikel 2

Die Ostmedaille wird verliehen als Anerkennung für Bewährung im Kampf gegen den bolschewistischen Feind und den russischen Winter innerhalb des Zeitraums vom 15. November 1941 bis 15. April 1942.

#### Artikel 3

Der Beliehene erhält ein Besitzezeugnis.

#### Artikel 4

Die Ostmedaille verbleibt nach Ableben des Beliehenen als Erinnerungstück den Hinterbliebenen.

#### Artikel 5

Die Durchführungsbestimmungen erläßt nach meinen Weisungen der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, erforderlichenfalls im Benehmen mit dem Staatsminister und Chef der Präsidialkanzlei.

Führerhauptquartier, den 26. Mai 1942

Der Führer

Adolf Hitler

Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht

Keitel



## **32 Überfall auf die Sowjetunion 1941**

Am 22. Juni 1941 eröffnete das Deutsche Reich auf breiter Front zwischen der Ostsee und den Karpaten den Krieg gegen die offensichtlich überraschte Sowjetunion.

Der Wehrmacht standen für den propagierten "Kreuzzug Europas gegen den Bolschewismus" 153 Divisionen mit knapp über drei Millionen Soldaten, 3.600 Panzern und 600.000 Motorfahrzeugen zur Verfügung.

Der Krieg im Osten radikalisierte den Zweiten Weltkrieg in jeder Hinsicht: Er war von den Deutschen als ideologischer Weltanschauungs- und rassebiologischer Vernichtungskrieg geplant, und als solcher wurde er von Beginn an geführt. Im Vordergrund standen die Eroberung von "Lebensraum" sowie die Ausbeutung der eroberten Gebiete und der dort lebenden Menschen als Zwangsarbeiter.

Vom Überraschungsmoment begünstigt, stießen die drei deutschen Heeresgruppen gemäß dem Angriffsplan "Barbarossa" schnell nach Osten vor. Die vom deutschen Überfall offensichtlich völlig überraschten sowjetischen Truppen zogen sich unter erheblichen Verlusten weit zurück. Anfang September schnitt die von Ostpreußen durch die baltischen Staaten vorgerrückte Heeresgruppe Nord Leningrad von sämtlichen Landverbindungen ab. Mit schnellen Panzervorstößen gelangten auch der Heeresgruppe Mitte, nach verlustreichen Kesselschlachten bei Bialystok und Minsk sowie bei Smolensk, gewaltige Raumgewinne. Im Spätsommer 1941 bildete sie mit der Heeresgruppe Süd, die nach den Schlachten bei Uman und Kiew bis in das Donezbecken vorgestoßen war, eine zusammenhängende Front. Ende 1941 waren das Baltikum, Weißrußland sowie große Teile der Ukraine besetzt. Die deutschen Truppen standen siegesgewiss vor Moskau.

Die deutschen Anfangserfolge sowie gewaltige sowjetische Verluste an Kriegsmaterial und gefallenen oder in Kriegsgefangenschaft geratenen Soldaten schienen zunächst die Auffassung des Oberkommandos des Heeres zu bestätigen, die Rote Armee in wenigen Wochen besiegen zu können.

Anfang Dezember brachten Schnee und eisige Temperaturen den Angriff vollständig zum Erliegen. In überheblicher Erwartung eines "Blitzsieges" war die Mehrheit der deutschen Verbände nicht mit Winterkleidung und wintertauglicher Rüstungstechnik ausgestattet. Die Ausfälle durch Erfrierungen überstiegen die Kampfverluste. Be-

reits Ende 1941 hatte die Wehrmacht mit über 200.000 Toten und 620.000 Verwundeten gewaltige, kaum zu kompensierende Verluste.

LeMo4

<https://www.dhm.de/lemo/kapitel/der-zweite-weltkrieg/kriegsverlauf/ueberfall-auf-die-sowjetunion-1941.html>; abgerufen am 21. Januar 2022

### **33 Winterschlacht 1941/1942**

Als Adolf Hitler am 8. Dezember 1941 an der gesamten Ostfront den Übergang zur Verteidigung befahl, war der vorgesehene deutsche "Blitzsieg" im Krieg gegen die Sowjetunion gescheitert.

Allein 34 für den Winterkampf bestens ausgerüstete sowjetische Divisionen aus Sibirien traten an, um die Hauptstadt aus der Umklammerung der mittlerweile durch Hunger und Kälte erschöpften deutschen Truppen zu befreien.

Innerhalb weniger Tage veränderte sich die militärische Lage zugunsten der Roten Armee. Ihr Gegenangriff begann am 5. Dezember 1941 an der Kalinin-Front 150 Kilometer nördlich von Moskau. Einen Tag später stießen die Armeen der sowjetischen Westfront gegen die unmittelbar vor Moskau stehenden Verbände der Heeresgruppe Mitte vor. An der Wolchow-Front im Norden eroberten die Sowjets Tichwin zurück, im Süden Jelez. Erstmals musste die Wehrmacht zurückweichen, an manchen Frontabschnitten über 200 Kilometer.

Die Krise konnte erst mit der Stabilisierung der Ostfront mit Einsetzen der Schlammperiode im März 1942 überwunden werden.

LeMo5

<https://www.dhm.de/lemo/kapitel/der-zweite-weltkrieg/kriegsverlauf/winterschlacht-194142.html>;  
abgerufen am 21. Januar 2022

## Offizieranwärter

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

Das unbekannte Zimmer hat Fenster zum Weserdeich hin. Der Blick auf die Weser brächte Abwechslung. Aber selbst mit dem Feldstecher könnte er die Weser nicht sehen.

Der Feldstecher liegt zu Hause in einem Schrank in seinem Arbeitszimmer. Lange hat er ihn nicht mehr benutzt. Früher war er immer mit Feldstecher und Fotoapparat unterwegs. Ausfliegen. Andere Eindrücke sammeln. Manchmal reichte auch der "Gucki" (Einrohr-Fernglas) aus, der war kleiner und handlicher.

Der Feldstecher, der vor seiner Brust baumelte, hatte kein großes Gewicht. Ausschau hatte er nach Rehen, Vögeln, Flugzeugen oder Schiffen gehalten. Den Horizont hatte er abgesucht. Hatte er den Feldstecher einmal nicht dabei, brauchte er ihn bestimmt. In der Stadt ist der Feldstecher überflüssig.

Ausflüge, die er früher gerne unternommen hat:

- Eine Bahnsteigkarte im Hauptbahnhof lösen und auf dem Perron die ein- und ausfahrenden Züge beobachten. Ohne den Feldstecher.
- Von der Aussichtsplattform des Bremer Flughafens die abfliegenden und landenden Maschinen betrachten. Mit dem Feldstecher.
- Zum Weserwehr fahren und beim Schleusen der Schiffe zu-

sehen. Das steigende oder ablaufende Wasser in der Schleusen-  
kammer beobachten, zum richtigen Zeitpunkt die Seite  
wechseln um zu sehen, wie das Schiff aus der Kammer aus-  
läuft. Ohne den Feldstecher.

Bei Verlust der Brille konnte er sich mit dem Feldstecher behelfen.

Im Frühjahr 1942 nahm er in Jüterbog am 9. Offizieranwärter-  
Lehrgang<sup>34</sup> teil. Er wurde zum Vorgeschobenen Beobachter  
(VB)<sup>35</sup> auf der Batterie-Beobachtungsstelle ausgebildet. Eine Po-  
sition, die vorwiegend durch einen Leutnant besetzt war.

Trotz starker Kurzsichtigkeit das Auge der Batterie – welche Iro-  
nie. Zu kurzsichtig für die Marine, nicht kurzsichtig genug für den  
Einsatz als Artilleriebeobachter. Seine wichtigsten Ausrüstungs-  
gegenstände waren das Fernglas mit Stricheinteilung oder das  
Scherenfernrohr mit binokularem Entfernungsmesser, ein Kom-  
pass, eine Stoppuhr und ein Funkgerät.

Vorgeschobener Beobachter:

- Der Mann am Fernrohr.
- Der Mann, der das Schussfeld überblickt.
- Der Mann, der zwischen den Fronten sitzt.
- Der Mann, der zielt.
- Der Mann, der den Feuerbefehl übermittelt.
- Der Mann, der die Munition auswählt.
- Der Mann, der ausführt.

Ende Mai erhielt er ein offizielles Schreiben, dass ihn über seine  
Beförderung informierte.

## Ergänzende Informationen

### 34 Offizieranwärter

Vor Kriegsbeginn konnten Bewerber, bevorzugt Abiturienten, die nicht verheiratet und zwischen 17 und 24 Jahre alt waren und natürlich den Nachweis der arischen Abstammung erbracht hatten, nach dem Annahmeverfahren als Fahnenjunker eingestellt werden.

Das Idealbild eines Offizieranwärters forderte einen Erzieher und Führer mit hohen charakterlichen Eigenschaften. Dem verhältnismäßig jungen Menschen verlangte man einen großen Umfang an Erfahrung und Wissen ab. Daneben wurde betont, dass der Anwärter sich der Aufgabe und Ehre stets bewusst sein sollte, deutsche Soldaten führen zu dürfen, wobei kompromisslose Hingabe an diese Aufgabe selbstverständlich sei. Erst später wird in diesem Erlass betont, dass Rang, Stand und Vermögen der Eltern nicht entscheidend sein sollten, zugleich aber behauptet, dass nur eine gute Kinderstube für lautere Gesinnung, sittliche Reinheit und hohe Ehrauffassung sorgen könne.

Die mit der Mobilmachung in Kraft getretene Bestimmung für die Ergänzung der Offizierslaufbahnen des Heeres unterschied sich stark von den Vorschriften für die bisherige Auswahl des Offiziersnachwuchses. Galten bisher hervortretende Führeigenschaften, besonderer Persönlichkeitswert und fachliche Eignung, so trat nun ausschlaggebend als Vorbedingung für jede Übernahme in die Offizierslaufbahn die Bewährung „vor dem Feind“.

Ein Oberschüler, der eine aktive Offizierslaufbahn (einschließlich Laufbahn als Reserveoffizier) anstrebte, wurde als Bewerber für die Offizierslaufbahn in einem Truppenteil eingestellt. Über seine Übernahme als Offizieranwärter wurde erst entschieden, wenn er seine Eignung hierfür während der Dienstzeit nachgewiesen hatte; und wenn dieser nach einem Blick auf Alter, Herkunft, polizeiliches Führungszeugnis und politische Aktivitäten für akzeptabel gehalten wurde und nachdem er an einem psychologischen Test teilgenommen hatte.

Nach einer sechsmonatigen Grundausbildung kamen die Offizieranwärter für drei Monate an die Front, kehrten dann für drei Monate an die Offizierschule zurück, dienten weitere zwei bis vier Monate an der Front und wurden schließlich nach einer Dienstzeit von 14 bis 18 Monaten zu Offizieren ernannt. Auffällig ist neben der Verkürzung der Ausbildungszeit, dass ein Schwerpunkt nun in der Frontzeit lag.

Da die Ausbildung der Offizieranwärter auf den Waffenschulen grundsätzlich in der Heimat außerhalb des Kampfgebietes durchgeführt

wurde, unterstanden sie in dieser Zeit dem Ersatzheer; daher erfolgte die Ernennung über den Kommandeur der Waffenschule. Die Übernahme in die aktive Offizierslaufbahn aber entschied letztlich der Oberbefehlshaber des Heeres in Absprache mit dem Heerespersonalamt.

Um den Status eines Offiziers zu erreichen, musste der Anwärter in der Regel zu einem Lehrgang auf eine der Waffenschulen. Die Lehrgänge dauerten in der Regel zwölf Wochen. Sie wurden abgeschlossen mit einer Beurteilung, in der sich der Kommandeur der jeweiligen Waffenschule darüber aussprach, ob der Teilnehmer als Offizier „besonders geeignet“, „geeignet“, „noch nicht geeignet“, oder „nicht geeignet“ war.

In der Zeit der militärischen Erfolge gelang es der Wehrmachtsführung und dem Heerespersonalamt die Ausbildung und Führung der jungen Offiziere weitgehend auf die militärischen Bereiche zu beschränken. Als sich aber immer mehr Rückschläge einstellten, griff Hitler öfter in die Belange des Heeres ein. Dies machte sich schon im Frühjahr 1942, als die Operationen begannen, die die Entscheidung im Osten bringen sollte, bemerkbar. So setzte das Heerespersonalamt immer deutlicher nationalsozialistische Maßstäbe an, die die Beurteilungsbestimmungen der Offiziere des Heeres beeinflussten. Wörtlich hieß es hier: „Neben den militärischen Fähigkeiten und allgemeinen Charaktervorzügen ist es entscheidend, dass der Offizier die großen Ideen des Nationalsozialismus und des Soldatentums verkörpert und dass er dieses weltanschauliche Gedankengut auf andere zu übertragen versteht.“

Da jeder Bewerber für den Offiziersdienst eine Zeitlang im Mannschaftsdienstgrad oder als Unteroffizier in der fechtenden Truppe Dienst getan hatte, wurde die Beurteilung, welche zur Auswahl führte, immer mehr vom Verhalten des Soldaten in Gefechtssituationen abhängig gemacht.

So wurde Soldatentum und Nationalsozialismus immer mehr zur Deckung gebracht, wie es im November 1942 in einer Verfügung des Personalamtes heißt: „Weiterhin ist zum Ausdruck zu bringen, ob die Grundeinstellung des Offiziers den Pflichten des deutschen Soldaten besonders in Bezug auf bedingungslosen Einsatz, Verantwortungsfreude und unerschütterliche Haltung entspricht und ob er diese Begriffe des Soldatentums in Verbindung mit dem allgemeinen Gedankengut des Nationalsozialismus auch auf andere zu übertragen versteht“.

Richhardt 2002

Dirk Richhardt; Auswahl und Ausbildung junger Offiziere 1930–1945,

Marburg 2002

## **35 Schießende Artillerie**

### **Erkundung des Einsatzraums**

Nach dem Erhalt des Einsatzbefehls durch seine Abteilung (das Artillerie-Regiment einer Infanterie-Division der 1. Aufstellungswelle verfügte über drei leichte und eine schwere Artillerie-Abteilung, jede Abteilung über drei Batterien) nahm der Batteriechef Verbindung zum Kommandeur des ihm zugewiesenen Kampftruppenverbandes – meist einem Infanterie-Bataillon – auf, übernahm dort die Aufgabe des Artillerie-Verbindungsoffiziers und traf die notwendigen Absprachen, um anschließend seinen Unterführern die notwendigen Erkundungs- und Einsatzaufträge zu erteilen.

### **Der Vorgeschobene Beobachter (VB)**

Der Vorgeschobene Beobachter (VB) auf der Batterie-Beobachtungs-Stelle (B-Stelle) galt als Auge der Artillerie. Die Erkundung der Beobachtungsstelle (B-Stelle) übernahm der Batteriechef daher meist selbst in enger Anlehnung an die zu unterstützende Kampftruppe. Wichtig war eine beherrschende Sicht über die Hauptkampflinie in die Tiefe des feindlichen Stellungsraums sowie gute Tarnung, um nicht selbst entdeckt zu werden.

Die Feuerstellung wurde durch den Batterieoffizier mit einem seiner Zugführer erkundet. Dabei galten folgende Vorgaben:

- Möglichst ebene etwa 100 bis 150 m breite Stellung (bei schweren Batterien 130 bis 180 m).
- Anmarschweg und Stellung der direkten Feindeinsicht entzogen, möglichst Hinterhanglage.
- Unregelmäßig gestaffelte Aufstellung der Geschütze.
- Freies Schussfeld von ca. 500 m in Grundrichtung.

Zu erkunden waren außerdem:

- Die Nah-Beobachtungs-Stelle zur Bekämpfung durchgebrochener Feindkräfte.
- Die Alarmstellung für die infanteristische Nahverteidigung durch die Kanoniere.

- Stellung der Fliegerabwehr-MGs flankierend zu den Geschützen.
- Munitionsablageplatz ca. 200 m hinter der Feuerstellung mit gedeckten Wegen für die reibungslose Anschlussversorgung.
- Wechselfeuerstellung.
- Stellung des Arbeitsgeschützes, ca. 300 m von der Hauptfeuerstellung entfernt.

In Sichtbereich der Geschütze wurde der Richtkreis aufgebaut und nach Lage und Richtung für das spätere Einrichten der Geschütze vermessen. Die Positionen der einzelnen Geschütze wurden durch das Erkundungskommando mit in Grundrichtung ausgerichteten Geschützflaggen markiert.

Der Hauptwachtmeister erkundete mit dem Munitionsstaffelführer die Protzenstellung für die Abstellung der Zug- und Versorgungsfahrzeuge oder -pferde, den Batterietross und den Aufbau der Feldküche.

### **Herstellen der Wirkungsbereitschaft**

Rasche Herstellung der Wirkungsbereitschaft galt als entscheidend: „Die sicherste Grundlage des Erfolges ist der Vorsprung in der Gefechtsbereitschaft. Die Artillerie muss schneller feuerbereit sein als die feindliche“.

Bis zur Eröffnung des Feuerkampfes galt aus Tarnungsgründen meist Funkverbot.

Unmittelbar nach der Erkundung begann daher der Fernsprechrupp mit dem Aufbau der überlebenswichtigen Feldkabelverbindung zwischen B-Stelle und Batterie, zum Gefechtsstand der Infanterie und dem Abteilungsgefechtstand der Artillerie.

Der VB-Trupp nahm Verbindung zum örtlichen Führer der Kampftruppe auf, bezog gedeckt die befohlene B-Stelle, baute das Scherenfernrohr auf und richtete es ein. Dann wurde die Stellung getarnt, Wirkungsbereitschaft hergestellt und eine Geländeorientierung vorgenommen. Dabei erfasste er die markantesten Geländepunkte auf der mit einem Koordinaten-Gitter versehenen Schießkarte (1:25.000 oder 1:50.000), fertigte eine Beobachtungs-Skizze an, meldete per Handskizze die nicht eingesehenen Räume an die Abteilung zur weiteren Beurteilung, für welche Geländeabschnitte zusätzliche Maßnahmen zur Überwachung befohlen werden mussten und erkundete eine oder mehrere Wechsel-B-Stellen.



Zur Zielortung und Leitung des Feuerkampfes verfügte der VB über:

- Schießkarte 1:50.000
- Schießbesteck (metallener Schießhaken mit Winkelmesser in Strich und Entfernungslinial).
- Fernglas mit Stricheinteilung, Scherenfernrohr und binokularen Entfernungsmesser.
- Kompass
- Stoppuhr
- Signalpistole
- Feldfernsprecher und Funkgerät
- Handwaffen (Maschinenpistole, Karabiner, später Sturmgewehr 44 und Panzerfaust) zur Nahverteidigung

Die Geschützstaffel bezog nun die erkundete Feuerstellung. Die Geschütze wurden von den Abholern des Erkundungstrupps in Empfang genommen, an den markierten Positionen „abgeprotzt“ und im Mannschaftszug in Stellung gebracht, durch die Geschützmannschaften grob in Grundrichtung ausgerichtet und durch die Ladekanoniere mit Hilfe der Erdsporne festgelegt.

Die Richtkanoniere richteten Rohr und Richtanlage mit der Libelle zunächst ebenerdig aus, dann richtete der K1 das Rundblickfernrohr auf den Richtkreis und die Ladekanoniere klappten die Erdsporne der Geschütze ab. Dann eilte der Ladekanonier zum Richtkreis, um von dort die für sein Geschütz gemessenen Richtungswerte (Richtkreiszahl) zu notieren, während der zweite Ladekanonier die rot-weiß markierten Richtungsstangen für die spätere Festlegung des Geschützes auspflockte und Rohrwischer und Ladeansetzer bereitlegte. Die Munitionskanoniere entluden die Munitionsprotzen und legten etwa 10 bis 20 m hinter dem Geschütz die Treibladungen sowie die Granaten und Zünder bereit. Danach verließen die Protzen die Geschützstaffel und bezogen die Protzenstellung. Der Geschützführer überprüfte die Einrichtung des Geschützes und meldete die Wirkungsbereitschaft. Anschließend ließ er Geschütz und Marschspuren tarnen.

Sobald das erste Geschütz eingerichtet und die Fernmeldeverbindung aufgebaut war, meldete der Batterieoffizier „Wirkungsbereitschaft“.

## **Führung des Feuerkampfes**

Der Operationsplan der Artillerie war der Feuerplan; typische Gefechtsaufträge an die Artillerie waren im Rahmen des Feuerplans:

- Das Überwachen (übw) von Geländeabschnitten durch Beobachtung und Feuer.
- Das allgemeine Bekämpfen (bek) erkannter Feindziele.
- Das Abriegeln (abr) vorstoßender feindlicher Angriffsverbände.
- Das Stören (stö) von Transport- und Nachschublinien durch unregelmäßige Feuerüberfälle.
- Das Niederhalten (ndl) oder Blenden (ble) feindlicher Kräfte in Absprache mit der Kampftruppe über einen vorgegebenen Zeitraum.
- Das Zerschlagen (zsl) von feindlichen Feuerstellungen, Truppenansammlungen oder Angriffsbereitstellungen unter höchstem Munitionseinsatz.
- Das Beleuchten (bel) von Geländerräumen selten Geländepunkten als Angriffszielen bei Nacht insbesondere beim Angriff feindlicher Kräfte.
- Das Ausschalten feindlicher Beobachtungs-Stellen mit Brisanz- und/oder Nebelgranaten sowie das Nebeln (nbl) feindlicher Kräfte im Angriff oder feindlicher Stellungen bei eigenem Angriff.
- Das Zerstören von Bunkern, Feldbefestigungen oder anderen Punktzielen.

Nach der Freigabe des Feuerplans mit Vorgaben für Feueraufträge, Zielpunkte und Sperrfeuer durch Abteilungskommandeur oder Batteriechef begann der VB nun das Einschießen der Batterie. Er ortete dabei die Einschießpunkte oder Feindziele nach Lage, Höhe und Beobachtungsrichtung und übermittelte die Daten als Feuerbefehl an die Geschützstellung.

Der Feuerbefehl enthielt: Beobachtungsrichtung (Sehstreifen), Koordinaten (Planzeiger), Zielhöhe, Zielbeschreibung, Munitionseinsatz (in Schuss oder Gruppen), Munitionsart (oft Spreng-, Brand-, Nebelgranaten), Zünderart (Aufschlag- oder Zeit-/Doppelzünder), Feuerart (Einzelschuss, Feuerschlag oder Salve).

Beispiel eines Feuerbefehls: „Sehstreifen 16-4-5, Planzeiger 5-4-0-5-9-2, Höhe 165, Zielpunkt Wegekreuzung, ein Schuss, Feuerbereitschaft und Flugzeit melden!“

Bei wichtigen Zielen konnte der VB nicht nur das Feuer seiner Batterie, sondern auch Feuerzusammenfassungen der Abteilung oder des Regiments abrufen. Munitions- und Zündereinsatz wählte er nach taktischem Ermessen.

Geschossen wurde meist mit Aufschlag-, seltener mit Zeitzündern versehen. Sollte Minenwirkung gegen Bunker und Feldbefestigungen erzielt werden, ließ der VB „Aufschlagzünder mit Verzögerung“ schießen; hierbei gelangte die Granate erst Sekundenbruchteile nach dem Aufschlag zur Detonation. Besonders wirkungsvoll gegen ungepanzerte Ziele war bei flacher Flugbahn und hartem (gefrorenen) Boden das Erzielen von „Abprallern“ durch Verzögerungszünder; die Detonation der Sprenggranate kurz über dem Boden verursachte eine verheerende Sprengkraft und Splitterwirkung. Bei Nacht wurden zudem mit großer Erhöhung Leuchtgranaten verschossen, deren brennende Magnesiumladung am Fallschirm langsam über dem Gefechtsfeld herabschwebte und das Gelände zur genauen Zielortung und Bekämpfung ausleuchtete.

In der Feuerstellung ermittelten die Rechner die tatsächliche Schussentfernung und -richtung und setzten diese mit Hilfe von Schusstafel und Barbara-Meldung als Feuerleitstelle in Feuerkommandos für die Geschütze um: den „Teilring“ – das heißt die Richtung der Waffe, den Erhöhungs- oder Aufsatzwinkel, die Libelle (den Geländewinkel), die Zahl der Treibladungen, Geschossart, Zünder und Zünderstellung.

Auf den Alarmruf „Feuerkommando“ eilten die Geschützführer und Kanoniere an die Geschütze, richteten die Geschütze entsprechend dem durchgegebenen Feuerkommando aus, schraubten die befohlenen Zünder auf, luden das Geschoss mit Kartusche und Treibladung und signalisierten die Feuerbereitschaft.

In der B-Stelle kommandierte der VB durch Rückwärtszählen das Abfeuern, maß mit der Stoppuhr die Sekunden bis zum errechneten Aufschlagszeitpunkt, ortete den Aufschlag und meldete erforderliche Korrekturen an die Feuerleitstelle, wobei er durch Weit- und Kurzschüsse den Zielpunkt immer enger „eingabelte“, bis das Feuer im Ziel lag. Hierbei galt das ein-, zwei-, vier- oder achtfache von 100 m als „Gabelmaß“. Lag der Schuss hinter dem Ziel und die Abweichung etwa 80 Meter links, so lautete das Korrekturkommando: „80 rechts, 400 abbrechen, Schuss, kommen!“ Lag nun der Schuss vor dem Ziel, kommandierte er „200 zulegen, Schuss, kommen!“ Lag der Schuss nun wieder zu kurz, so kommandierte er „100 zulegen, Schuss, kommen!“ Nun war das Ziel eingabelt, und mit der letzten Korrektur

wurde das Ziel mit der Feuereinheit – zum Beispiel der Batterie – bekämpft: „Ganze Batterie 50 zulegen, Feuerschlag, Feuer!“

Je sicherer die Schießgrundlagen, desto größer war die Wirkung durch zielgenaue und überraschende Feuerüberfälle, aber auch die Sicherheit der eigenen Truppe vor Kurzschüssen.

Voraussetzung dafür war die eng aufeinander abgestimmte Zusammenarbeit aller Teileinheiten der Batterie:

- Die genaue Zielortung und sichere Korrekturen des VB.
- Die exakte Vermessung der Feuerstellung durch das Erkundungskommando.
- Die korrekte Berechnung von Erhöhung und Seitenrichtung unter Einbeziehung der ballistischen Einflüsse mittels Wettermeldung und Schusstafel durch die Feuerleitrechner.
- Die präzise Einrichtung der Geschütze durch die Kanoniere.

Für die Führung des Feuerkampfes waren außerdem die Fernmeldeverbindungen von entscheidender Bedeutung. Riss die Verbindung ab, so hieß es „Störungssucher raus!“ – und die Fernsprechsoldaten mussten oft auch unter heftigem Feindfeuer die Kabelbeschädigungen suchen und flicken.

Befehl der VB nach erfolgter Zielbekämpfung „Feuerpause“, so schwenkten die Richtkanoniere ihre Geschütze wieder auf die allgemeine Grundrichtung oder die gegebenenfalls ermittelten Sperrfeuerwerte. Bei Alarm konnte dann ohne aufwändiges Nachrichten sofortiges Wirkungsfeuer ausgelöst werden.

Der VB beobachtete das Gefechtsfeld weiter, hielt dabei ständige Verbindung zur örtlichen Kampftruppe, gab Lage- und Zielmeldungen an den Chef und den Abteilungsgefechtsstand weiter und übermittelte nach Freigabe des Feuers auf weitere Feindziele seine Feuerkommandos an die Batterie. Bei überraschenden Feindangriffen konnte die Kampftruppe auch selbst per Signalpatrone das sofortige Sperrfeuer der Batterie auslösen, wobei der VB schnellstmöglich die Führung des Feuerkampfes übernahm.

Im Ausnahmefall wurden vorab einzelne Geschütze bis zur HKL vorgezogen, falls Punktziele im direkten Schuss zu bekämpfen waren. Für diese Einsätze wurden jedoch normalerweise die „Hausartillerie“ der Infanterie - Infanteriegeschütze, Pak, Panzer und Granatwerfer – herangezogen.

Die Feuerstellungen der Artillerie bildeten bei Feindeinbrüchen häufig die letzte Auffangstellung. Die Kanoniere eröffneten dann unter dem Befehl des Batterieoffiziers den Feuerkampf im direkten Richten und bekämpften mit Sprenggeschossen feindliche Infanterie oder mit Hohlladungsgeschossen feindliche Panzer. War der Feuerkampf mit den Geschützen auf kürzeste Entfernung nicht mehr möglich, so verteidigten die Kanoniere mit MG, Mpi, Karabinern und Panzerfaust infanteristisch die Stellung.

Internet10

Wikipedia, abgerufen 05.07.202;

Literatur: Joachim Engelmann, Horst Scheibert:

Deutsche Artillerie 1934–1945. Starke Verlag, Limburg 1974.

H.Dv. 200/4 Ausbildungsvorschrift für die Artillerie (A.V.A.);

Heft 4 Ausbildung der bespannten Batterie 1934,

ISBN 978-3-7448-0927-6.

H.Dv. 200/5 Ausbildungsvorschrift für die Artillerie (A.V.A.) –

Heft 5 Die Führung der Artillerie – 1941.



## Stalingrad

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

**W**eihnachten, er möchte mit seiner Familie Weihnachten feiern. Zuhause!

Den Köhler Flottenkalender für das kommende Jahr hat er noch nicht gekauft. Soll er Dine darum bitten? Jedes Jahr kauft er ein Exemplar, legt es unter den Weihnachtsbaum und schenkt es sich selbst.

Ob sie einen Weihnachtsbaum besorgt haben? Ein Weihnachtsbaum darf nicht fehlen. Das Aufstellen und Schmücken des Baumes, dieses bürgerliche Ritual, ist ihm sehr wichtig.

Er hat immer die schlechtesten Bäume mitgebracht. Die mit krummer oder abgebrochener Spitze, mit zu wenigen Ästen, die schief gewachsenen oder auf einer Seite kahlen. Die Restexemplare, die am 24. Dezember noch übrig waren. Er hat keinen Blick für Bäume. Die Verkäufer haben schnell gemerkt, dass er einer ist, der sich nicht wehrt, dem sie die Mängelexemplare unterschieben können. Ein Mann ohne Stolz, der sich den Ausschuss andrehen lässt. Auch andere Ladenhüter blieben an ihm hängen. Einige Jahre war er der Halter eines eierschalfarbenen Opel Kadett C. Da konnte sein Schwager nicht mehr an sich halten. Welcher Mann, der etwas auf sich hält, fährt einen Kadett und dazu noch einen, mit solch einer Farbe? Ihm war das egal. Das neue Fahrzeug, das niemand kaufen wollte, stand viele Wochen auf dem Hof des Händlers. Der Preis war deutlich herabgesetzt, es fuhr und er konnte es sofort mitnehmen.

Er mag Lametta. Wenn er den Baum schmückt, hängt er immer viel Lametta über die Zweige. Dine findet es schrecklich. Deshalb wechseln sie sich mit dem Schmücken der Bäume ab. In einem Jahr schmückt er ihn, im nächsten Dine oder seine Tochter. Und keiner darf Einspruch einlegen, wenn ihm der Schmuck des anderen nicht gefällt.

Es gab Jahre, da konnte kein Weihnachtsbaum aufgestellt werden. Dreimal erlebte er Weihnachten in der russischen Kälte. Eingegraben in eisigen Erdlöchern. Sein wertvollstes Weihnachtsgeschenk erhielt er ausgerechnet vom Feind, den Russen, am ersten Weihnachtsfeiertag 1942 in Stalingrad. Sein zweites Leben, eine große Bürde. Den passenden Schuss, der ihn zurück nach Hause brachte, buchstäblich in allerletzter Minute.

Nach seiner Beförderung zum Leutnant der Reserve Ende Mai 1942, wurde er als Ersatz der schweren Artillerieabteilung (motorisiert) 631<sup>37</sup> zugeteilt. Diese Abteilung war Teil der 6. Armee und gehörte zur Heeresgruppe B<sup>36</sup>, deren Operationsgebiete die Wolga und Stalingrad waren. Der deutsche Vormarsch nach Osten ging weiter.

Mit dem Zug transportierte man ihn an die Front. Eine Fahrt durch die scheinbare Unendlichkeit des Landes. Unterwegs klammerte er sich an die verzweifelte Hoffnung, dass der Krieg schnell enden möge und er spätestens an Weihnachten wieder zuhause wäre. Er wollte unter keinen Umständen einen weiteren Winter in Russland erleben.

An der großen Offensive<sup>38</sup> war er nahezu von Beginn an beteiligt. Die Front zog sich über tausende von Kilometern. Hitlers kapitaler Fehler war, die Größe des Landes und die Fähigkeiten der Russen zu unterschätzen. Die Teilung des Heeres in Heeresgruppe A und Heeresgruppe B hatte sprichwörtlich verheerende Folgen.

Schon zu Beginn der Offensive verzögerte sich der Vormarsch durch wiederholte Probleme mit dem Nachschub, der nicht rechtzeitig ankam. Treibstoff knapp, Munition knapp, Verpflegung knapp. Es mangelte bereits im Sommer.



Dennoch zeigte die Offensive zunächst alle Züge eines Blitzkrieges. Ende Juli waren sie auf dem Weg nach Stalingrad, und die Sowjets befanden sich in vollem Rückzug. Bis zum Donbogen kamen sie gut voran. Dort trafen sie auf heftigen russischen Widerstand. Die Kesselschlacht bei Kalatsch brachte weitere Verzögerung.

*„Wir wurden in eine Schlacht geschickt, die mit der Einkesselung von sehr vielen russischen Panzern, auch Panzerregimentern begann. Wir bekamen mehr Feuer ab, als wir uns je vorgestellt hatten. Die Russen wollten natürlich raus aus dem Kessel. Alles was sie hatten, hatten sie eingesetzt. An mehreren Stellen haben sie versucht, aus dem Kessel auszubrechen. Wir waren beweglich und stark genug, um die Kette zu halten, bis die Kesselschlacht ihr Ende fand. Tausende von Menschen waren dort eingekesselt. Ein endloses Band geschlagener Russen schlurfte und schleppte sich an uns vorbei. Wir wussten, dass diese vielen Menschen bestimmt bald nicht mehr versorgt werden könnten. Ich dachte bloß: Ihr armen, armen Kerle. Wo geht ihr nur hin? Und auch ich kam mir arm vor. Obwohl ich doch gerade mit gesiegt hatte.“*

(9) Schönbeck 2022

*„Die Russen bedienten sich im Kampf um ihre Heimat härtester Methoden und unbegrenzter Grausamkeiten, Sie nahmen dabei unglaubliche persönliche Wagnisse auf sich, ob dazu angetrieben oder aus freiem Entschluss, das wusste man nicht. In absolut aussichtslosen Lagen opfereten sie ihre Haut scheinbar für nichts. Schon als der Widerstand völlig gebrochen war, tauchten plötzlich Banden von Versprengten auf, schossen wie irrsinnig um sich und mussten doch wissen, dass sie keine Chance hatten, am Leben zu bleiben.“*

(8) Grunert 1962

Mitte August überquerten sie den Don. Bis nach Stalingrad waren es keine 90km mehr.

*„Sechs russische Bomber flogen an. Soweit war daran nichts Besonderes. Ihr Kurs war auf eine Brücke am Fluss gerichtet. Wie gut, dass ein ihnen lohnend erscheinendes Ziel ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Mit kaltem Entsetzen bemerkte ich, wie sich kleine schwarze Kugeln gerade in dem Augenblick lösten, als sie fast über unseren Scheiteln standen.*

*Unter Weltuntergangsgetöse schossen Stichflammen und feurige Fontänen überall um uns herum hoch. Eisenbeschlagene, selbst gepanzerte Motorfahrzeuge wurden auseinandergerissen wie papierenes Spielzeug. Flammen züngelten die ausgedörrten stehengebliebenen Wände hinan. Weißer beißender Qualm quoll hoch. Granaten kreppten in kurzen Abständen mit ohrenbetäubendem Getöse und übertönten sekundenweise die Schmerz-, Angst- und Todesschreie der zerfleischten Menschen und Pferde.*

*Arme und Beine lagen wie niedergebroschene Baumäste nach einem Gewittersturm herum. Bäuche waren aufgerissen, und die Eingeweide lagen im Staub. Schädel lagen zerbrochen, das Hirn war auf der Erde verspritzt. Dann sah ich nur noch blassblaue Schockgesichter und in weiße Antlitze des Todes. Und die Sonne sengte und hatte kein Erbarmen. Dazu fachte ein heißer Wind die Brandherde immer aufs Neue an, und weiter krachten die krepierenden Granaten der Munitionsfahrzeuge und zischten entfachte Flammenwerfer hoch. Die Erde war übersät mit Hunderten von toten und verletzten Menschen und Pferden. Die verwundeten Tiere erhielten reihum den Gnadenschuss, den die sterbenden Menschen nicht erhoffen konnten, selbst wenn sie darum mit letzter Kraft baten.*

*Der Tod war umgegangen, hatte junge Menschenleben in sich hineingefressen, aber er hatte für heute noch immer nicht genug.*

*Als sich der Abend über die Steppe senkte, traten Haufen von Russen aus der Dämmerung heraus, gebeugt, hastig, manchmal stolpernd und von hinten angepeitscht. Wie Kobolde huschten sie heran und fingen an zu grölen. Sie liefen durch den dünnen Schleier unserer Infanterie, und man konnte schon ihre verkniffenen Gesichter sehen. Als sie ganz nahe waren, brüllten unsere Geschütze auf und empfangen sie in grausamen Direktbeschuss, so dass die Leiber zerrissen wurden, Saltos und Purzelbäume schlugen und wie Puppen schlenkernd auf den Erdboden niederfielen. Die noch Überlebenden wurden dann von der Pistole im Rücken wieder auf die Beine gebracht, bis auch sie nicht mehr hochkamen.*

*Aber dieses Drama war damit noch nicht zu Ende. Über die weite Steppe drang das Geräusch schwerer Motoren. In der hereinbrechenden Nacht klang alles viel deutlicher. Das eben Erlebte wurde noch weit in den Schatten gestellt durch den Angriff der russischen Panzer, deren Feuer-schlünde hin- und herschwenkten und in die Gegend spien. Die Erde zitterte im grellen, lohenden Feuer, und der zu Ende gehende Tag nahm seinen Tribut an jungen Leben mit hinüber in die Nacht. Langsam kühlten die toten Körper aus, und die Stille der Steppennacht zog ein. Der ganze jammernde und noch mehr der stumme Schmerz der Geschundenen würgte einem fast das Herz ab.*

*Im Wehrmachtsbericht hieß es dann: „Ein mit Panzern unterstützter Angriff wurde mit schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen...“*

(8) Grunert 1962

Ende August lagen sie dann bei unmenschlicher Hitze in der Steppe vor Stalingrad<sup>39</sup>. Die schwere Artillerie begann, Teile der Stadt in Trümmer zu schießen.

*„Der dem Herbst zustrebende Sommer leistete sich noch einmal eine aufschreiende, sengende Glut. Der heiße Ostwind, der aus einem Backofen herauszublasen schien, wälzte dicke Staubwolken über das Land, die alles – Männer, Tiere, Fahrzeuge und Waffen – in graue Schemen verwandelten. Die ganze Erde war aschgrau geworden. Alle Augen waren wässrig angeschwollen und leuchteten rot aus dem toten Grau der Gesichter. Die schwarze Erde war unter der Hitze aufgebrochen, das Gras war dürr gebrannt und braun. Kein Baum, kein Busch warf mitleidige Schatten. Kein noch so kleines Rinnsal durchschnitt die dürre Erde. Eine niederdrückende Monotonie lag schwer auf allen Gemütern. Heißer Staub fraß sich in die letzten Poren des Körpers.*

*Bei brütender Hitze lagen sie in der Kalmückensteppe. Die Steppe vor Stalingrad ist an mancher Stelle wie aufgerissen und hat tiefe Einschnitte. Und in diesen Steilwänden haben sie ihre Unterstände, ihre Behausungen gehabt.*

*In derselben Zeit häuften sich bei der Artillerie die Rohrkrepierer. Der Grund, weshalb so viele Granaten bereits im Geschützlauf explodierten, wurde in lässiger Arbeitsweise oder in Sabotage in den deutschen Munitionsfabriken gesehen. Die Verwendung dieser Munition wurde zwar hin und wieder verboten, aber die Batterien mussten dann auf Befehl regelmäßig wieder auf sie zurückgreifen, wenn die saubere auszugehen drohte. Das Ganze war also eine Scheinvorbeugung, ein Selbstbetrug.*

*Krepierte eine Granate im Geschützrohr, so war die Wirkung überaus verheerend. Die Verschlüsse flogen mit großer Gewalt nach hinter heraus, und große, scharfkantige und gezähnte Eisenteile pfffen mit unheimlicher Rasanz durch die Luft. Die dabei entstehenden Verletzungen waren unbeschreiblich. Köpfe wurden wie von einer Guillotine abgehauen, Bäuche wie durch Samurai-Schwerter auf-*

*geschlitzt, große Metallteile schnitten sich wie Sensenblätter in die Leiber ein, Lebern und Milzen wurden zerhackt, Wirbelsäulen zersägt, Brüste breit aufgeschnitten, dass man Herz und Lunge liegen sehen konnte.“*

(8) Grunert 1962

Anfang September. Und wieder explodierten Granaten, flogen Eiseenteile durch die Luft. Ein Eisensplitter bohrte sich in seine rechte Backe. Unter Schmerzen, im Chaos, während er sich in Deckung zu bringen versuchte, verlor er seine Brille. Ein Artilleriebeobachter, der nur noch seine unmittelbare Umgebung scharf sah. Das Fernglas wurde für ihn und seine Kameraden überlebenswichtig.

Mitte September schossen Luftwaffe und Artillerie die ganze Stadt in Trümmer. Dann rückte die Infanterie vor und die langwierigen Straßen- und Häuserkämpfe begannen. Sie wurden mit unerbittlicher Gewalt Mann gegen Mann geführt. Manche Häuser waren zweigeteilt besetzt; in den oberen Stockwerken lagen die Deutschen, in den unteren die Russen.

*„Es sollte sich bald zeigen, dass die Chancen eines Soldaten, den Abend unversehrt zu erleben, unter zehn Prozent lagen. Hundert Mann traten am Morgen an, und eine Handvoll kam am Abend zurück mit einem Kampfergebnis, das gleich Null war. Ein Lastwagen, der den Vortrupp an Offizieren und Unteroffizieren zur Erkundung der Stellungen voraustragen sollte, war zunächst spurlos verschwunden, bis der Rest, ein schaudererregendes Sammelsurium von Leichen und Autoteilen irgendwo verstreut gefunden wurde.“*

(8) Grunert 1962

Zeitgleich kam es zu einem wochenlangen Stillstand der Artillerie, die zwischen Don und Wolga in der Steppe lag. Für die Artillerie-

abteilungen schien der Krieg vorbei zu sein. Aber sie fanden keine Ruhe. Tag und Nacht standen sie unter Beschuss und wurden von sowjetischen Bombern angegriffen.

*„Und ständig hörten wir das nervenzerfetzende Heulen der Stalinorgeln<sup>40</sup>. Wenn man sie hörte, war es bereits zu spät, um Deckung zu suchen. Wir konnten uns nur auf den Boden werfen, bevor wir mit einem Hagel an Geschossen überschüttet wurden. Wurde eine Einheit unvorbereitet auf offenem Feld von einer Salve getroffen, waren die Verluste fürchterlich.*

*Bald war wieder alles auf den Beinen und trottete in monotonem Einerlei dahin. Und die Gedanken gingen wie so oft auf Reisen. Aber da fuhr schon wieder Eisen durch die Luft; wieder derselbe große Kladderadatsch! Vielleicht erwischt man jetzt den passenden Schuss, nach dem man sich bei voller Pension zur Ruhe setzen kann...?*

*Immer wieder mussten wir sich auf unsere mit Erbsenbrei gefüllten Bäuche werfen, und alles wiederholte sich in der gleichen viehischen Barbarei. Als ich mich nach der ersten Salve flach an den Boden gepresst hatte, wartete ich auf die Schreie der getroffenen Kameraden. Und da waren sie schon, die ersten sägenden und bohrenden Rufe des Entsetzens, der Verlassenheit, der Angst und der Pein, die fordernden Rufe um Hilfe. Meine Beine trugen mich nur noch mühsam, sie schlotterten in den ausgebeulten Hosen, die vor Dreck starrten. Immer wieder diese grässlichen Einschläge vor meiner Nase, die alles durcheinanderschüttelten, und dazwischen die markerschütternden Schreie der Sterbenden! Von allen Seiten drangen sie auf mich ein. Es war ein Brüllen zum Steinerweichen, und der ganze Himmel hallte davon wider. So drückte ich meinen zitternden Leib gegen die Trichterwand und schob ihn langsam über den Rand hinauf, holte noch einmal tief Luft, zwang mich dann auf die Beine und setzte mich widerwillig in Bewegung.“*

(8) Grunert 1962

Und niemals war er allein, niemals konnte er sich zurückziehen. Immer unter Kameraden. Immer unter Männern. Und trotzdem auf sich allein gestellt.

*„Ich sehnte immer die seltenen Tage herbei, an denen ich mich von der Truppe einmal absondern konnte; ein heftiges Verlangen nach dem Geschenk des Alleinseins, um das Gefühl für die eigene Individualität nicht ganz zu verlieren. Man befand sich in der dauernden Gefahr, als Einzelwesen zu verkümmern und schließlich nur noch in der Masse existenzfähig zu sein. Man wurde des Für-sich-Seins im Laufe der Zeit radikal entwöhnt. Viele Männer erlitten hierdurch einen psychischen Schaden für ihr ganzes Leben: die Verkümmernng des individuellen Daseinsgefühls, die Degeneration des bewussten Ichs. Darin liegt sicherlich der Beweggrund für viele militante Männerbünde. Das geistige Vakuum wird in diesen Vereinigungen durch vaterländische Maskeraden und durch die Aufwärmung und Glorifizierung des sogenannten Fronterlebnisses aufzufüllen versucht. Dabei werden oft alte Kriegsprahlereien immer wieder neu aufgekocht. Durch das Blendwort Kameradschaft wird das Gefährliche solcher Possen oft nur notdürftig verhüllt.“*

(8) Grunert 1962

Und dann kam die Kälte.

Und der Schnee.

Und später der Hunger.

Und die Läuse.

Und das Fleckfieber.

Und der Typhus.

Ende Oktober erlebten sie den ersten Frost. Von einem Tag auf den anderen fiel die Temperatur von plus zwanzig Grad unter den Gefrierpunkt. Über die Steppe fegte ein eisiger Sturm. Wieder hatten

sie keine Winterbekleidung, sie trugen alle noch ihre ramponierten Sommersachen. Schnell froren Zehen ab. Schneetreiben setzte ein. Längst hätten sie Stalingrad einnehmen müssen.

Mitte November lag er immer noch in der Steppe zwischen Don und Wolga. Der wochenlange Stillstand und die hohen Verluste wirkten sich negativ auf die Moral in der Truppe aus. Die Stimmung unter den Soldaten wurde zusehends schlechter. Längst hätten sie wieder in der Heimat sein sollen. Dann erreichte sie die Nachricht vom Durchbruch der Russen und ihrer Einkesselung.

*„Wir wussten um die lange Frontlinie und die Schwächen der rumänischen Armee. Dennoch war es eine Überraschung für uns, dass die Russen es geschafft haben, uns innerhalb von drei bis vier Tagen einzukesseln.“*

*Die Rationen wurden gekürzt. Durch den Sturm konnten die Flugzeuge nicht die benötigten Versorgungsgüter einfliegen. Da wussten wir bereits, dass wir verloren waren. Wir hatten ihre Notrationen längs aufgegessen. Vor Kälte bis ins Knochenmark erstarrt, der Magen betrogen, so hockten die Männer Tag und Nacht in vereisten Löchern.*

*Wir waren geschwächt, heruntergekommen, ausgehungert. Wir spürten, dass wir vor Mattigkeit und Kälte grau geworden waren, rieben uns die froststarrten Ohren, steckten das vereiste Kinn in den dünnen Mantelkragen. Und der Wind peitschte weiter Schneewolken über das Land, dass es einem den Atem schmerzhaft erstickte. Aber Hass, Wut und Verzweiflung vermögen viel. Mancher hielt seine Seele durch Flüche mobil. Die Auflehnung, die Schärfe der Empörung brauchten ein Ventil. Zwischen den Mühlsteinen des Hasses gegen braun wie rot sah man immer nur einen Fluchtweg, den nach vorne. Diese zerlumpten, ausgehungerten und heruntergekommenen Männer wehrten die Angriffe der in großer Übermacht eingebrochenen Russen standhaft ab.“*

(7) Schönbeck 2018



Er summt eine Melodie, die ihm seit damals nicht aus dem Kopf geht. *„Zieht euch warm an, denn die Kälte strengt den Darm an“*.

Der Durchfall hielt die Betroffenen unentwegt auf den Beinen. Sie magerten schnell ab und verfielen vor seinen Augen. Sie waren die ersten, die starben. An Hygiene war nicht zu denken und so breiteten sich die Kleiderläuse, die eine ständige Plage waren, weiter aus. Und mit den Läusen kam das gefürchtete Fleckfieber. Wenn sie nicht an Durchfall starben, starben sie an Fleckfieber oder den Hungertod<sup>41</sup>.

In der zweiten Dezemberhälfte nahm der Schwächezustand erschreckend zu, und viele Tote und Gefallene lagen steifgefroren auf freiem Feld umher, weil ihnen die Kraft fehlte, die Kameraden in der eisig gefrorenen Erde zu beerdigen. Der lang ersehnte Befehl zum Ausbruch aus dem Kessel kam nicht. Ihre Lage wurde von Tag zu Tag trostloser und verzweifelter, und ihre Hoffnung auf Befreiung schmolz dahin.

*„Heiligabend bin ich zu seinen Männern von Loch zu Loch gegangen. Wir haben ein Vaterunser zusammen gebetet und „Stille Nacht, heilige Nacht“ gesungen.*

*In der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember hörte der Kampflärm der Truppe, die uns befreien sollte, auf, näher zu kommen. Der Kampflärm wurde schwächer und wir wussten, das wars, wir sind verraten.“*

(7) Schönbeck 2018

Es war der erste Weihnachtstag. Ein Geschoss der russischen Artillerie, das in tausend kleine Stücke explodierte, zerfetzte seinen Rücken und den Muskel seines rechten Oberarms.

*„Da war viel rotes, frisches Blut im Schnee.*

*Einer meiner Leute hat mich dann in ein großes Lazarettloch in der Nähe eines Flugfeldes geschafft. Dort war ein junger Arzt am Operieren, mit Petroleumlicht, ohne Betäubungsmittel, ohne Sterilisation. Der Arzt sah mich kurz zwischen zwei Operationen an und sagte: du musst warten, das geht noch. Und da hab ich zwei Stunden gegessen, auf der Erde und zugesehen, wie mein junger Sanitätskollege Arme und Beine absägte und die armen Männer dann vor Schmerzen in Ohnmacht fielen. Dann kam ich dran und der Sanitäter hat so viele Knochensplitter rausgeholt, wie möglich.*

*Ich wusste, dass ich sterben musste.*

*Dann wurde auf unsere Stellung geschossen, mit Artilleriegeschossen von russischer Seite. Die Erde rieselte an der Seite, an der Wand ins Loch.“*

(7) Schönbeck 2018

Am Sonnabend, den 26. Dezember 1942, gab das Oberkommando der Wehrmacht zu den Ereignissen des Vortages bekannt: *„Zwischen Wolga und Don und im Dongebiet brachen sich die anhaltenden feindlichen Angriffe an dem harten Widerstand unserer Truppen.“*<sup>42</sup>

Noch im Dezember flogen sie ihn von Pitomnik<sup>41</sup> (Stalingradski oder Gumrak) nach Taganrog am Asowschen Meer aus.

Weniger als zehn Prozent aller Soldaten der 6. Armee sind verletzt ausgeflogen worden.<sup>43</sup> Er war einer von ihnen. Der letzte Flug, bei dem Verwundete aus dem Kessel von Stalingrad gerettet werden konnten, fand am 23. Januar 1943 statt. Von den in Gefangenschaft geratenen Kameraden starben mehr als 100.000 Mann. Nur 6.000 Kameraden kehrten aus der Gefangenschaft zurück.

## Ergänzende Informationen

### **36 Heeresgruppe B**

Eine neue Heeresgruppe B entstand am 9. Juli 1942 an der sowjetischen Front. Ihre Operationsziele waren die Wolga und Stalingrad.

### **37 Artillerie-Abteilung 631**

Aufgestellt am 6. August 1939 mit zwei Batterien 21-cm Mörsern und einer Batterie 10-cm Kanonen. Ab Februar 1940 bestand die Abteilung aus drei Batterien 10-cm Kanonen. Operation am Donbogen und in Stalingrad. Die Abteilung wurde im Januar 1943 in Stalingrad vernichtet.

lexikon-der-wehrmacht4  
<https://www.lexikon-der-wehrmacht.de/Gliederungen/ArtAbtschwer/AA631.htm>;  
abgerufen am 28. Januar 2022

### **38 Sommeroffensive 1942**

Wenige Tage nach Beginn der Sommeroffensive erreichte die Heeresgruppe Süd den Don bei Woronesh. Während ihr Nordflügel, die Heeresgruppe B, anschließend den Fluss entlang nach Südosten Richtung Stalingrad vorrückte, stieß ihr die Heeresgruppe A in einer Zangenbewegung von Süden entgegen. Aufgrund eines strategischen Rückzugs der Sowjets hinter die Don-Wolga-Linie sowie in den Kaukasus misslang die vorgesehene Einkesselung der sowjetischen Armeen. Der dadurch ermöglichte rasche Vormarsch verleitete Hitler zu der - unberechtigten - Vermutung, die Rote Armee hätte entscheidend an Schlagkraft verloren. Seine neue Weisung für die Sommeroffensive vom 23. Juli sah daher zwei parallele - anstatt, wie vorgesehen, nacheinander durchgeführte - Operationen der beiden Flügel vor: Während die Heeresgruppe B auf Stalingrad angesetzt blieb, sollte die Heeresgruppe A durch den Kaukasus zum Kaspischen Meer vorstoßen, um die Ölfelder von Grosny und Baku zu besetzen.

Im nördlichen Frontabschnitt führte die Sommeroffensive Ende August zur Einnahme von Stalingrad als zentrales Rüstungs- und Verkehrszentrum. In zähen und verlustreichen Straßenkämpfen gelang es der 6. Armee jedoch nicht, die sowjetischen Verbände vollständig vom westlichen Ufer der Wolga und aus der Stadt zu vertreiben.

Bis Mitte November eroberten sie rund 90 Prozent der Stadt. Während sich deutsche Stoßtrupps in erbittert geführten Häuser- und Straßenkämpfen verschlissen, führte die sowjetische Südwest-Front frische Kräfte um Stalingrad heran. Am 19. November 1942 begann sie im Nordwesten und im Süden eine zangenförmige Großoffensive. Bereits drei Tage später führte der Angriff zur Einschließung der gesamten 6. Armee.

LeMo6

<https://www.dhm.de/lemo/kapitel/zweiter-weltkrieg/kriegsverlauf/sommeroffensive1>,  
abgerufen am 28. Januar 2022

### **39 Schlacht von Stalingrad**

Starker sowjetischer Widerstand im Donbogen sowie Treibstoffmangel führten zu einer Verzögerung des deutschen Vorgehens um mehrere Wochen. Der starke frontale Widerstand der sowjetischen Truppen während der Kesselschlacht bei Kalatsch (25. Juli bis 11. August) zwang die deutsche Wehrmacht, ihre Truppen weiträumiger zu entfalten. Erst am 21. August 1942 konnte die deutsche 6. Armee mit dem LI. Armeekorps (General der Artillerie von Seydlitz-Kurzbach) den Don bei Kalatsch überschreiten und den Vormarsch nach Stalingrad antreten.

Voraus-Abteilungen der deutschen 16. Panzer-Division erreichten am 23. August um 18 Uhr im Norden von Stalingrad bei Rynok die Wolga, mussten aber bald gegenüber starken sowjetischen Gegenangriffen aus nördlicher Richtung in Verteidigung übergehen. Am gleichen Tag hatte ein massiver deutscher Luftangriff mit 600 Maschinen zum Tod tausender Zivilisten in Stalingrad geführt, welche auf Befehl Stalins nicht evakuiert werden sollten. Die deutsche Luftflotte warf insgesamt ungefähr eine Million Bomben mit einem Gesamtgewicht von 100.000 Tonnen auf die Stadt ab.

Am 13. September begann der deutsche Großangriff mit der Bombardierung durch Sturzkampfbomber und massivem Beschuss aus Feldartillerie und Mörsern auf den inneren Verteidigungsgürtel Stalingrads.

Um der deutschen Luftherrschaft etwas entgegenzusetzen, wurden die besten Piloten von allen Fronten herangezogen und Eliteeinheiten wie das 9. Gardejagdfliegerregiment aufgestellt. Nachtbomber, die

nach sowjetischen Angaben in der Schlacht um Stalingrad 20.000 Tonnen Bomben abwarfen, so viel wie die deutsche Luftwaffe 1941 über England, raubten den deutschen Soldaten die nächtliche Ruhe und hielten sie in dauernder Unruhe und Anspannung.

Den deutschen Einheiten gelang es erst im Rahmen der Operation Hubertus (9. bis zum 12. November), die fast völlig zerstörte Stadt nahezu vollständig unter ihre Kontrolle zu bringen,

Durch die am Morgen des 19. November 1942 begonnene „Operation Uranus“ wurden die Truppen der Wehrmacht von sowjetischen Streitkräften innerhalb von fünf Tagen eingeschlossen.

Am 24. November entschloss sich Hitler endgültig, den Kessel aus der Luft zu versorgen, nachdem Reichsmarschall Hermann Göring ihm versichert hatte, dass die Luftwaffe in der Lage sei, den benötigten Mindestbedarf von 500 Tonnen Versorgungsmaterial täglich einzufliegen. Angeblich wurden sowohl Göring als auch Hitler von den Generalstäben des Heeres und der Luftwaffe darüber informiert, dass dies nicht möglich sei. Der höchste Versorgungsumfang wurde am 19. Dezember 1942 mit 289 Tonnen erreicht, an manchen Tagen konnten jedoch wegen des schlechten Wetters keine Versorgungsflüge durchgeführt werden. Vom 25. November 1942 bis zum 2. Februar 1943 konnten im Durchschnitt anstelle der versprochenen 500 Tonnen täglich nur 94 Tonnen eingeflogen werden.

Am 24. November wurden die Rationen der Soldaten halbiert und die Brotzuteilung auf täglich 300 Gramm festgelegt und in der Folgezeit auf 100 Gramm, gegen Ende auf lediglich 60 Gramm pro Mann reduziert. Dies bedeutet nur drei Scheiben Brot pro Tag, was niemals dem Bedarf eines kampffähigen Soldaten entspricht. Die Truppe verhungerte in den nächsten Wochen zusehends.

Die ausgeflogenen verwundeten Soldaten kamen nicht nach Deutschland, sondern in Lazarette und Krankenhäuser in besetzten Gebieten, um den deutschen Zivilisten mit dem Anblick der ausgemergelten und fast verhungerten Soldaten nicht den tatsächlichen Zustand der Truppe zu zeigen.

Ein weiteres für die Soldaten und Offiziere im Kessel wesentliches Problem war, dass über diese Versorgungsflugplätze auch der Abtransport der Verwundeten erfolgen musste. Insbesondere nachdem nur noch der Behelfsflugplatz Gumrak zur Verfügung stand, mussten die Flugzeugbesatzungen oft genug unter Waffengewalt die Verzweifeln davon abhalten, sich an die Flugzeuge zu hängen, was ihnen

nicht immer gelang. So kam es vor, dass sich Männer beispielsweise an den Fahrgestellen der startenden Maschinen festhielten, bis die Kräfte sie verließen und sie abstürzten.

Internet11  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Schlacht\\_von\\_Stalingrad](https://de.wikipedia.org/wiki/Schlacht_von_Stalingrad),  
abgerufen am 30. Januar 2022

#### **40 Die Stalinorgel – der Schrecken der deutschen Wehrmacht**

Nachdem die deutsche Wehrmacht in die Sowjetunion eingefallen war, stieß sie auf zwei Hindernisse, mit denen die Führung in Berlin nicht gerechnet hatte. Das eine waren die überlegenen schweren Panzer der Typen KV-1 und T-34 und das andere war die gefürchtete "Stalinorgel", der Mehrfachraketenwerfer BM-13, von den Russen nach einem populären Lied Katjuscha genannt. Der Werfer wurde schon vor dem Krieg entwickelt, aber zur Zeit des deutschen Überfalls waren nur wenige Exemplare vorhanden. Angeblich soll Stalin die Serienproduktion am Vorabend des deutschen Einmarsches angeordnet haben. Die Katjuscha kombinierte mehrere bereits bekannte Faktoren zu einer furchtbaren Waffe. Einerseits wurden mehrere Abschussrichtungen auf einem Werfergestell kombiniert. Während eine Haubitze nur ein Rohr besitzt, wurden auf dem BM-13-Lkw 16 Abschussrampen installiert. Mit ihnen wurden keine Granaten verschossen, sondern einfach aufgebaute Raketen, die aus einem Feststofftreibsatz und einem Splittergefechtsskopf bestanden.

##### **Verheerende Flächenwirkung**

Im Vergleich zu normaler Artillerie hatten diese Waffen mehrere Nachteile. Die Reichweite war geringer, die Zielgenauigkeit auch. Auch konnten die Raketen kaum etwas gegen befestigte Stellungen ausrichten, geschweige denn Betonbunker knacken. Gegen Einzelziele waren sie nicht zu gebrauchen. Dafür hatte die Stalinorgel eine verheerende Wirkung, wenn eine ganze Batterie gegen Flächenziele eingesetzt wurde. Innerhalb kurzer Zeit konnte ein Werfer seine 16 Raketen abfeuern. Wurden sieben Werfer eingesetzt, schlugen über 112 Raketen in sehr kurzer Zeit im Ziel ein. Der Gegner konnte sich nur zu Boden werfen, es blieb ihm keine Zeit Deckung zu suchen. Wurde eine Einheit unvorbereitet auf offenem Feld von einer Salve getroffen, waren die Verluste fürchterlich. Dazu waren die Werfer, da sie auf Lkws montiert waren, sehr beweglich und konnten schnell

verlagert werden. Hinzu kam ein weiterer Punkt, der alle erfolgreichen Waffensysteme der Sowjets aus dem Zweiten Weltkrieg gemein ist: Die Raketenwerfer und die Munition waren simpel aufgebaut, robust und konnten schnell und in großer Stückzahl hergestellt werden.

Internet13

<https://www.stern.de/digital/technik/die-stalinorgel---der-schrecken-der-deutschen-wehrmacht-9442102.html>,  
abgerufen am 23. Januar 2022

### **41 Flugplätze unter deutscher Kontrolle**

Als die Rote Armee am 22. November 1942 die deutsche 6. Armee in den Ruinen der Stadt an der Wolga eingekesselt hatte, gab es noch sieben einsatzfähige Flugplätze unter deutscher Kontrolle. Alle lagen auf dem Westufer der Wolga, zwischen zehn und 28 Kilometer vom umkämpften Stadtzentrum entfernt. Doch von Tag zu Tag schnürte die Rote Armee den Kessel stärker ein, vor allem, als der deutsche Versuch, die Armee zu entsetzen, kurz vor Weihnachten abgebrochen wurde. Ein Flugplatz nach dem anderen ging verloren, bis in der dritten Januarwoche nur noch das improvisierte Flugfeld Stalingradski angefliegen werden konnte.

In Stalingradski warteten ständig Hunderte Verwundete auf eine Chance, ausgeflogen zu werden. Eine Erlaubnis bekamen Soldaten, die eine Aussicht hatten, mit einer Behandlung in einem ordentlich ausgestatteten Lazarett wieder voll einsatzfähig zu werden. Schwerstverletzte dagegen bekamen schon seit Tagen diese Chance nicht mehr – sie hätten wohl auch den zehn Kilometer weiten Weg durch die Eiseskälte zum Flugfeld kaum überstanden.

#### **Material-Nachschub**

350 Tonnen seien das Maximum, hieß es, und das nur unter der Bedingung, dass das Wetter mitspielte, die Technik intakt blieb und die Russen nicht angriffen. Umgehend wurden alle verfügbaren Transportflugzeuge zusammengebracht und mit oft nur unzureichend ausgebildeten Mannschaften in die winterliche Steppe geschickt.

Eine dreimotorige Junkers 52 konnte zwei Tonnen täglich transportieren, ein Heinkel 111-Bomber etwas weniger. Um 700 Tonnen zu befördern, hätten also täglich mehr als 350 Maschinen im Kessel landen müssen. Nur an einem Tag, dem 19. Dezember gelang es, knapp die Hälfte an Versorgungsgütern einzufliegen.

Auch konnten wesentlich weniger Verwundete mit den entladenen Maschinen in Sicherheit gebracht werden. Nicht einmal die Hälfte der angesetzten tausend Passagiere konnte pro Tag die belagerte „Festung“ an der Wolga verlassen. Dabei stürzten nicht wenige Maschinen ab, weil sie hoffnungslos überladen und ihre Besatzungen unerfahren waren.

### **Kürzung der Rationen**

„Verpflegung ist durch Kürzung auf die Hälfte bis ein Drittel der Portionen derart gestreckt, dass die Armee bis etwa 18. Dezember aushält. Da Pferdefutter nicht vorhanden ist, wird die Masse der Pferde bis Mitte Januar geschlachtet sein“, konstatierte der Quartiermeister der 6. Armee Anfang Dezember. Tatsächlich war einer der Gründe, warum Paulus den Ausbruch verweigerte, der körperliche Zustand seiner Soldaten und der Brennstoffmangel seiner letzten Panzer, die die 50 Kilometer bis zu Brückenköpfen der Einsatz-Divisionen nicht mehr hätten bewältigen können.

Der verantwortliche Versorgungsoffizier sollte Recht behalten. In der zweiten Dezemberhälfte begann das große Sterben, weniger durch direkte Feindeinwirkung, als vielmehr durch Unterernährung. Tod durch Verhungern ist undramatisch, erkannte der Arzt Hans Girgensohn.

Es kam immer häufiger vor, dass Soldaten nach dem Essen einer dünnen Brotsuppe mit etwas Pferdefleisch tot umfielen. Es dauerte einige Zeit, bis die Ursache erkannt wurde: Fettfleisch aus Konservendosen, mit denen die militärische Führung der Truppe zusätzliche Kalorien zuführen wollte. Soldaten, die es aßen, bekamen eine Art Schock.

### **Hungertote**

Es war der Heilige Abend des Jahres 1942, als die Soldaten im Kessel von Stalingrad das Kanonengrollen nicht mehr hörten, dass seit Tagen den Anmarsch ihrer Einsatzkräfte angekündigt hatte. Die sowjetische Großoffensive am Don hatte deren sofortigen Abzug unumgänglich gemacht.

In den Stunden zuvor, in denen der Oberbefehlshaber der eingeschlossenen 6. Armee Friedrich Paulus sich entschied, in Stalingrad auszuharren, machte sich der Pathologe Hans Girgensohn daran, merkwürdige Todesfälle zu untersuchen.

Seit Mitte Dezember erkannten die deutschen Truppenärzte, dass immer mehr Soldaten ohne vorausgegangene Verwundung starben. Eine Krankheitsdiagnose konnte nicht gegeben werden. Als Grund wurden Unterkühlung, Erschöpfung oder eine unbekannt Seuche vermutet. Nach mehreren Obduktionen unter dramatischen Umstän-



den – die Leichen mussten erst umständlich aufgetaut werden – gab Girgensohn seine Diagnose ab: Die Soldaten starben den Hungertod. Nachdem die 6. Armee ab 19. November 1942 von der Roten Armee eingeschlossen worden war, mussten 250.000 Soldaten – 195.000 deutsche, gut 5000 rumänische und einige kroatische und italienische Einheiten sowie 50.000 russische Hilfswillige – aus der Luft versorgt werden. Großspurig hatte Luftwaffenchef Hermann Göring erklärt, dass der Transport der als Mindestmaß angesetzten 700 Tonnen Versorgungsgüter pro Tag kein Problem sei. Seine Leute hatten da schon realistischere Vorstellungen.

### **Ungebrochener Siegeswille**

Die Taktik der Roten Armee, durch ständige kleine Angriffe auch nachts den Gegner niemals zur Ruhe kommen zu lassen, führte dazu, dass die Soldaten buchstäblich ausbrannten. In Verbindung mit den Wetterbedingungen und der Nahrungsmittelknappheit trug es dazu bei, einen beschleunigten Prozess des Verhungerns einzuleiten, wie der britische Militärhistoriker Antony Beevor („Stalingrad“) schreibt. Hepatitis, Ruhr und Typhus grassierten. „Mit den Läusen ist es wie mit den Russen. Eine macht man tot, und zehn neue sind dafür da“, schrieb ein Leutnant.

Hatte die Luftwaffe in den ersten Dezemberwochen gerade einmal zwischen sieben und 20 Prozent des benötigten Nachschubs einfliegen können, veränderte sich die Lage dramatisch, als im Zuge der sowjetischen Gegenoffensive am Don die wichtige deutsche Luftwaffenbasis Tazinskaja von Panzern überrollt wurde. Zwar konnten sich 124 Transportflugzeuge in Sicherheit bringen, 72 aber wurden zerstört, „ungefähr zehn Prozent der gesamten Transportflotte der Wehrmacht“. Bis Ende Januar sollte die Luftwaffe bei dem Versuch, die Luftbrücke aufrecht zu erhalten, fast 500 Maschinen verlieren.

„Der Schwächezustand nimmt erschreckend zu, und viele Tote und Gefallene liegen steifgefroren auf freiem Feld umher, weil die Kraft versagt, die Kameraden zu beerdigen“, notierte ein Soldat zur Jahreswende. Das hinderte den Armeeeoberbefehlshaber Paulus nicht, in seiner Neujahrsbotschaft zu verkünden: „Unser Siegeswille ist ungebrochen, und das neue Jahr wird uns sicher die Befreiung bringen. Wann dies sein wird, kann ich noch nicht sagen. Der Führer hat aber noch immer seine Versprechungen gehalten und wird es auch diesmal tun.“

### **Das Ende aller Illusionen**

In diesem Sinn lehnten er und seine Generäle das sowjetische Kapi-

tulationsangebot vom 10. Januar 1943 ab. Am Tag darauf begann die verstärkte sowjetische Donfront unter Generalleutnant Konstantin R. Rokossovskij mit ihrem Sturmangriff.

Am 12. Januar schickte Paulus einen engen Mitarbeiter, Hauptmann Winrich Behr, ins Hauptquartier seines Vorgesetzten Erich von Manstein, Chef der Heeresgruppe Don. Behr berichtete ohne jede Beschönigung von der hoffnungslosen Lage in Stalingrad. Manstein schickte ihn umgehend zu Hitler mit der Weisung: „Liefern Sie Hitler genau denselben Bericht wie mir.“

Im Führerhauptquartier „Wolfsschanze“ in Ostpreußen tat Behr, wie ihm befohlen worden war. Tatsächlich ließ Hitler den jungen Offizier reden, während die Entourage des Diktators dessen Ausführungen mit „idiotischen Fragen“ abzuschwächen suchte. Doch bald begriff Behr, dass Hitler jeglichen Kontakt zur Wirklichkeit verloren hatte. „Er lebte in einer Fantasiewelt von Karten und Wimpeln. Das war das Ende all meiner Illusionen über Hitler. Ich war jetzt überzeugt, dass wir den Krieg verlieren würden.“

Weder die SS-Panzer-Divisionen, von denen Hitler fabulierte, standen bereit. Noch erfassten die Stabsoffiziere die ganze Tragweite von Behrs Bericht. Der Hauptmann kehrte nicht mehr nach Stalingrad zurück. Am 15. Januar stießen die sowjetischen Truppen auf Pitomnik vor, dem zentralen Flughafen im Kessel von Stalingrad.

Internet12  
<https://www.welt.de/geschichte/zweiter-weltkrieg/article161414956/So-dramatisch-war-der-letzte-Flug-aus-Stalingrad.html>,  
Berthold Seewald, abgerufen am 25. Oktober 2022

## **42 Stalingrad vom 22. Dezember bis 26. Dezember 1942**

### 22. Dezember 1942

Bei dichtem Nebel war kein Flugbetrieb möglich.

### 23. Dezember 1942

Flugplatz Tazinskaja in Gefahr (Absprungflugplatz und Standort von 180 Flugzeugen); 72 Flugzeuge bringen noch einmal Versorgungsgüter nach Stalingrad.

### 24. Dezember 1942

03.30 Uhr: erste russische Panzer vor der Ortschaft Tazinskaja; Hektik, Aufgabe des Absprungflugplatzes, Verlust von ca. 56 Flugzeugen für die Luftflotte. Für die Versorgung von Stalingrad ein Desaster.

Insgesamt nehmen die Verluste durch Feindeinwirkung, durch Abstürze, die teilweise durch Vereisung verursacht sind, zu.

Ab sprungflugplatz für die Versorgungsflüge jetzt Ssalsk. Die Versorgungslage im Kessel wurde kritisch. Starker Frost und eisige Schneestürme ließen die Einsatzbereitschaft weiter sinken. Das größte Hindernis war jetzt die Entfernung von 400 km zum Kessel. Die Reichweite der Ju 52 war an einem kritischen Punkt angelangt. Alle Flugzeuge, die viel Öl verbrauchten, waren von hier aus nicht mehr einsetzbar. Das bedeutete eine weitere Reduzierung der Transportleistung.

Der Winter hat voll eingesetzt: Die Temperaturen sinken auf 24-30 Grad minus. Es fiel Schnee, der Sturm, der immer wieder einsetzte, riss den Schnee vom Boden und führte ihn mit sich wie ein Sandsturm. Sicht keine 100m.

Keine Versorgungsflüge möglich, bei zunehmendem Frost werden die Anlassschwierigkeiten immer größer. In der Zeit vom 28. Dez. - 4. Jan. 43 gingen 63 Flugzeuge verloren, die Hälfte davon durch Wettereinfluss.

#### 25. Dezember 1942

*Lagebericht, Oberkommando des Heeres, 25. Dezember 1942*

Heeresgruppe Don, 6. Armee: Stärkere Angriffe in Stalingrad und schwächere Angriffe an der Nordfront wurden abgewiesen. Luftversorgung infolge Schneesturms nicht möglich. Die Absetzbewegungen der Gruppe Hollidt nach Süden in den Gnilaja Abschnitt erfolgten planmäßig. Wetter wie 24.12.42

#### 26. Dezember 1942

*Das Oberkommando der Wehrmacht gibt zu den Ereignissen des Vortages bekannt:*

Zwischen Wolga und Don und im Dongebiet brachen sich die anhaltenden feindlichen Angriffe an dem harten Widerstand unserer Truppen. In Gegenangriffen warfen deutsche Truppen an mehreren Stellen die Sowjets zurück. 42 Panzerkampfwagen wurden abgeschossen. Starke Verbände der Luftwaffe und schnelle ungarische Kampfflugzeuge unterstützten die Kämpfe des Heeres bei Tag und Nacht.

Brotration nur noch 50 g pro Tag, mittags gibt es eine dünne Suppe aus Hülsenfrüchten ohne Fettzusatz. Abends gab es etwas Büchsenverpflegung. Diese kalorienarme Verpflegung bedingte einen raschen Kräfteverfall. Versorgung des Kessels von Ssalsk aus mit 40 HE 111. Flugplatz Morosowskaja gerät in Gefahr.

*GenOberst Paulus schickt Gen. Hube (XIV AK) zur Berichterstattung ins Führerhauptquartier. Ergebnis:*

Der Generalquartiermeister wurde beauftragt der 6. Armee Kraftnahrung zuzuführen. Als weitere Nachricht brachte er in den Kessel, dass der Entsatz erst zu Beginn des Frühjahrs 1943 kommt. "Durchhalten und Gürtel engen schnallen"!!

*Lagebericht, Oberkommando des Heeres Heeresgruppe Don*

Bei 6. Armee wurde außer einem kleinen Einbruch bei 16. Panzerdivision nichts Besonderes gemeldet. Die Armee war am Nachmittag 46 Stunden ohne Luftversorgung.

*13.15 Uhr, Paulus an OB HGr Don Meldung betr. Kampfkraft der 6. Armee*

Blutige Verluste, Kälte und unzureichende Versorgung haben Kampfkraft der Divisionen in letzter Zeit stark absinken lassen. Ich muß daher melden:

1. Armee wird schwächere Feindangriffe wie bisher abweisen und örtliche Krisen für einige Zeit noch bereinigen können; Voraussetzung bleibt bessere Versorgung und baldiges Einfliegen von Ersatz.
2. Wenn Russe von Hoth stärkere Kräfte abzieht und mit diesen oder mit anderen Truppen zu massierten Angriffen auf Festung schreitet, wird diese nicht lange widerstehen können.
3. Donnerschlag nicht mehr durchführbar, wenn nicht vorher Korridor geschlagen und Armee mit Menschen und Versorgungsgütern aufgefüllt wird. Ich bitte deshalb höheren Ortes vorstellig zu werden, dass energische Maßnahmen zum schnellen Entsatz der Armee getroffen werden, wenn nicht die Gesamtlage zwingt, sie zu opfern.

Dass die Armee alles tun wird, um bis zur letzten Möglichkeit zu halten, ist selbstverständlich.

28.12.1942

Lage in Morosowskaja scheint sich wieder beruhigt zu haben. Versorgung des Kessels wieder von Ssalsk aus mit Ju 52

stalingrad-feldpost1  
<http://www.stalingrad-feldpost.de/>, Konrad Schnitzler,  
abgerufen am 23. Januar 2022

### **43 Die Schlacht von Stalingrad in (deutschen) Zahlen**

- Juli 1942: Iststärke 6. Armee 364.000 Mann
- 22.11.1942: Verpflegungsstärke im Kessel: 270.000 Mann  
(darunter 9.560 Rumänen, 20.300 Hilfswillige  
ehemalige Kriegsgefangene und 50.000 Pferde)
- 18.12.1942: Verpflegungsstärke: 230.000 Mann
- Ausgeflogene Verwundete: 32.000 Mann
- Ausgeflogene Spezialisten: 10.000 Mann
- 02.02.1943: Sollstand: 188.300 Mann
- Im Kessel gefallen: 80.000 Mann
- Bis 29.01.43 in Gefangenschaft: 16.800 Mann
- 30.01. bis 02.02.1943 in Gefangenschaft: 91.000 Mann
- Deutsche Kriegsgefangene insgesamt: 107.800 Mann  
(darunter 2.500 Offiziere und 24 Generäle)
- Davon heimgekehrt: 6.000 Mann
- In Gefangenschaft gestorben: 101.800 Mann

(Allein die Hälfte davon starb im Frühjahr 1943 an Fleckfieber und/oder Unterernährung in den Sammellagern von Beketowka, Krasnoarmeisk und Frolow.)

stalingrad-feldpost1  
<http://www.stalingrad-feldpost.de/>, Konrad Schnitzler,  
abgerufen am 23. Januar 2022



## Lazarettzeit

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

Wochenende, es müsste doch wieder Wochenende sein. An Sonntagen hat er mit seiner Familie regelmäßig Karten gespielt. Jeweils eine oder zwei Runden Skat und eine Runde Rommé. Karten sammeln und ablegen findet er und auch seine Tochter langweilig. Das haben sie nur Dine zuliebe gespielt.

Als seiner Tochter ein Kind war, hat er für sie aus Lego-Steinen Häuser gebaut, fast ausschließlich. Mit den neueren Steinen, die besser einrasteten. Rote, weiße und durchsichtige Steine besaßen sie, dazu Fenster und Dachziegel. Nach dem Krieg mussten viele Häuser (wiederauf)gebaut werden. Seine Hausmodelle waren schlicht und schön. Fahrzeuge und Tiere konnte er nicht so gut zusammenbauen. Nach der Lego Zeit wechselten sie zu Gesellschaftsspielen.

„*Mensch ärgere dich nicht*“ spielte er mit seiner Tochter, wenn sie beide allein zuhause waren. Die Originalausgabe der Firma Schmidt. Roter Karton mit weißer Aufschrift in Schreibschrift und der Zeichnung eines Mannes im schwarzen Anzug mit weißem Hemd und roter Krawatte, der Haare raufend, mit gerunzelter Stirn über dem Spielplan brütend, den linken Arm auf das Spielfeld gestützt. Die gelben kegelförmigen Männchen im freien Fall vom Spielbrett. Jeder zog mit zwei Farben gleichzeitig. Er hatte immer die grünen und schwarzen Männchen. Manchmal spielten sie zu zweit jeder mit drei Farben parallel. Diese Spiele dauerten besonders lang. Wenn er spielte, spielte er um zu gewinnen. Niemals schenkte er der Tochter den Sieg aus reiner Gefälligkeit. Der Ernsthaftigkeit, mit

der er spielte, haftete dennoch keine Verbissenheit an. Oder sie spielten Monopoly. Das Brett blieb stehen, wenn sie kein Ende fanden und das Spiel wurde am nächsten Tag fortgesetzt. Dine mochte Monopoly nicht. Wenn sie mitspielte, war es ihre Taktik, immer so schnell wie möglich zu verlieren, um aussteigen zu können.

Skat hatten sie bei der Truppe und im Lazarett oft geklopft. Er mochte das Spiel, das Ausreizen der Karten. Es fiel ihm leicht, sich alle Stiche zu merken und er gewann häufig.

Lange Zeit verbrachte er in Militärkrankenhäusern. Das Lazarett in Taganrog war das erste, in das sie ihn brachten. Taganrog, eine von den deutschen Truppen verwüstete Stadt, die als Basis für die Versorgungsflüge nach Stalingrad diente. Obwohl das Flugzeug während des Abflugs aus dem Kessel unter starkem sowjetischem Beschuss stand, waren sie unversehrt in Taganrog gelandet.

Sie, die ausgezehrt und fast verhungerten Soldaten, päppelte man in Lazaretten in besetzten Gebieten auf. Den deutschen Zivilisten wollte man mit dem Anblick der ausgemergelten Soldaten nicht den tatsächlichen Zustand der Truppe zeigen. Sie waren der lebende Beweis dafür, dass die vollmundigen Versprechen der Oberrigkeiten nicht eingehalten wurden und eine ganze Armee den Hungertod starb.

Ende Januar 1943 wurde er von Taganrog nach Krakau geflogen. Dort passierte das Unwahrscheinliche. In einem Krakauer Lazarett fand er seinen Schulfreund Bernhard wieder. Er mit eingegipstem Arm, sein Freund mit eingegipstem Bein. Bernhard war durch seine schwere Verwundung der Einkesselung an der russischen Mittelfront entkommen.

In Krakau blieb er nur kurze Zeit, dann verlegte man ihn in ein Lazarett in Zakopane im Riesengebirge. Dort erhielt er im März 1943 sein erstes Verwundetenabzeichen in Schwarz. Dass später noch die Abzeichen in Silber und Gold dazukommen sollten, ahnte er zu dieser Zeit nicht. Im Mai 1943 wurde ihm als Angehörigen der 6. Armee dann noch das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen.



*„Sechs Wochen später lag ich in einem Lazarettzug, hielt die Augen nur halb geöffnet, denn das grelle Licht schmerzte. Diesmal sollte ich endgültig auf dem Weg in ein Reserve-Lazarett sein.*

*Schließlich nahm mich schlesische Heiterkeit und Freundlichkeit wohltuend auf. Durch das Lazarettfenster winkte das schlesische Land herein. So glitt ich behutsam in den deutschen Lenz des Jahres 1943.“*

(8) Grunert 1962

Er war wieder in der Heimat, im Reserve-Lazarett in Glogau<sup>44</sup>.

*„Da waren mit einem Male behagliche und helle Räume, Ordnung, Sauberkeit und klare, offene Gesichter. Der Gegensatz zur russischen Trübsal war nie schärfer in mein Bewusstsein getreten. Aber vorläufig konnte ich alle Herrlichkeit nur mit den Augen erleben. Und die Rolle des Zuschauers in diesem bunten, fast ausgelassenen Leben der vom Krieg kaum berührten Stadt bereitete mir bald ziemliche Pein. Hier lag ich wie zerquetscht am Boden, und alles lief über mich hinweg. Mein Organismus war wie leergefressen, Krämpfe schüttelten meinen Arm, meine natürlichen Funktionen stockten und ließen mich im Stich.*

*In den großen Lazaretten begegnete man dem von den Kriegsmachern heraufbeschworenen menschlichen Martyrium in geballter Masse und in phantasievoller Grausamkeit. Kein Mensch mit halbwegs normaler Empfindungswelt könnte sich hiervon nicht wie mit würgenden Krallenhänden am Herzen gepackt fühlen. In welcher barbarische Dimensionen der Krieg ausgeartet war, was alles die Kriegsfurie aus dem Menschen machen kann, war mit depressiver Eindringlichkeit an vielen der einlaufenden Lazarettzüge abzulesen.*

*Die Niedergemähten, Hingeschlachteten, die Sterbenden und schon halb Verwesten, die von Zerfleischung, Gasbrand, fauliger, zersetzender Infektion oder vom Wundstarrkrampf niedergestreckt wurden, alle die in stinkende Kadaver oder wächserne Puppen Verwandelten.*

*Die Ärzte hatten von Verwundung und heimtückischer Infektion verwüstete Gliedmaßen in hoher Zahl zu amputieren, um das Leben noch zu retten. Manchmal kamen sie zu spät, weil die Verwundeten nicht rechtzeitig bei ihnen eingetroffen waren. An manchen Tagen mussten sie, wenn ein Lazarettzug angekommen war, Arme und Beine zu Dutzenden aus ihren Gelenken herauslösen, damit nicht die Infektion auf den Rumpf übergriff und den Menschen vernichtete.*

*Unsägliche Beschwerden für die Verletzten und viele Mühen für sie brachten die großen übelriechenden Eiterhöhlen mit sich, die Lungen- und Brustverletzungen meist hinterließen in dieser Zeit, in der es noch keine Antibiotika gab. Diese oft eine ganze Brustseite einnehmenden starrwandigen, jauchenden Hohlraumbildungen waren oft die Ursache widerwärtiger Vergiftungserscheinungen und äußerst bedrohlicher Herzstörungen. Sie versuchten durch ständiges Spülen und Absaugen, die Höhlen zu säubern und zu verkleinern. In einzelnen Fällen gelang es auch, sie auf diese Weise zur Ausheilung zu bringen. Meist aber waren dazu große, verstümmelnde operative Eingriffe nicht zu umgehen.*

*In den Lazaretten sah man, wie Lungenverletzte mit letzter Kraft in Todesängsten um einen Mund voll Atemluft rangen und das bedrängte Herz langsam abgewürgt wurde. Man erlebte, dass Bauchverletzte in pausenlosen, qualvollen Stunden unmenschlicher Schmerzen langsam verlöschten und bis zum letzten Augenblick die Pein des vollen Bewusstseins zu ertragen hatten. Es gab Rückenmarksverletzte, die ihre Betten mit Kot und Urin beschmierten, weil*

*sie nicht mehr Herr über ihre Ausscheidungsorgane waren. Man konnte den Anblick von zerfleischten Gesichtern, mit wachem Verstand in sich aufgenommen, nicht vergessen, die, zu Fratzen entstellt, für ihre Umgebung ewig abstoßend waren. Da waren Blinde, die sich hilflos von Bett zu Bett tasten, Hirnverletzte, die sich in grausamen Krämpfen verzehrten, nach blindwütigen Anfällen bläulich erschlafften, mit Schaum auf den Lippen, die Kleider mit Exkrementen beschmierten.*

*Junge Menschen, die nie wieder auf ihren Beinen stehen und nie mehr gehen lernen würden, denen der Urin weglief, ohne dass sie es merkten, und deren Darm nie mehr ihrem Willen unterworfen sein würde.*

*In den Lazaretten waren sie unter gleichermaßen Unglücklichen. Aber wehe, wenn sie erst unter Gesunden leben müssten! Dasein des Jammers, des nie zu Ende gehenden Elends erwartete sie!“*

(8) Grunert 1962

Granatsplitterverletzung. Sein rechter Arm ist ihm geblieben. War es Glück, dass man seinen Arm nicht amputiert hatte? Diese Frage lässt sich nicht beantworten. Wäre er mit amputiertem Arm ausgeflogen worden? Hätte man seinen Arm erst in Zakopane amputiert, wären ihm Kurland und die Internierung wahrscheinlich erspart geblieben.

Als sie den Gips abnahmen klaffte dort, wo einmal der Oberarmmuskel gewesen war, ein großes Loch. Mehrfach mussten Knochensplitter aus der Wunde entfernt werden. Lange floss stinkender Eiter heraus. Durch ständiges Spülen verheilte die Wunde schließlich langsam. Die Funktionsfähigkeit und Feinmotorik seiner rechten Hand ist vollständig erhalten geblieben. Er kann mit ihr noch schreiben, aber etwas Schweres tragen kann er mit ihr nicht mehr.

Er war wieder mit seinen Eltern zusammen. Es fühlte sich fast unwirklich an. Die Eltern, die übergücklich waren, dass ihr einziges Kind noch lebte. Die Eltern, die alles daransetzten, um ihn vor dem erneuten Fronteinsatz zu bewahren. Sie veranlassten immer wieder neue Untersuchungen in verschiedenen Krankenhäusern. Es waren hartnäckige und aussichtslose Versuche verzweifelter Eltern, die ihr Kind schützen wollten. So trat er eine Odyssee durch viele Lazarette an. Konkrete Daten zu allen seinen Lazarettaufenthalten<sup>45</sup> hatte das Versorgungsamt Bremen im Herbst 1952 angefragt.

Die Einmischung der Eltern strengte ihn an. Sie verstanden nicht oder wollten nicht verstehen, dass ihn seine Kameraden im Feld brauchten. Sie verstanden nicht, dass er seine Kameraden nicht im Stich lassen konnte. Immer öfter kam es zum Streit zwischen ihnen.

Zerrissenheit, zwischen Hoffnung, Angst und Pflichtgefühl gefangen. Immerwährende emotionale Anspannung. Das ständige Grübeln beginnt und lässt ihn nicht mehr los.

Nur mit Bernhard konnte er über seine Hoffnungen für die Zukunft sprechen. Seinen Wunsch, eine eigene Familie zu gründen, wenn ihn das Schicksal gnädig aus diesem Krieg entlassen würde.



Hans-Joachim (2.R I) mit Familie Gertkemper und Eltern; Glogau Sommer 1943



Glogau Sommer 1943

Im Dezember erlitt er einen epileptischen Anfall. Eine weitere Woche verbrachte er in einem Lazarett in Breslau, zur Beobachtung. Bislang hatte er nie einen epileptischen Anfall gehabt. Er wiederholte sich glücklicherweise nicht.

Die letzten Tage des Jahres brachen an und mit ihnen endete seine Krankenzeit. Er musste das Lazarett gegen die Kaserne tauschen. Noch gehörte er der schweren Artillerie-Ersatz- und Ausbildungs-Abteilung (mot.) 54 an.

## Ergänzende Informationen

### 44 Reservelazarett Glogau

Mit der Vergrößerung der Garnison 1935 wurde ein neues Lazarett für Glogau geplant. Dieses Lazarett wurde im Süden der Stadt an der Herzog-Konrad-Straße errichtet. Es war gerade zum 1.9.1939 am ersten Tag des zweiten Weltkrieges bezugsfertig.

Der Polen- und Frankreichfeldzug verliefen so schnell, dass es nur wenige Verwundete gab.

Schlagartig änderte sich diese Situation, als nach dem Beginn des Krieges gegen Russland im Sommer 1941 ab dem Winter 1941 die Zahl der Verwundeten und insbesondere auch die Zahl von Soldaten mit schweren Erfrierungen dramatisch anstieg. Das Glogauer Lazarett, das ursprünglich für eine Zahl von 450 Patienten ausgelegt war, konnte die vielen Verwundeten nicht mehr fassen. So wurden nach und nach die beiden konfessionellen Krankenhäuser, das bischöfliche Knabenkonvikt in der Promenadenstraße 15, später das evangelische Gymnasium, das Offizierskasino in der Tannenbergsstraße, die Landwirtschaftsschule in der Königstraße und zuletzt die ganze Hindenburg-Kaserne des Infanterieregiments 54 in Teillazarette des Glogauer Reservelazaretts umgewandelt.

Das neue Lazarett war insgesamt dreigeschossig. Im Eingangsbau befand sich in der Mitte des ersten Stockwerkes eine Kapelle. Im rechten Flügel dieses Gebäudes lagen die Operationssäle und der Gipsraum. Die Krankenzimmer hatten meist sechs Betten und waren mit großen Fenstern hell und freundlich eingerichtet.

Das Reservelazarett Glogau hatte mit all seinen Teillazaretten 1943 /44 insgesamt 4.500 Patienten zu betreuen. Dabei gab es spezielle Stationen für besondere Verletzungsarten. Die Schwerstverletzten und die zu Operierenden wurden im Hauptlazarett und in den beiden konfessionellen Krankenhäusern untergebracht, wo entsprechende Operationssäle zur Verfügung standen, während die Nachbehandlung dann in den zu Lazaretten umfunktionierten Schulen oder dem Konvikt und dem Offizierskasino durchgeführt wurde.

Auf einer anderen Sonderstation wurden Verletzte mit sog. traumatischen Aneurysmen betreut. Hierbei wurde durch einen Granatsplitter die Wand einer Schlagader teilweise angerissen, so dass sich an dieser Stelle eine dünne Aussackung der Gefäßwand bildete, die platzen und zu tödlicher Blutung führen konnte.

Deprimierend war dagegen der Dienst auf der Sonderstation für Querschnittsgelähmte, weil man damals noch keine Möglichkeit gefunden hatte, diesen Schwerstverletzten ein Überleben zu sichern.

Wenn neue Lazarettzüge von der Front aus Russland ankamen, wurde oft Tag und Nacht durchoperiert, um durch akut notwendige Operationen noch erfolgreich behandeln zu können.

Dr. Heidecker 2004  
Neuer Glogauer Anzeiger, Nr. 1, Januar 2004;  
Dr. Karl-Maria Heidecker, Das Reservelazarett Glogau

### **45 Lazarettaufenthalte**

Kriegs-Lazarett Taganrog:	Dezember 1942 bis Januar 1943
Kriegs-Lazarett Krakau:	Februar 1943, etwa 14 Tage
Kriegs-Lazarett Zakopane:	Februar bis März 1943
Res. Kriegs-Lazarett Weida b. Gera:	März bis April 1943
Res. Kriegs-Lazarett Glogau:	April bis Juni 1943
Res. Kriegs-Lazarett Krummhübel:	Juni 1943
Res. Kriegs-Lazarett Schmiedeberg:	Juli 1943
Res. Kriegs-Lazarett Krummhübel:	bis September 1943
Res. Kriegs-Lazarett Breslau:	Dezember 1943, 1 Woche
Res. Kriegs-Lazarett Talsen:	März 1945, etwa 10 Tage
Behelfskrankenhaus in Uddevalla: (Schweden)	November 1946, etwa 2 Tage
Krankenhaus Halmstad : (Schweden)	Dezember 1946, etwa 3 Wochen
Kriegsgefangenen-Lazarett Libau:	Mai 1947, etwa 14 Tage
Zentral-Kriegsgefangenen-Lazarett Riga:	Juni 1947, etwa 4 Wochen

Familienarchiv





## Kurland

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

Als er aufwacht, ist es wieder oder noch dunkel im Zimmer. Ist es mittags, abends oder nachts? Die Tageszeit, sie hat keine Bedeutung mehr für ihn. Wichtig ist die Zeit, in der er Besuch bekommt. Die Wochentage, auch sie sind unscharf geworden. Alle Tage hier in diesem Haus sind einförmig. Eine ständige Wiederholung der immer gleichen Abläufe.

Irgendwo, nicht weit von hier, müsste der Bürgerpark liegen. Als seine Tochter noch ein kleines Mädchen war, hat er dort mit ihr die Enten gefüttert, die auf den kleinen Flussläufen schwimmen. Anschließend sind sie oft bis zum Wildgehege spaziert. Da gab es diese Aufschrift am Zaun des Lama-Geheges, die sie immer lustig fanden: *Vorsicht, Lama spuckt.*

Enten und Schwäne. Er muss an die Diepholzer Schwäne denken. Einmal hüteten sie für eine Woche das Haus von Bekannten in Diepholz. Das Grundstück des Hauses grenzte an die Felder eines Bauernhofs. Der Bauer betrieb eine große Entenaufzucht. Die weißen Enten liefen schnatternd über die Felder. Seine Tochter, bereits in einem Alter, in dem sie Enten von Schwänen unterscheiden konnte, zeigte begeistert auf die Tiere und sagte: seht mal, die vielen Schwäne. Sie, die Eltern, antworteten ihr: dass sind keine Schwäne, die dort auf den Feldern grasen, sondern Enten. Die Tochter weigerte sich, ihnen zu glauben. Für sie waren es Schwäne und es blieben Schwäne. Schwäne, keine Enten. Es waren Schwäne. Sie insistierte, bis ihr vor Wut darüber, dass sie die Eltern nicht überzeugen konnte, die Tränen über

die Wangen liefen. Noch Jahre später ziehen sie ihre Tochter mit den Schwänen auf.

Nicht nur Reclams Konzertführer steht im Bücherschrank. Auch ein Entenführer ist vorhanden.

Seine Schonzeit war vorbei. Alle, die noch gehen konnten, beorderte man erst zurück in die Kaserne und dann an die Front.

*„Zurück in der Kaserne. Nackte, graue Mauern, kraftmeierisches Kasernenhofgegröle, gespreitztes maniriertes Getue, schweißiger Mannschaftsgeruch und eine bedrückende Atmosphäre! Eine durch und durch unsympathische Welt! Als ich das große Eisentor durchschritt und an dem weiß gestrichenen Wachhäuschen vorbeikam, hatte ich das Gefühl, ich müsse eine Haft absitzen.*

*Ein neuer Stabsarzt trat seinen Dienst an. Am frühen Morgen seines ersten Tages ließ ihn der Kommandeur bestellen, eine an die Front abrückende Marschkompanie, die aus wiederhergestellten Verwundeten bestehe, sei ärztlich zu inspizieren.*

*Der Hauptfeldwebel umkreiste den Arzt wie der Wolf das Gehöft im Winter. Er sagte: „Bitte Herrn Stabsarzt melden zu dürfen, dass wir angehalten sind, einen strengen Maßstab anzulegen.“*

*Vor dem Arzt standen Männer mit steifen Ellenbogen, kaum verheilten Wunden, Schädeldefekten, erfrorenen Füßen, denen ein paar Zehen fehlten; alle hatten gelbliche, lederne und unsagbar traurige Gesichter. Es waren die einer erbarmungslosen Macht schutzlos Ausgelieferten.*

*Der Verlockung, die Pose der Tyrannen dieses Bereiches anzunehmen, erlag der Arzt, schob seine Daumen unter die Deckel der Brusttasche, ging langsam die Reihe der Männer ab, ließ sich ihre Gebrechen zeigen, zuckte ab und zu*

*mit seinem Kopf ganz leicht nach links und sagte immer nur: „links raus! links raus! links raus!“*

*Von sechzig Männern blieben kaum zwanzig zurück. Der Himmel sah trüb auf sie nieder. Alles war trostlos zwischen diesen kahlen Mauern. Nur die diesmal Davongekommenen waren heiter, sie waren glücklich wie lange nicht mehr.“*

(8) Grunert 1962

Länger als ein Jahr war er nicht mehr an der Front gewesen. In Vorbereitung auf den kommenden Einsatz, wurde er im März 1944 auf einen Truppenübungsplatz zu einem Schießlehrgang geschickt. Während einer Übung erlitt er ein Knalltrauma. Auch sein Gehör musste sich wieder an die Explosionen gewöhnen. Von Prag ging es weiter nach Oppeln, wo die Ersatzeinheit zusammengestellt wurde.



Schmidt (I.R 5.I), Oppeln 1944

Als er seinen neuen Einsatzbefehl erhielt, ahnte er nicht, dass er nie mehr nach Glogau zurückkehren und seine Eltern erst vier Jahre später, im Oktober 1948, wiedersehen würde.

Flaches Land, endlose Sandstrände, alte Fischerdörfer und Lagunen-seen, die entstanden waren, als sich die Ostsee zurückgezogen hatte. Seen ohne Enten und Schwäne. Selbst die Tiere waren geflohen oder geschlachtet worden. Kiefernwälder und Mückenschwärme. Das neue Einsatzgebiet lag im Baltikum. Die Landschaft weckte Erinnerungen. Da war er wieder in ihrer Nähe, an der See, Ost.

Mitte Mai 1944 traf er als Ersatz bei der schweren Armee-Artillerieabteilung (mot.) 833 ein, die zur 18. Armee zählte. Die Soldaten dieser Abteilung kämpften bereits seit 1941 zusammen. Sie waren überwiegend vor Leningrad im Einsatz gewesen. Die Stimmung in der Truppe war eine völlig andere als noch 1941. Der Rausch der Eroberung war vorbei. Stalingrad lastete. Von Jägern waren sie zu Gejagten geworden. Voran ging es schon lange nicht mehr. Der Rückzug aus den besetzten Gebieten war in vollem Gange. Es war ein zermürbendes, unerbittliches Abwehren des zahlenmäßig deutlich überlegenen Gegners, bis zum Äußersten ihrer Kräfte. Und das unter härtester nazistischer Führung.

*„Eine Truppe, die in schweren Kämpfen vom Feind immer nur geschlagen wird, die sich durch die Überlegenheit und Feuerkraft der gegnerischen Waffen immer nur nach Rückwärts orientieren muss, verliert zwangsläufig an Selbstvertrauen. Wenn ganze Kompanien, Bataillone und Regimente fast total dezimiert werden, können nur noch Erfolge die Truppenmoral verbessern, nicht aber Worte, Propaganda, leere Versprechungen und Hoffnungen. Wer Augen hatte, konnte, ja musste sehen. Jeder von ihnen sah, dass hervorragende, bewährte Einzelkämpfer durch die aussichtslosen Gefechtssituationen regelrecht verschlissen wurden. Das traf auch und insbesondere für Offiziere, für Kompanieführer zu.“*

(10) Brähler 1944

Drei Jahre nach Beginn des Ostfeldzuges trat die „Rote Armee“ im Juni 1944 an der gesamten Frontbreite zur Zerschlagung der deutschen Wehrmacht an. Ihr erstes Hauptziel war die Rückeroberung der Stadt Dünaburg, dem Tor zum Baltikum. Hier tobten tagelang schwere Kämpfe.

*„Da heulten die großen Mordkoffer auch schon wieder über die Köpfe hinweg, ließen die Sommerluft erzittern und rissen haushohe dichte Staubwolken hoch. Ein Erschüttern und Beben rollte über die Erde und schwoll zu einem höllischen Fortissimo an. Die Mauer von Eisen, Dreck und Feuer rückte immer näher. Die folgenden Salven schlugen wie Rammhämmer mitten in den Menschenschwarm hinein und zerstampften die Leiber wie Straßenschotter. Einigen schnürte die Todesangst den Hals zu, andere waren stur und gelassen gegenüber dem von einem giftigen Schicksal verhängten Elend.“*

(8) Grunert 1962

Juni im Raum Dünaburg. Er war erst seit vier Wochen wieder bei der Truppe. Überall sah er Blut, sein Blut. Der Schmerz war unbeschreiblich. Durch eine Fliegerbombe oder ein Raketengeschoss waren Eisensplitter überall in seinen Oberkörper eingedrungen. Wieder einmal konnte er nicht richtig hören. Alles klang dumpf und wattig.

In seinem Antrag auf Gewährung einer Entschädigung nach §3 des Kriegsgefangenen-Entschädigungs-Gesetzes schrieb er: *Die Verletzungen wurden bei der Truppe ausgeheilt.*

Narben am ganzen Oberkörper. Die Abwehrschlachten um Dünaburg hinterließen ihre Spuren auf seinem Körper. Eisensplitter trafen auch seinen Hals und das Gesicht. Sieben Monate befand er sich an vorderster Front und vor der Hauptkampflinie. Die Russen, die teilweise nicht mehr als 100 bis 200 Meter entfernt in ihrer Stellung lagen, stets in Sichtweite gegenüber.

## Abwehrschlachten und Stellungskämpfe in Kurland





Deutsche Kriegsgefangene in Kurland, Mai 1945



Deutscher Soldatenfriedhof Saldus (Frauenburg), Kurland 2023

Er erinnert sich an die immerwährende Angst, entdeckt und durch einen gezielten Schuss niedergestreckt oder durch die ständigen Angriffssalven auf die vorderen Frontabschnitte ausgelöscht zu werden. An das schutzlose Ausgeliefertsein. An die vielen toten Kameraden. An das sinnlose Blutvergießen auf beiden Seiten, das nicht aufhörte. Jedes menschliche Mitgefühl hatte ihm dieser erbarmungslose Krieg ausgetrieben. Was blieb war die Angst und ein Gefühl des gelähmt seins.

*„Täglich waren wir schwersten Angriffen der Russen ausgesetzt. Feindliche Schlachtflieger warfen Bomben auf unsere Stellungen, unterstützt von Artilleriefeuer. Pausenlos lagen wir unter dem Beschuss von Granatwerfern und den unberechenbaren "Ratschbum-Kanonen", die im direkten Beschuss ihr Zielfeuer auf ihre Vorderhangstellungen richteten.*

*Der Tod vieler Kameraden war einfach nicht zu begreifen, nicht ideologisch, nicht religiös, mehr schmerzlich, ungerecht, sinnlos und absurd. Wie konnte man da in verklärenden, mythischen Phrasen vom "Heldentod" reden, wo das Sterben wahllos um sich greift, das Leben nur am seidenen Faden hängt, hoffnungsfrohe Menschen erbarmungslos zu Tode gebracht werden, die ein paar Minuten vorher noch mit einem gesprochen hatten? Wie sollte man da Trost haben, religiös sein und Gottes Allmacht und Menschenliebe begreifen?“*

(10) Brähler 1944

Stellungskrieg. Im Juli lagen sie immer noch im Raum Dünaburg<sup>46</sup>. Ein Streifschuss verletzte ihn an der rechten Handwurzel, eine leichte Verletzung. Er meldete sie seinerzeit wegen ihrer Gefährlichkeit nicht.

Gegen Ende Juli riss die Verbindung zwischen den Heeresgruppen Mitte und Nord ab, und die russischen Stoßkeile näherten sich bereits der Ostsee. Dünaburg fiel am 27. Juli 1944.



*„Moralisch waren die deutschen Soldaten in dieser Zeit bereits angeknackst. In kritischen Situationen liefen sie einfach fort. Der eigene Lebenswille, der Selbsterhaltungstrieb war stärker, als der Wille zu einer hartnäckigen Verteidigung. Alle Truppenführer brachte diese Entwicklung in arge Bedrängnis. Für viele von ihnen war es damals selbstverständlich, dass sie hier durch Unerschrockenheit und ungebrochenen Einsatzwillen versuchten, solches Verhalten zu stoppen.*

*Als wir eines Tages, nach einem Einbruch der Russen, wieder unsere alten Stellungen zurückerobern sollten, verzögerte der neue Kompanieführer, Oberleutnant K. aus unerklärlichen Gründen den Angriffsbeginn. Er wirkte unentschlossen, ratlos und wie gelähmt. Wegen der fortschreitenden Dunkelheit ertrug der Angriffsbeginn keinen weiteren Aufschub. Die Wartesituation wurde fast unerträglich. In dieser Lage forderte ein Fahnenjunker den Kompanieführer auf, sich sofort, v o r seiner Kompanie zum Angriff zu begeben! Als dieser immer noch zögerte, hielt er ihm seine Maschinenpistole vor die Brust, um ihn zum Angriff zu zwingen!“*

(10) Brähler 1944

Nun führte die Heeresgruppe Nord Rückzugskämpfe vom Sswiblo See bis Ergli im Nordosten. Seine Batteriestellung befand sich im Raum Ergli, als ihn unter Dauerbeschuss am 26. August ein Splitter am Hals traf. Nur wenige Millimeter weiter und das Eisengeschoss hätte ihm die Halsschlagader aufgerissen.

*„In der Ecke eines größeren Krankenzimmers lag ein Mann, dem ein kleiner Granatsplitter die große Halsschlagader ein wenig angerissen hatte. Er war indes zum Glück sehr bald in die Hand eines geschickten Chirurgen gelangt, der den Riss sauber vernäht hatte. Aber wie es die*

*Kriegsverletzungen leider so an sich haben, heilte auch diese Wunde nicht ohne eitrige Entzündung. Es war noch immer ein tiefer eitriger Krater vorhanden. Eines Tages schoss gleich nach der Verbandabnahme durch die Schwester ein fingerdicker Blutstrahl aus der Tiefe der Wunde und spritzte fast bis an die Decke. Der Arzt war gezwungen, die Halsschlagader zu unterbinden. Noch am gleichen Tag setzte eine Lähmung der gesamten rechten Körperseite ein, und der Bedauernswerte verlor die Sprache vollständig.“*

(8) Grunert 1962

Anfang Oktober gab das Heeresgruppenkommando den Befehl zur Rücknahme der 18. Armee hinter die Düna Richtung Westen. Mit seiner Truppe reihte er sich in die langen Kolonnen ein, die sich hinter den Fluss zurückzogen. Truppen aller Waffengattungen marschierten und fuhren bis Mitte Oktober durch den Engpass zwischen Riga und Schlock nach Westen.

Eine Woche nach Erteilung des Befehls zur Rücknahme der 18. Armee erreichte die Sowjetarmee nördlich von Memel die Ostsee. Beide deutschen Armeen, die 16. und die 18. Armee, befanden sich nun in Kurland. Sie waren eingeschlossen<sup>47</sup>. Der Landweg war ihnen versperrt. Sie konnten nur noch über die Ostsee versorgt werden. Die wichtigsten Häfen, die sie unter allen Umständen halten mussten, waren Libau und Windau.

Von Mitte Oktober 1944 bis Ende März 1945 lieferten sie sich mit den Rotarmisten erbitterte Abwehrschlachten<sup>48</sup>. Nochmals erlebte er einen eisigen Winter in Russland unter Dauerbeschuss.

*„Das umgewühlte Erdreich wurde wieder aufgerührt; der alte böse Lärm traf wieder an unsere Ohren, alles fing von Neuem an und war schlimmer als je zuvor. Wie graue Lavamassen wälzten sich dann unübersehbare Mengen an Rotarmisten auf unsere Stellung zu, den Heldentod vor sich*

*und die Pistolen der Kommissare im Rücken. Der so dirigierte Menschenhaufen rückte aufs Eis vor, um später blutend und röchelnd liegenzubleiben. Bald war die Eisfläche mit blutbesudelten Leibern und Verwundeten übersät, die mit letzten Zuckungen ihr Leben aushauchten, um sich flach und erledigt auf dem Eis auszustrecken. Sofort rückte ein Räumkommando wie eine Kolchose-Erntebrigade heran und warf die Leiber wie Getreidegarben auf einen Wagen, der dann hochbeladen schwankend davonrollte. Ob tot oder lebendig, man schien keinen Unterschied zu machen; alles flog auf den Karren. Und dann begann die Menschenverschrottung von Neuem, nach einem kalten, fanatischen System und unbeirrbar, aber bei aller Unmenschlichkeit doch irgendwie auch achtungsgebietend. Die Masse der Rotarmisten stolperte in den Tod, als wenn es nichts Selbstverständlicheres für sie gäbe. Wie eine von Wachhunden gehetzte Hammelherde drängten sie auf das Eis, um sich kurz darauf genauso hinzustrecken, wie alle anderen vor ihnen.*

*Die taktische Überlegung bei diesem Unternehmen lief auf die bilanzmäßige Rechnung hinaus, ob das Menschenreservoir auf der einen oder die Munitionsdepots auf der anderen Seite eher zur Neige gehen würden. Da sich, wie vorausszusehen war, die Reserve der Rotarmisten als weniger schnell erschöpfbar erwies als die deutschen Munitionskästen, musste das grausige Spiel zugunsten der Russen ausgehen. Die Abwertung der menschlichen Kreatur hatte einen neuen Gipfelpunkt erreicht.“*

(8) Grunert 1962

Für ihn endeten die Kurlandkämpfe an einem Tag Mitte März. Während der 5. Kurlandschlacht drang ein Eisengeschoss in seine rechte Backe ein. Zwei Tage später trafen ihn viele Granatsplitter mitten ins Gesicht. Blut lief ihm in die Augen, in den Mund und besudelte seine Uniform. Sie brachten ihn in ein Feldlazarett in

Talsen, wo sie ihn notdürftig zusammenflickten. Etwa 14 Tage verbrachte er dort. Als er aus dem Lazarett entlassen wurde, war die 6. Kurlandschlacht vorbei. Kurland war als Kriegsschauplatz uninteressant geworden. Die Rote Armee marschierte in Richtung Berlin. Die Russen, die in Kurland die Stellung hielten, verhielten sich defensiv. Sie wählten eine andere Taktik, um die Deutschen zu besiegen. Sie wollten sie aushungern.

Viele Kameraden waren in den letzten Kriegstagen im Kampf um Kurland gefallen, auch sein ehemaliger Klassenkamerad Karl-Heinz. Einige deutsche Truppen waren mit Schiffen aus Kurland abtransportiert und in die Heimat verlegt worden, um den Sturm auf Berlin abzuwehren. Befanden sich Anfang Februar noch etwa 352.000 Deutsche in Kurland, so waren in der Endphase des Kampfes noch ungefähr 230.000 deutsche Soldaten in diesem eingeschlossenen Frontbereich<sup>49</sup>.

## Ergänzende Informationen

### **46 Berichte der Wehrmacht vom 8. Juli bis 26. Juli 1944**

08.07.1944

An der Eisenbahn zwischen Wilna und Dünaburg wurden feindliche Angriffsspitzen in harten Kämpfen aufgefangen. Südöstlich Dünaburg und an der Düna nordwestlich Dzisna führte der Feind mehrere erfolglose Vorstöße.

09.07.1944

An der Front zwischen Dünaburg und Polozk führte der Feind infolge der an den Vortagen erlittenen hohen Verluste nur örtliche Angriffe, die abgewiesen wurden.

10.07.1944

An der Straße Kauen-Dünaburg sind bei Utena heftige Angriffe im Gange.

11.07.1944

Westlich der Eisenbahn Wilna-Dünaburg wurden zahlreiche Angriffe der Bolschewisten abgeschlagen. Südlich von Dünaburg sind heftige Kämpfe im Gange.

14.07.1944

Südlich Dünaburg und Peipussee wurden zahlreiche Angriffe der Bolschewisten unter Abriegelung örtlicher Einbrüche zerschlagen.

16.07.1944

Im Seegebiet südlich Dünaburg brachen bolschewistische Angriffe unter hohen feindlichen Verlusten zusammen. Nördlich der Düna wiesen unsere Truppen in erbitterten Kämpfen zahlreiche Angriffe der Bolschewisten ab und fügten dem Feind hohe Verluste an Menschen und Material zu.

17.07.1944

Im Seengebiet südlich Dünaburg brachen wiederholte Angriffe des Feindes zusammen.

24.07.1944

Zwischen Dünaburg und dem Peipussee wurden heftige Angriffe der Sowjets zerschlagen, örtliche Einbrüche in harten Kämpfen abgeriegelt.

25.07.1944

An der Front von Dünaburg bis zum Finnischen Meerbusen brachen zahlreiche von Panzern und Schlachtfliegern unterstützte Angriffe des

Feindes verlustreich zusammen. 56 feindliche Panzer wurden abgeschossen. In einigen Einbruchstellen sind die Kämpfe noch im Gange.

26.07.1944

Auch an der Front zwischen Dünaburg und dem Finnischen Meerbusen errangen unsere Truppen gegen alle Durchbruchsversuche der Bolschewisten einen vollen Abwehrrfolg. 47 feindliche Panzer wurden dort abgeschossen.

### **47 Kurland-Kessel**

Es war an einem Tag Mitte September, morgens um vier Uhr, als ein neunzig minütiges Trommelfeuer schwerer und schwerster Artillerie auf die deutschen Verteidigungsstellungen losbrach, die gleichzeitig von hunderten von Schlacht- und Kampfflugzeugen mit Bombern belegt und mit Bordwaffen beschossen wurden. Noch bevor sich die Rauch- und Erdfontänen der eingeschlagenen Bomben und Granaten gesenkt hatten, griffen die sowjetischen Heeresgruppen an. Das Abwehrfeuer der deutschen Batterien verpuffte wirkungslos. Der Schwerpunkt lag südlich von Riga. Der Generaloberst erbat die Räumung Estlands. Der Kampf um Estland endete Ende September.

Zur gleichen Zeit ließ der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord ohne Rücksprache mit vorgesetzten Dienststellen die endgültige Rücknahme der 18. Armee hinter die Düna vorbereiten. Die seit Mitte September andauernde Abwehrschlacht tobte währenddessen weiter. Die deutschen Divisionen wehrten sich erbittert; doch konnten sie ihre Stellungen nicht halten. Die Lücken waren bereits zu groß. Jetzt galt es vorrangig, die beiden lebenswichtigen Häfen Libau und Windau zu sichern und zu schützen. Der wichtigste Hafen Libau lag bereits unter dem Feuer sowjetischer Artillerie.

Der Durchbruch sowjetischer Truppen zur Ostsee erforderte die beschleunigte Aufgabe Rigas. Das Heeresgruppenkommando erließ am 4. Oktober den Befehl zur Rücknahme der 18. Armee hinter die Düna Richtung Westen. Am 10. Oktober erreichte die Sowjetarmee nördlich von Memel die Ostsee. Damit war die Heeresgruppe Nord endgültig von der Heimat abgeschnitten. Zwischen dem 23. September und dem 15. Oktober waren u.a. 28 Heeresartillerieabteilungen durch den Engpass zwischen Riga und Schlock nach Westen gegangen. Die Heeresgruppe Nord befand sich nun mit ihren beiden Armeen in Kurland.

Es begann ein sieben monatiger schwerer Abwehrkampf, der den Höhepunkt des Kampfes an der Ostfront darstellte. Die Heeresgruppe Kurland, wie sie später genannt wurde, war die einzige deutsche Heeresgruppe, die bis zum Kriegsende nicht vom Gegner in offener Feldschlacht besiegt wurde.

Werner Haupt, Das war Kurland, DÖRFLER VERLAG GmbH

## **48 Kurlandschlachten**

### **1. Kurlandschlacht 13. bis 24. Oktober 1944**

Überwiegend im Abschnitt der 18. Armee. Sie vernichten 164 Feindpanzer.

Die Vorbereitungen für die kommende, zweite Kurlandschlacht erfolgen bereits, als die erste Schlacht noch im vollen Gange war. Sowjetische Kampffliegerverbände griffen nicht nur in Erdkämpfe ein, sondern belegten auch alle Verkehrsknotenpunkte, Straßen, Eisenbahnanlagen und Verschiebebahnhöfe mit Bomben und beschossen diese mit Bordwaffen. Dabei galt ihr besonderes Augenmerk den beiden Häfen Libau und Windau.

Die Gesamtverluste der deutschen Kräfte beliefen sich zwischen 1. Oktober und 7. Oktober auf 44.000 Offiziere, Beamte, Unteroffiziere und Mannschaften. Das bedeutete, dass unbedingt Nachschub an Menschen, Waffen und Material aus der Heimat benötigt wurde, wenn die Heeresgruppe jeder weiteren Aufgabe gerecht werden sollte.

### **2. Kurlandschlacht 27. Oktober bis 1. Dezember 1944**

Im Morgengrauen des 27. Oktober werden feindliche Bereitstellungen erkannt. In den nur 100 bis 200 m entfernten Gräben stehen die sowjetischen Kompanien Mann an Mann in der Sturmausgangsstellung. Die eigene Artillerie und Granatwerfer schießen sofort gut liegende Feuerschläge, doch auf die Sekunde genau um 7 Uhr erschüttert die Erde von dem schlagartig einsetzenden russischen Trommelfeuer. Der Luftdruck der Detonationen ist gewaltig. Die kleinen Bunker schwanken, Bäume zersplittern, ganze Baumwipfel werden abgerissen und schlagen über die Schützenlöcher und Gräben. Die Stellung ist im Qualm der Einschläge nicht mehr zu erkennen. Niemand weiß, wo der Russe zuerst angreift, wo er schon eingebro-

chen ist, und wer von den Soldaten der Schützenkompanien noch lebt. Zwei Stunden nach Beginn des Trommelfeuers Funkspruch von der 2. Kompanie: Russe greift Höhe 94,1 mit drei Panzern an. Kompanie hat starke Ausfälle. Leutnant Schmid gefallen.

Der 5. November, schon früh am Morgen fängt der Iwan an. Und dann ist er viel schneller in ihren Löchern als ihnen lieb ist. Aber nach wenigen Schritten rückwärts steht die Front wieder. Schlamm und auch Nebel erschweren den Kampf noch mehr. Funksprüche, Besprechungen, Stellungswechsel, dann wieder plötzlicher Nahkampf, Feldhaubitzen in direktem Schuss bei Angriff. Auch am 7. 11., der zwar ruhig beginnt, an dem er, der Iwan, ihnen aber gegen Mittag die gesamte Hölle mitsamt sämtlichen Teufeln auf den Pelz zu schicken scheint, erreicht er in ihrem Abschnitt sein Ziel nicht.

Die Verhältnisse an Land sind unübersehbar, als am 20.11 die Kampfgruppe die ersten Ziele zur Beschießung zugewiesen bekommt. Der vorgeschobene Beobachter meldet, dass er im Kirchturm im Südwestteil von Panzern passiert wird. Der Artillerieoffizier gibt die Lage an die Artillerie weiter und weist auf die Wichtigkeit bester Maßarbeit hin. 66 Sprenggranaten mit Bodenzünder fallen auf das Straßenkreuz. Der vorgeschobene Beobachter meldet sich nicht mehr, vermutlich ist er gefallen oder gefangengenommen worden, denn wenig später meldet sich ein anderer vorgeschobener Beobachter, der um Feuer auf ein anderes Straßenkreuz bittet. Als die Russen versuchen, sich weiter vorzuarbeiten, stoßen sie etwa 500 Meter von dem vorgeschobenen Beobachter entfernt auf Widerstand. Der Beobachter lenkt die Artillerie auf das Ziel, das nun im direkten Schuss vernichtet wird.

Die Verluste auf beiden Seiten waren enorm. Die Heeresgruppe Nord meldete folgende Verluste für die Zeit zwischen 1. und 30. November: 33.181 Offiziere, Beamte, Unteroffiziere und Mannschaften. 123 Granatwerfer, 18 Infanteriegeschütze, 92 Pakgeschütze, 19 Flakgeschütze, 34 leichte und 14 schwere Feldhaubitzen.

Die Schwere der Schlacht ließ Anfang Dezember merklich nach. Deutsche wie Sowjets hatten mit Nachschubproblemen zu tun. Die Truppen waren abgekämpft und am Ende ihrer Kraft. Die Sanitätsabteilungen versorgten nicht nur Verwundete und Sterbende, sondern mehr und mehr die an Ruhr erkrankten Soldaten.

Die Heeresgruppe stellte sich ganz auf den Kampf an der Front ein. Sie verlangte in einem Befehl: Gräben statt Gräber. Jeder Offizier, Unteroffizier und Mann musste heran, wenn es Zeit und Feind erlaubte, und sich mit dem Spaten, der Hacke oder Schaufel in den Boden wühlen.



Mitte Dezember werden diese Arbeiten durch plötzlich auftretenden Frost erschwert. Steinhart gefriert der Boden, die verschlammten Wege und Straßen sind wieder passierbar und es hängt etwas in der Luft. Die Kompanien ganz vorne und die Artilleriebeobachter melden starken Fahrzeugverkehr vor der Divisionslinie. In der Nacht sind Panzergeräusche vernehmbar. Um Munition zu sparen, hat ihre Artillerie nur wenige Schuss täglich frei.

### **3. Kurlandschlacht 21. bis 31. Dezember 1944**

Ab Mitte Dezember erfolgten ständige Angriffe auf Hafen und Stadt Libau durch sowjetische Kampfgeschwader.

Am 21. Dezember um 7:20 Uhr brüllten die sowjetischen Geschütze los. 70.000 Granaten pflügten die Erde um. Schwerpunkt war der Abschnitt zwischen Libau und Frauenburg. Die gesamte Kampffront in Kurland stand am Abend des 22. Dezember in Flammen. Doch die deutsche Front hielt. In den letzten Stunden des 24. Dezember stellten die Sowjets überraschenderweise jede Angriffstätigkeiten ein und verhielten sich auch am 1. Weihnachtsfeiertag verhältnismäßig ruhig.

Am Abend des 24. Dezember, dieses schweren Kampftages, ebte das Feuer ab. Die Feldküchen brachten ein Festessen mit und verteilten je Mann einen halben Stollen und Gebäck. In den Stützpunkten feierten die Mannschaften einen kurzen Heiligen Abend und waren froh, etwas verschlafen zu können. Im Bunker des Kommandanten brannten Kerzen an einem geschmückten Bäumchen. Bei seiner Ansprache sah man manche Träne in den Augen der Leute, die seit Wochen keine Nachricht von zu Hause erhalten hatten.

Alle ahnten, dass sie wohl zum letzten Mal Weihnachten im Feld feierten, aber nicht, dass ihnen noch härteste Kämpfe, Entbehrungen, Strapazen und Jahre der Gefangenschaft bevorstanden. Am 1. Feiertag blieb es ruhig. Im Bunker des Kommandanten stieg der erste Doppelkopf. Am 26. Dezember setzte um 9:00 Uhr erneut starkes Trommelfeuer ein, das sich zum Orkan steigerte.

Die Verluste der Heeresgruppe Nord beliefen sich in der 3. Kurlandschlacht an Gefallenen, Verwundeten, Vermissten bei 27.144.

Mit Beginn des Jahres 1945 ebte fast überall der Kampfärm an der Kurlandfront ab. Kurland selbst war zum Nebenkriegsschauplatz geworden. Die Alliierten hatten jetzt die Zielrichtung Berlin ins Visier genommen. Das Oberkommando des Heeres befahl die Verlegung weiterer Einheiten in das Heimatkriegsgebiet.

Das schlimmste Gefühl der zurückgebliebenen Soldaten in Kurland war die abgerissene Verbindung mit der Heimat, die fehlenden Nachrichten von Familien und Freunden, die unter dem Bombenkrieg litten, und von den anrollenden Panzern bedroht zu werden.

#### **4. Kurlandschlacht 24. Januar bis 02. Februar 1945**

Die Verluste an Gefallenen, Verwundeten und Vermissten auf deutscher Seite betragen 13.315 Offiziere, Beamte, Unteroffiziere und Mannschaften. Die Verluste der Roten Armee waren ungefähr dreimal so hoch.

Die sowjetische Heeresgruppe 1. Baltische Front, unterstützt von einer Luftarmee, trat zwischen Libau und Frauenburg zum Angriff gegen die 18. Armee an.

Wie immer überschüttet die sowjetische Artillerie die deutschen Stellungen mit einem Feuerorkan. Beim Antreten der Infanterie verlegt der Feind das Feuer, auch das seiner Werfer, in die Tiefe des Stellungenraumes. Es gelang den sowjetischen Truppen an verschiedenen Stellen in die deutsche Hauptkampflinie einzudringen und diese bis zu vier Kilometer Tiefe stellenweise aufzureißen. Sieben Tage lang leisteten alle Truppenteile an den Brennpunkten des Kampfes heldenhaften Widerstand, den die Artillerie unablässig unterstützte. Das sowjetische Oberkommando erkannte bereits Ende Januar, dass ein Durchbruch nach Libau nicht mehr möglich war. Die sowjetischen Pläne zielten daraufhin, nach Frauenburg zu stoßen und von hier entlang der Eisenbahnlinie nach Westen direkt auf Libau hin anzugreifen. Dann kam der 3. Februar und auf einmal blieben die sowjetischen Schützen und Panzerwagen weg.

Das Winterwetter war milder geworden, der Schneefall hielt sich in Grenzen. Die russische Artillerietätigkeit war bei weitem nicht mehr so stark wie noch vor Wochen.

Nachrichten und Nachschub aus dem Reich kamen immer spärlicher an. Waren und Güter, die Transportschiffe in den ersten beiden Februarwochen brachten, reichten nicht aus, um die Heeresgruppe Kurland bei Kräften zu halten.

Februar 1945

Die abgehärteten Kurlandkämpfer, besonders die noch übrig gebliebenen Männer aus den vorhergegangenen Wintern weiter im Osten, wo die Kälte tiefere Werte erreichte als hier, kommen gut zurecht. Es gibt keine Krankmeldungen, wer die Truppe verlässt, ist verwundet. Leichtverwundete erlangen im Feldlazarett oder bei den Trossen ihre

Gesundheit wieder und kehren ohne Murren zum alten Haufen zurück. Die wenigen „Alten“ tragen unter dem Nahkampfabzeichen auch das Verwundetenabzeichen in Silber oder auch in Gold für fünf oder mehr Verwundungen.

Das Wetter wird in diesem merkwürdigen nordischen Winter bald mild und frühlingmäßig. Warme Winde aus Süden und Westen bringen Tauwetter, dann geht ein lauer Regen nieder und räumt mit den Resten von Schnee und Eis gewaltig auf. Wege und Straßen standen unter Wasser, Wiesen und Felder versanken im Schlamm. Dann klart es auf und der Boden gefriert über Nacht wieder.

Die Stellung südlich Libau ist recht gut ausgebaut. Bis in die vorderste Linie sind warme Unterstände gebaut; Holz gibt es im Überfluss.

#### **5. Kurlandschlacht 20. Februar – 10. März 1945**

Die Heeresgruppe Kurland bereitete sich nun auf den Endkampf vor. Die Gesamtzahl aller Soldaten betrug noch 352.000 Mann. Mitte Februar zeichnete sich eine Verstärkung der gegenüberliegenden Feindkräfte ab. Nacht für Nacht hörten die Posten das Geräusch von Panzermotoren und Fahrzeugen. Tagsüber stiegen Fesselballone auf, die die neu in Stellung gegangenen Sowjetbatterien einschossen, mehr und mehr fühlten Stoßtrupps gegen die deutschen Linien vor.

Es war genau 7:00 Uhr am 20. Februar, als Hunderte von Geschützen der Roten Armee die 5. Schlacht eröffneten. Unbarmherzig schoben die sowjetischen Kommandeure und Befehlshaber ihre Panzerabteilungen und Schützenbataillone nach vorn. Aber die deutschen Soldaten verteidigten sich auch diesmal verbissen und hartnäckig. Die 18. Armee hatte sich trotz des erheblichen Ausfalls von 5.400 Offizieren und Mannschaften behauptet.

Frauenburg blieb das Ziel des Angriffs bis Mitte März, als überraschend Tauwetter einsetzte und das Land innerhalb weniger Stunden in Schlamm und Morast verwandelte, blieben auch die sowjetischen Kampfwagen und Panzerketten stecken.

#### **6. Kurlandschlacht 18. bis 31. März 1945**

Der Frühling zog ins Land. Die höherstehende Sonne schmolz den letzten Schnee, Wege und Straßen standen unter Wasser, Wiesen und Felder versanken im Schlamm und Modder. Die Transporte der Kriegsmarine ließen merklich von Woche zu Woche nach.

Angriffe der Russen an der gesamten Front der 16. Armee durch hunderte von sowjetischen Artillerie- und Werferbatterien, die für die nächsten Tage unter einer Wolke von Rauch und Feuer lag. Panzerrudel drangen in die deutsche Hauptkampflinie ein. Deutsche Stützpunkte wurden praktisch bis zur letzten Patrone verteidigt. Deutsche Kompanien igelten sich in den dichten Wäldern beidseits der Straße nach Frauenburg ein. Die Schützendivisionen und Panzer Bataillone der Russen wurden an Waldrändern, an niedergebrannten Bauerhöfen, an Straßenkreuzungen oder in rückwärtigen Bunkerlinien aufgehalten.

Teilen der Roten Armee gelang es lediglich nördlich von Frauenburg an die Bahnlinie heranzukommen; doch überschreiten konnten sie die Bahnlinie nicht.

Die zwei deutschen Armeen verloren in diesen letzten Märztagen 542 Gefallene, Vermisste und Verwundete.

April 1945

Das Lagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht meldete am 4. April 1945: In Kurland nur noch geringe Kampf­tätigkeit. Die kurländische Front hatte jede militärische Bedeutung verloren und war Nebenkriegsschauplatz geworden.

Die Rote Armee verhielt sich defensiv. Der Plan des sowjetischen Oberkommandos war in der Endphase der Schlacht um Kurland der, dass es praktisch die deutsche Heeresgruppe aushungern wollte.

Werner Haupt, Das war Kurland, DÖRFLER VERLAG GmbH

## **49 Abtransport aus dem Kurlandkessel Mai 1945**

Anfang April sendet das Heeresgruppenkommando Kurland einen Bericht über den Zustand seiner Divisionen an das Oberkommando des Heeres. Kampfmoral der Einheiten und Leistung der Führungskräfte werden bewertet.

Nur die als besonders bewährt beurteilten Einheiten erhalten einen Befehl für den Abmarsch. In den ersten Maitagen werden einige tausend hochqualifizierter Soldaten (besonders bewährte Einheiten), insgesamt ungefähr 10% der eingeschlossenen Mannschaften, über die Ostsee abtransportiert.

Werner Haupt, Das war Kurland, DÖRFLER VERLAG GmbH

## Kapitulation

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

In diesem Jahr ist er nicht auf dem Freimarkt gewesen. Der Bremer Freimarkt, das große Volksfest, findet jedes Jahr im Herbst, Ende Oktober, statt. Weht der Wind von Westen, zieht der Geruch von gebrannten Mandeln, Grillwürsten und gebackenen Schmalzkuchen bis in den Bürgerpark hinein.

Freimarkt, das ist der hämmernde Beat, der aus den Lautsprecherboxen der Fahrgeschäfte tönt, die tiefe, unheimliche Stimme, die für die Fahrt in der Achterbahn wirbt, die Losverkäufer in ihren weißen Kitteln mit den Spielzeugeimern in der Hand, in denen die Losröllchen liegen. Hinter ihnen die großen, oft knallbunten Plüschtiere im Anhänger ausgestellt. Die Schießbuden mit den Plastikblumen, die Schreie der Fahrgäste, wenn der Wagen der Achterbahn nach unten in die Tiefe schießt. Das Aale-Würfeln. Drei Sechser, dann läutet der Standbetreiber die Glocke und ruft den Gewinn aus.

Jedes Jahr spart er für den Familienausflug und für seine Tochter. Im Arbeitszimmer stehen zwei eckige Spardosen von der Sparkasse. In die eine steckt er die kupfernen Münzen des Wechselgeldes, in die andere die messingfarbenen. Eine Woche vor dem Fest öffnet er die Spardosen im Beisein seiner Tochter. Gemeinsam stapeln sie die Münzen auf, zu 10 Pfennigen oder einer Mark. Sie zählen den Ertrag zusammen, den er sorgfältig in ein Notizbuch einträgt und mit dem des Vorjahres vergleicht. Dann geht er zur Sparkasse, um die Münzen in Scheine tauschen zu lassen.

Wenn sie dann den Freimarkt besuchen, gehen sie immer erst zum Rossbratwurststand und er isst eine Portion mit fünf kleinen fetttriefenden Würstchen. Dann schlendern sie langsam bis zum Riesenrad, das immer ganz am Ende des Marktes steht. Das Riesenrad ist das einzige Karussell, mit dem er mitfährt. Der Blick von oben auf die Stadt ist schön, besonders bei Nacht, wenn die Lichter der Stadt leuchten. Später dann noch die obligaten Schmalzkuchen essen, die Puderzuckerreste, die immer auf dem Mantel kleben bleiben. Zum Schluss noch ein Eis. Sahneeis mit Streuseln, das es nur auf dem Freimarkt gibt. Das beste Eis überhaupt. Mit dem Esslöffel aus der Eisschleuder geholt und auf die Waffel gestrichen. Hier gibt es auch Waffeln in Muschelform. Leider ist es meist zu kalt oder nass, um das Eis genießen zu können.

Kein Freimarkt - und jetzt ist er in diesem Zimmer. Er hat längst kapituliert. Er kann von hier nicht ohne Hilfe desertieren. Im Taxi nach Hause fahren, dazu reicht seine Kraft nicht mehr aus.

*Welchem militärischen Verband gehörten Sie an? b) Letzte Einheit?* Auf diese Frage im Antrag auf Gewährung einer Entschädigung nach §3 des Kriegsgefangenen-Entschädigungsgesetzes antwortete er: 1. bis 7. 5.1945 Artillerieschule Kurland, Ltd. d. R. Hörsalleiter, Feldpostnummer unbekannt. In der ersten Maiwoche 1945 marschierte er mit seiner Einheit in Richtung Ostsee, um sich nach Deutschland abzusetzen. Die Frage, ob er damit Fahnenflucht<sup>50</sup> begangen hatte, beschäftigte ihn lange Zeit.

Ende April erhielt seine Einheit vom Heeresgruppenkommando Kurland den Befehl, sich für den Abmarsch zum Transport in die Heimat bereitzustellen<sup>51</sup>. Die Befehle zum Abmarsch erhielten bevorzugt Einheiten mit hoher Kampfmoral und harter Führung, die Eliteeinheiten. Nur für ein Zehntel der eingeschlossenen Soldaten reichte die Kapazität auf den verbliebenen, überwiegend kleineren Schiffen, zum Abtransport über die Ostsee nach Deutschland aus. Für diese Soldaten bestand die Aussicht, der sicheren russischen Gefangennahme zu entgehen und sich nach Deutschland abzusetzen. Artillerie, Panzergrenadiere und Pioniere sollten den Hafen Windau erreichen.

Auf der Straße war eine riesige Marschkolonne unterwegs. Truppen aller Waffengattungen, teils zu Fuß, teils auf Fahrzeugen, rollten wie eine große Völkerwanderung dem Meer entgegen. Das Heeresgruppenkommando hatte strenge Befehle erlassen, dass wirklich nur die Truppenteile zu den Häfen gelangen sollten, die den Abmarschbefehl erhalten hatten. Auch Zivilisten und Flüchtlinge versuchten die Häfen zu erreichen. Sie kamen nur langsam voran. Die Hauptrollbahnen waren durch endlose Fahrzeugschlangen anderer Truppenteile stark verstopft. Mehrere Zwischenaufenthalte, um Waffen und Fahrzeuge zu vernichten, die den Russen nicht in die Hände fallen durften, dauerten länger als vorgesehen. Sie hatten nicht genug geeignete Sprengmittel zur Verfügung. Wiederholt wurden sie von der roten Luftwaffe in rollenden Einheiten mit Bomben und Bordwaffen angegriffen. Schließlich erreichten sie am 7. Mai das Meer bei Paulshafen (Pavilosta). Der kleine Fischerort liegt zwischen Libau und Windau.

800 Soldaten retteten sich am Morgen des 8. Mai 1945 im Hafen von Pavilosta auf mehrere kleine Boote. Dicht an dicht gedrängt standen sie in ihren Uniformen auf den flachen pontonartigen Fahrzeugen, den Marinefährrahmen, schutzlos dem Wetter und dem Feind ausgesetzt. Waffen waren nicht zu sehen, einzig das Geschütz vor dem Fahrstand war mit drei Männern besetzt. Munition gab es für das Geschütz vermutlich keine mehr. Auf dem Vorbau, an Backboard, stand in exponierter Position ein Oberst, den Blick hinaus aufs Meer gerichtet, sein Blick ging nicht zurück.



Welche Erleichterung er spürte, an Bord eines der Fahrzeuge gelangt zu sein. Wieder gehörte er zu den wenigen Glücklichen, die aus einem russischen Kessel entkommen und vor der sicheren Kriegsgefangenschaft, die einem Todesurteil gleich kam, fliehen konnten.



Schmidt (2.v.l.); Paulshafen, 8. Mai 1945



Paulshafen (Pavilosta), 8. Mai 1945

Die Kapitulation, die für die Heeresgruppe Kurland von Generaloberst Hilpert mit dem Russen ausgehandelt wurde, sollte um 14:00 Uhr beginnen. Ihre leichten und langsamen Fahrzeuge liefen im Verbund, der sich selbst überlassen blieb, aus dem Hafen aus. Eins der Boote trug die Kennzeichnung 313 am Heck. Es war äußerst ungewiss und unwahrscheinlich, mit den wenig seetüchtigen Fahrzeugen, die zudem vollkommen überladen waren, und ohne jeglichen Begleitschutz Deutschland zu erreichen. Deshalb nahmen sie Kurs auf das nächstgelegene Ziel in die Freiheit. Das war das neutrale Schweden, die Ostküste Gotlands.



*„Den ganzen Tag über liefen aus den kurländischen Häfen, die von den Deutschen noch gehalten wurden, Schiffe aus. Auf offener See waren sie als eine lange Reihe von Schiffen und Booten sichtbar, die Richtung Südwesten fuhren, die meisten sehr klein. Die Sonne schien, es herrschte gute Sicht. Sie waren langsam unterwegs, die Seegängigkeit der Prahme/Postillenboote war bei maximaler Zuladung eingeschränkt, ihr Einsatz bei mehr als Seegang Stärke zwei nicht mehr möglich. Die Höchstgeschwindigkeit von 10 Knoten wurde nicht erreicht.“*

(11) Enquist 2011



Überfahrt nach Gotland; 8. Mai 1945

1953 schrieb er an die Christinengemeinde Göteborg:

*„Heute noch steht vor meinen Augen jener Morgen, da wir zum ersten Male Schweden erblickten. Mit 800 Kameraden kam ich aus Kurland. Böse Stunden hatten wir hinter uns. Feindliche Flugzeuge hatten uns angegriffen, manch einer war gefallen, verwundet, mühsam nur konnten wir ein restloses Versinken der Fahrzeuge verhüten/verhindern. Danach eine böse Nacht, voller banger Zweifel, ob wir doch noch von russischen Kriegsschiffen versenkt oder restlos untergehen würden.“<sup>52</sup>*

*Langsam dämmert der Morgen, grau und kühl. Da, am Horizont ein schmaler schwarzer Streifen: Land – Land jubelt es „Schweden – wir sind gerettet!“ Und ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit, daß Gott uns nicht verlassen hat, ergreift alle.“*

(12) Schmidt 1953

Am Morgen des 9. Mai ging an der Ostküste von Gotland die Sonne auf. Sie erreichten den kleinen Hafen von Ronehamn, in den sie einliefen. Später lag das Boot dann still an der Pier. Die Männer waren erschöpft und müde, aber nicht völlig ermattet. Man begann sie, die nun Flüchtlinge waren, an Land zu bringen. Im Laufe des Tages schickte man sie in das Internierungslager in Havdhem auf Gotland. Dort wurden sie registriert. Tage später verlegte man sie aufs Festland, in ein Lager in Kalmar.



Ronehamn, Gotland, 9. Mai 1945

## Ergänzende Informationen

**50 Fahnenflucht** oder Desertion bezeichnet das Fernbleiben eines Soldaten von militärischen Verpflichtungen in Kriegs- oder Friedenszeiten. Dem fahnenflüchtigen Soldaten wird im Falle der Flucht vor einem bevorstehenden Kampfeinsatz das straferschwerende Attribut „Feigheit vor dem Feind“ angelastet. Die Fahnenflucht vom Posten vor dem Feind oder aus einer belagerten Festung wurde mit dem Tode bestraft.

Internet14

<https://de.wikipedia.org/wiki/Fahnenflucht>, abgerufen am 5. Februar 2022

### 51 Kurland April/Mai 1945

Nach Abschluss der 6. Kurlandschlacht sandte das Heeresgruppenkommando Kurland am 1. April 1945 einen Bericht über den Zustand seiner Divisionen an das Oberkommando des Heeres.

Attribute über die Abteilungen, die nach wie vor als sehr gut und gut beurteilt wurden, lauteten u.a.: in jeder Krisenlage besonders bewährte Division mit hoher Kampfmoral. Kampferfahrene, leistungsfähige Führung, mehrere schwungvolle, hervorragende Kommandeure, harte, auf alles bedachte Führung, besonders hervorragende Führungspersönlichkeiten, sichere und wendige Führung, die starken Einfluss auf die Truppe besitzt, usw.

Zu diesem Zeitpunkt, in der Endphase des Kampfes im Brückenkopf Kurland, befanden sich noch ca. 230.000 deutsche Soldaten in diesem eingeschlossenen Frontbereich. Von ihnen wurden einige tausend hochqualifizierter Soldaten bis in die ersten Maitage 1945 hinein über die Ostsee abtransportiert. Nur die, als besonders bewährt beurteilten Einheiten, erhielten einen Befehl für den Abmarsch.

Ab dem 15. April erteilte das Heeresgruppenkommando die Befehle zu letzten Stellungsbegradigungen, um die Frontlinien zu verengen. Zur gleichen Zeit arbeiteten kommandierende Generäle und Divisionskommandeure bereits Rückmarschpläne zu den Häfen Libau und Windau aus.

An einigen Frontabschnitten, so auch südlich von Libau, waren die Kampfhandlungen zu diesem Zeitpunkt noch in vollem Gange. Die Hauptkampflinie war dünn besetzt, die Regimenter stark dezimiert. Am Abend des 1. Mai schreckte ein höllisches Gewehr- und Granatenfeuer die deutschen Soldaten auf. Es war aber nicht auf sie gerichtet, sondern ein Freudenfeuer der Roten Armee. So und über russische

Lautsprecher und Transparente erfuhren sie vom Tod Hitlers und der Einnahme Berlins.

Langsam erkannten auch die letzten Kurlandkämpfer, dass es keinen Ausweg mehr gab. Doch verloren sie noch nicht die Hoffnung, dass vielleicht die Transportschiffe noch kommen würden, um sie abzuholen. So erfüllten sie alle ihre Pflicht.

Anfang Mai erhielten dann die 11., die 126. Infanterie- und die 14. Panzerdivision vom Heeresgruppenkommando den Befehl, sich für den Abmarsch zum Transport in die Heimat bereitzustellen. Die Kolonnen dieser drei Kurlanddivisionen setzten sich befehlsgemäß und in voller Ordnung langsam zur Küste ab. Das Heeresgruppenkommando hatte strenge Befehle erlassen, dass wirklich nur die Truppenteile nach Libau und Windau gelangen sollten, die den Befehl dazu erhielten.

Der Marschweg führte die Mehrzahl der Einheiten zunächst über Durben nach Deksnī, um sich hier in einen nördlichen und einen südlichen Arm zu teilen. Auf dem nördlichen, längeren Weg sollten Artillerie, Panzergrenadiere und Pioniere den Hafen Windau erreichen. Auf der Straße war eine riesige Marschkolonne unterwegs. Truppen aller Waffengattungen, teils zu Fuß, teils auf Fahrzeugen, rollten wie eine große Völkerwanderung dem Meer entgegen. Auf dem Marsch kam es mehrfach zu längeren Zwischenaufenthalten. Die Vernichtung der Waffen und Fahrzeuge dauerte länger als vorgesehen, da es an geeigneten Sprengmitteln mangelte. Zudem waren die Hauptrollbahnen durch endlose Fahrzeugschlangen anderer Truppenteile so stark verstopft, dass sich die Marschgruppen nur mit Mühe einordnen konnten. Außerdem griff nun auch die rote Luftwaffe die Kolonnen in rollenden Einsätzen mit Bomben und Bordwaffen an.

Die am 4. Mai eingeleiteten Kapitulationsverhandlungen mit den Amerikanern erzwangen einen gleichzeitigen Abschluss mit der Sowjetunion und zwar zum 9. Mai 01:00 Uhr. Die Russen beharrten darauf, dass nach Ablauf dieser Frist alle Bewegungen zur See, einschließlich der Einschiffung in Kurland, eingestellt und Kurland den Russen übergeben werden musste.

Ab 5. Mai 8.00 Uhr herrschte Waffenruhe gegenüber englischen und amerikanischen Einheiten. So auch an der Ostsee. Inzwischen waren die in Berlin frei gewordenen sowjetischen Truppen auf dem Weg an die Kurlandfront zu einer letzten entscheidenden Schlacht.

Als am 7. Mai schließlich auch in Kurland die Nachrichten durchsickerten, dass die Wehrmacht in Westdeutschland mit der britischen

Armee einen Waffenstillstand abgeschlossen hatte, erließ Generaloberst Hilpert einen Tagesbefehl, der u.a. folgende Sätze enthielt: „Der Krieg im Osten geht weiter! Offiziere und Mannschaften müssen ihre Zuversicht bewahren!

Lediglich die kleinen und kleinsten Schiffe der 9. Marine-Sicherungsdivision verließen unterdessen in Libau und Windau Menschen und Material, was sie fassen konnten. Am Abend traf ein Funkspruch des Großadmirals Dönitz ein: „Infolge Kapitulation müssen sämtliche See- und Sicherungstreitkräfte sowie Handelsschiffe Kurland bis 9. Mai, 0:00 Uhr verlassen haben. Schiffe und Boote bis an Zielhafengrenze Kiel, Eckernförde, Neustadt. Zwischenanlaufen anderer Häfen ist durch die Lageentwicklung ausgeschlossen. Transporte deutscher Menschen aus dem Osten daher mit höchster Beschleunigung.“

Aufgrund der außerordentlichen Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit zum Abtransport der Heeresgruppen auf allen zur Verfügung stehenden Fahrzeugen nach Westen wurden sofort alle erforderlichen Anordnungen getroffen und eine Besprechung der Flotillenchefs befohlen. Bei dieser Besprechung wurde angeordnet, dass insgesamt 5 Geleite, davon eins in Windau, zusammengestellt werden sollten, die sich getrennt nach Richtung Westen, Richtung Kiel, in Marsch setzen sollten.

Nach dieser Planung sollten noch 11.400 Mann aus Libau und 5.500 Mann aus Windau abgeborgen werden.

Während so die ersten offiziellen Vorbereitungen für einen begrenzten Abtransport von Soldaten des Heeres in Gang gesetzt wurden, blieben die Divisionen befehlsgemäß in den Stellungen.

In der Nacht vom 7. auf 8. Mai erhalten alle anderen Divisionen folgenden Befehl: „Marschall Goworow hat zugestimmt, dass die Waffenruhe bereits am 8. Mai 14.00 Uhr beginnt. Weiße Flaggen in Stellungen zeigen. Waffen entladen. Offiziere führen ihre Einheiten weiter“. Um 14 Uhr markieren zerfetzte Hemden, Fußlappen oder ein Stück Verbandsstoff, am Gewehr aufgesteckt, die vorderen Linien.

Da bricht eine braune Welle aus dem gegenüberliegenden Waldrand los, und sie sehen, wie stark die gegnerische Stellung besetzt war. Bei ihnen treten ausgemergelte Soldaten aus den Gräben, mit bleichen Gesichtern vom dumpfen Leben unter der Erde. Seit Februar gab es nur unregelmäßigen Nachschub aus dem Reich. Die Truppe musste sich hauptsächlich aus dem Land ernähren und versorgen. Kräftige und gut ernährte Rotarmisten erreichten ihre Stellungen.

Im Hafen von Libau spielen sich derweil erschütternde Szenen ab.

Fischkutter, Vorpostenboote und was sich über Wasser halten kann, versuchen, mit deutschen Soldaten überladen, noch das neutrale Schweden zu erreichen, was auch einigen gelingt.

Am Abend des 8. Mai haben vier Schiffsgeleite aus Libau die Fahrt nach Kiel angetreten, zwei weitere dampften aus dem Hafen Windau. Zusätzlich zu dem ursprünglich geplanten einem Geleit, lief schließlich noch ein zweites mit leichteren und langsameren Booten aus Windau aus.

Während der Einschiffung war das Verhalten der wartenden Truppen vorbildlich. Diszipliniert blieben jene zurück, die keinen Platz mehr fanden. Keinerlei Zusammenbruchserscheinungen traten auf, bei allen jenen, die einem ungewissen Schicksal entgegengingen. (Diese offizielle Darstellung ist zweifelhaft. Wahrscheinlich kam es, wie bei den letzten Flügen aus Stalingrad auch, zu etlichen Versuchen von Verzweifelten, doch noch auf eins der Schiffe zu gelangen.)

Bis zum Einfall der Dunkelheit wurden die Geleite von russischen Bombern und Schlachtflugzeugen verfolgt und mit Bomben und Schüssen aus Bordwaffen angegriffen. Bei ständig schlechter werdendem Wetter konnten sich die kleinen Fahrzeuge nur schwer halten.

In Kurland schwiegen am 9. Mai 1945 um 0:00 Uhr alle Waffen. 42 deutsche Generäle, 181.032 Unteroffiziere und Mannschaften blieben zusammen mit 14.000 lettischen Freiwilligen im Kessel zurück. Der letzte deutsche Wehrmachtsbericht würdigte noch einmal diese einmalige Leistung, die in sechs Schlachten von unvorstellbarer Wucht von der deutschen Wehrmacht erbracht werden musste.

W. Haupt, Das war Kurland;  
F. Kurowski, Todeskessel Kurland;  
(11) Enquist 2011;  
G. Möhring, Der 8.Mai 1945 und seine Folgen

## **52 Flucht über die Ostsee**

Später, als die Dunkelheit hereinbrach, fuhren sie in aufkommenden Nebel. Es wurde eine lange, kalte Nacht. Die Temperatur lag bei plus drei Grad, es wehte steifer Wind aus Nordost. Die Furcht, von russischen Kriegsschiffen angegriffen zu werden, war groß. Dazu kam die Ungewissheit, ob das Boot endgültig sinken und sie alle ertrinken würden. Immer wieder schlugen Brecher über die Reling auf Deck, an die sich die Männer verzweifelt klammerten.

(11) Enquist 2011

## Schweden

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

Rückzugsort, ein Ort, an dem er zur Ruhe kommen kann. Ein Ort, an dem er in Sicherheit ist. Ein Ort, an dem er es mit sich allein aushält. Einer ist das Dachstudio im Bremer Reihnhaus. Dort steht sein Ruhesessel. Dort hängt die Kuckucksuhr an der Wand. Dort haben seine Bücher und Briefmarkenalben ihren Platz im Regal.

Von Natur aus ist er Sammler, kein Jäger. Zum Jäger hatten sie ihn ausgebildet.

Sammeln statt leben. Stundenlang saß er allein in seinem Arbeitszimmer unterm Dach und betrachtete die kleinen bunten rechteckigen Papierdrucke, die auf ihrer Rückseite gummiert und an den Rändern gezähnt sind. Vorsichtig hob er die kleinen Briefmarken mit einer flachen Pinzette an und betrachtete sie unter einer Leselampe. Wenn das Licht der Lampe nicht ausreichte, um die kleinsten Details erkennen zu können, verwendete er eine beleuchtete Lupe. Er sammelte deutsche Marken, Ost und West. Europa und der Rest der Welt fanden in zwei Ordnern Platz. Sorgfältig sortierte er sie nach ihren Erscheinungsjahren, den aktuellen Michel Katalog immer zur Hand. Wurden neue Marken aufgelegt, ging er am Erscheinungstag zur Post und kaufte von jeder Marke drei Stück. Eine Marke klebte er noch im Postamt auf einen Briefumschlag ohne Anschrift und ließ sie abstempeln. Wichtig war ihm, dass man das Stempeldatum gut lesen kann. Er hatte immer einen weiteren Briefumschlag als Ersatz dabei. Der kam jedoch nur dann zum Einsatz, wenn der Stempelaufdruck verwischt oder unleserlich war. In die-

sem Fall klebte er eine weitere Marke auf einen unbenutzten Briefumschlag und ließ auch diesen abstempeln. Eine der neu aufgelegten Marken ordnete er ungestempelt in seine Sammlung ein.

Seine kostbarsten Stücke steckte er in transparente, individuell zugeschnittene Folientaschen. Um die Folie zu bearbeiten, benutzte er ein Schneidegerät mit einem Fallmesser. Die fertigen Taschen klebte er auf Papierbögen mit einem hohen Papiergewicht. Zu diesem Zweck kaufte er das teure Büttenpapier. Das Papier war zusätzlich mit einem Wasserzeichen geprägt. Er lochte die Bögen und heftete sie in gewöhnlichen grau-schwarzen Ordnern der Firma Leitz, die ein DIN A4 Format haben, ab. Typische Sammleralben besitzt er nur wenige. Briefmarkensammeln, eines der wenigen Vergnügen, für das er Geld ausgab. Die Marken haben eine historische Bedeutung für ihn. Sie zeigen Geschichte. Außerdem sind sie auch eine Wertanlage.

Schwedische Marken sammelte er nicht.

Schweden, das Land in dem er sich sicher fühlte. Anfangs. Trotz der Internierung im Lager. Bis die Information durchsickerte, dass die Schweden sie an die Russen ausliefern werden. Zwiespältige Gefühle bleiben, wenn er an Schweden denkt. Menschen, die deutsche Soldaten und deren Angehörige in den schweren Nachkriegsjahren mit Paketen unterstützten, trotz der bekannt gewordenen Gräueltaten. Menschen, die für ihren Rücktransport nach Kurland sorgten und sie an die Russen und damit den sicheren Tod auslieferten.

*„Am Dienstag, dem 15. Mai, landete die allerletzte Gruppe Soldaten, die in einem Schlauchboot von Lettland herüber gepaddelt waren, in Schweden an. Am 24. Mai 1945 wurde die schwedische Öffentlichkeit vom Chef des Verteidigungsstabs zum ersten Mal über das Flüchtlingsproblem in Kenntnis gesetzt. Zu diesem Zeitpunkt waren 3.200 Mann in Schweden in Lagern untergebracht. Lager für deutsche Soldaten gab es überall in Schweden, in Backamo, Grunnebo, Havdhem, Rinkaby, Gälltofta und Ränneslätt.*



*Einem internen Bericht der schwedischen Regierung von Ende Mai zufolge wäre es wünschenswert, dass die Internierten möglichst bald in ihre jeweiligen Heimatländer zurückgebracht werden. Insoweit käme es hauptsächlich darauf an, dass das Außenministerium mit den Alliierten den Zeitpunkt und die Modalitäten des Transports vereinbart.“*

(11) Enquist 2011

Das Lager in Kalmar lag in einem lichten Birkenhain. Man brachte sie in größeren Zelten unter. In den ersten Tagen trugen sie noch immer ihre deutsche Uniform. Die Behandlung durch die Schweden war sehr gut. Sie konnten sich waschen, bekamen einen gepflegten Haarschnitt und hatten reichlich zu essen. Sie unterhielten sich über ihre Zukunft und fragten die schwedischen Offiziere oft, wann man sie nach Hause entlassen oder sie zurück nach Russland schicken würde. Aber zu ihrem Erstaunen wussten die schwedischen Offiziere keine Antwort.



Deutsche Soldaten im Internierungslager Kalmar, Mai 1945





Schmidt (l.R Mitte), Kalmar Mai 1945

Die Ereignisse im Sommer 1945 in Schweden standen im starken Kontrast zu dem was vorher und später geschah. Im Mai 1945 waren die Wälder um Kalmar hell und luftig. Es herrschte Frieden. Die Nächte waren lau, sie saßen vor ihren Zelten, rauchten und sahen die Lichtstrahlen zwischen den Birkenstämmen einfallen, sahen die Dämmerung hereinbrechen, sahen, wie der Himmel sich dunkel färbte. Sie schliefen viel, tagsüber lagen sie auf der Wiese in der Sonne. Frische Luft und Ruhe. Sie fühlten sich als Gäste der Schweden, nicht als Gefangene. Langsam wurden sie wieder zu Menschen.

Nach einiger Zeit wurde er in das Lager von Backamo in der Nähe von Göteborg verlegt. Dort waren die Offiziere in einem eigenen Haus, getrennt von den Mannschaften, untergebracht. Sie begannen, ihr Lagerleben zu organisieren. Es wurde ein Küchen- und ein Putzdienst eingerichtet, einige arbeiteten als Frisöre, andere als Schneider. Auch außerhalb des Lagers machten sie sich nützlich, so halfen sie mit bei der Befestigung von Straßen und Wegen in

der Umgebung. Sie gründeten ein Lagerorchester und brachten eine Lagerzeitung heraus. In der Freizeit wurden Theaterstücke aufgeführt, Musik gemacht, Spiele gespielt und Filme gezeigt. Auch Vorträge und Kurse wurden angeboten, die ein breites Spektrum von existenziellen Themen bis hin zu moderner Kunst abdeckten. In Backamo gab es auch eine Bibliothek, die von der Deutschen Gemeinde in Göteborg (Christinenkirche) bestückt wurde. Regelmäßig kam Pfarrer Hermann Kiesow von der Christinenkirche zu Gottesdiensten, Vorträgen und Gesprächen ins Lager. Die schwedische Regierung hatte ihn zum Lagerpfarrer ernannt. Ihr Hunger nach geistlicher Nahrung war nach all den Jahren, in denen Gottesdienste nahezu verboten gewesen waren, riesig.

1953 schrieb er an die Gemeinde der Christinenkirche Göteborg:

*„Es folgten die Tage von Kalmar und Backamo, wir genossen schwedische Gastfreundschaft und wurden langsam wieder zu Menschen. Ein Bild steigt in der Erinnerung auf: Ein schöner Sommerabend ist es. Die Sonne geht zur Neige und hüllt die Landschaft mit einem warmen Lichtton ein. Am freien sanft abfallenden Hügel, von wo aus man den Blick in die bewaldete Telu Summulde hat, sitzen im Grase die Internierten. Sie lauschen den Worten des Redners, der vor ihnen steht. Hermann Kiesow ist es. In warmen Worten führt er sie in die Sitten und Gebräuche des Gastlandes ein, zeigt ihnen wieder die tiefen schönen Werte der deutschen Dichtkunst, lehrt sie, ihre alte Heimat noch tiefer zu lieben. So, wie er sie in den Gottesdiensten zur Besinnung und zum Glauben an Gott gemahnt hat. So werden die Männer auch seelisch wieder zurückgeführt ins Leben. Er steht aber nicht als Einzelperson hier, er kommt zu ihnen als Abgesandter seiner Gemeinde, den Deutschen von Göteborg. Manches herzliche Freundschaftsband vertiefte seitdem die äußere Verbundenheit zwischen Lager und Gemeinde, fand seinen sichtbarsten Ausdruck in den gemeinsamen Aktionen zugunsten der deutschen Kinderhilfe.“*

(12) Schmidt 1953



Gottesdienst mit Pfarrer Kiesow, Backamo, Sommer 1945



Lager Backamo, Offiziersunterkunft



Schmidt 3.v.r., Backamo Sommer 1945



Schmidt, 2.R 1.l



Schmidt, 2.R Mitte



Schmidt, Juni 1945



Lagerorchester, Backamo im Sommer 1945

*„Es waren Elitetruppen, die nach Schweden gekommen waren, viele SS-Angehörige waren darunter. Die überwiegende Mehrheit der deutschen Offiziere waren Nazis. Diese waren ideologisch gefestigt und keineswegs gewillt, ihre Position aufzugeben. Die ideologische Struktur der Truppe war noch weitgehend intakt, eine echte Opposition gegen den Nazismus gab es nicht. Den Deutschen wurde eine große interne Freiheit belassen. Sie organisierten ihr Lagerleben weit-*

*gehend selbstständig mit unerhörter Präzision. Ihre Disziplin, die auf den alten Befehlsstrukturen aufbaute, war mustergültig, militant und unerhört hart. Die schwedischen Offiziere sprachen oft voller Staunen und Bewunderung darüber, wie dieser kleine Teil der deutschen Wehrmacht sich sogar in Gefangenschaft rasch erholte und die alte Gestalt annahm.*

*Der Krieg war zu Ende, die Armeen wurden allmählich aufgelöst und zerfielen, die allgemeine Müdigkeit brach in diesem ersten Friedenssommer über Europa herein, aber in den schwedischen Lagern war noch ein letzter Rest der vollendeten, präzise arbeitenden deutschen Kriegsmaschine vorhanden. Das Zeremoniell war intakt, ebenso der absolute Gehorsam, die militärische Hierarchie, die unerbittliche Disziplin und die Selbstverständlichkeit autoritärer Verhältnisse. Vor allem war die ideologische Basis völlig unbeschädigt.*

*Die nazistische Indoktrination wurde von der schwedischen Lagerleitung mehr oder weniger geduldet. In allen Internierungslagern war politische Propaganda verboten. Unter politischer Propaganda verstand man in diesem Fall Gespräche über Politik sowie offene oder versteckte Propaganda für eine demokratische Staatsform. In den schwedischen Lagern fehlte eine demokratische Schulung, die Grundlinien demokratischer Staatsformen erläutern könnte, die zu dieser Zeit schon in allen Kriegsgefangenenlagern der Alliierten durchgeführt wurde. Auch wurden den Internierten keine Dokumentarfilme aus den deutschen Konzentrationslagern vorgeführt, sie wurden auch nicht über deren Existenz informiert.*

*Es war aber auch der Sommer der entdeckten Konzentrationslager, in dem Europa in den Zeitungen und Zeitschriften mit vielen Bildern von Gaskammern und Leichenhaufen überschwemmt wurde. Allmählich und unmerklich merkten die Lagerinsassen, dass sich etwas über ihnen zusammenbraute, dass sie unverschuldet traf. Sie merkten, dass ihre*

*Popularität außerhalb des Lagers nicht groß war und dazu noch abzunehmen schien. Sie empfanden diesen Stimmungsumschwung wie einen kalten Wind.*

*Am 2. Juni 1945 fragte die Gesandtschaft der Sowjetunion beim schwedischen Außenminister an, wie Schweden mit den internierten Deutschen zu verfahren gedenke. Nach den Bestimmungen des Waffenstillstands-Abkommens zwischen Deutschland und den Alliierten waren alle deutschen Truppen verpflichtet, am 9. Mai 1945 um 0:01 Uhr, alle aktiven Operationen zu beenden, in ihren jeweiligen Stellungen zu bleiben, sämtliche Waffen niederzulegen und diese sowie ihre Ausrüstung den örtlichen alliierten Befehlshabern zu übergeben.*

*Die Frage der sowjetischen Gesandtschaft lief darauf hinaus, ob die Internierten, wie es den Absichten der Alliierten entsprach, wieder zu jenen Frontabschnitten zurückgeschickt werden sollten, die sie im Zeitpunkt des Inkrafttretens der Gesamtkapitulation besetzt gehalten hatten. Grundsätzlich sollten also die Soldaten von der Westfront nach Westen und die von der Ostfront nach Osten zurückgeschickt werden.*

*Am 15. Juni 1945 gab der schwedische Ministerrat seine Einwilligung zur Auslieferung aller deutschen und aller früher unter deutschem Befehl stehenden Soldaten, Offiziere und anderem Militärpersonal. Dies schloss 167 baltische Soldaten unter deutschem Befehl mit ein. Auch die Soldaten, die vor dem 8. Mai nach Schweden gekommen waren bzw. sich auf den Weg nach Schweden gemacht hatten, sollten ausgeliefert werden. Mit dieser Einwilligung wurde zudem zugesagt, dass die schwedische Regierung den genannten Personen kein Asyl gewähren wird.*

*Nach diesem endgültigen Beschluss war das politische Geschehen beendet. Die Verwaltung musste nun den Rest er-*

*ledigen und darauf achten, dass nichts an die Öffentlichkeit durchsickerte, dass in den Lagern keine Unruhe entstand, dass der zeitliche Abstand zwischen Beschluss und Auslieferung möglichst kurzgehalten wurde. Die Unterhaltung der Lager kostete schließlich große Summen, die der schwedische Staat bezahlen musste.*

*Der Juli war recht ereignislos. Erst gegen Ende August sickerten Information an die Internierten durch, über ihre Zukunftsaussichten. Ihre wichtigsten Informanten waren die Pfarrer, die ständig in allen Lagern ein und ausgingen. Die Internierten erhielten Kenntnis über einige Passagen aus den Kapitulationsbestimmungen, die bei einigen starke Unruhe auslöste. Die Männer waren sich jetzt bewusst, dass die Gefahr einer Auslieferung an die Russen sehr groß war. Sie sprachen oft über die Zustände in Russland.“*

(11) Enquist 2011

1953 schrieb er an die Gemeinde der Christinenkirche Göteborg:

*„Ein anderes Bild steigt auf. Dunkel ist es, Ende Oktober. Auf dem düster darliegenden Sportplatz von Backamo hat sich das Lager versammelt. Unfreundlich pfeift der Wind, kühl und finster und drückend die Stimmung, die über allem liegt. Finster ist es auch im Inneren der Männer; sie gehen einer dunklen, unbekanntem Zukunft entgegen. Aber bevor sie von Backamo scheiden, wollen sie noch einen ehren, der ihnen in diesen schweren Tagen ans Herz gewachsen ist, ihren geistigen Vater Herman Kiesov. Als Zeichen ihrer Verbundenheit und ihres Dankes überreichen sie ihm ein handgeschmiedetes eisernes Kreuz. Alle Gefühle haben sie in dieses Symbol hineingelegt, wollen ihnen so noch einmal sichtbaren Ausdruck verleihen. Mit diesem Zeichen ehren sie aber auch zugleich ihre schwedischen und deutschen Freunde, und auch Sie, liebe Versammelte.“*

(12) Schmidt 1953



Noch bis in den Herbst hinein war das Lager kaum bewacht. Eine Flucht wäre jederzeit möglich gewesen.

Das änderte sich, als in der letzten Novemberwoche der Auslieferungsbeschluss der schwedischen Regierung vom Sommer bekannt wurde. Als Reaktion traten einige Kameraden in den Hungerstreik in der Hoffnung, so dem Schicksal der Auslieferung zu entgehen.

*„Am 14. November erhielt der schwedische Verteidigungsstab von den Russen Bescheid, dass ein Truppentransporter Murmansk verlassen habe und auf dem Weg nach Trelleborg sei. Die schwedischen Militärs atmeten erleichtert auf, endlich hatten die Russen den in Schweden Internierten vor den deutschen Soldaten in Norwegen Vorrang gegeben. Nun konnte der Stab die Auflösung der Lager in Angriff nehmen.*

*Am 17. November wurde die Nachricht über die Auslieferung in der schwedischen Presse veröffentlicht. Am 20. November begann das Rad der Widerstandsorganisation zu rollen. Der Außenminister erhielt Besuch von einer Abordnung kirchlicher Würdenträger, insgesamt 25 Männer. Sie forderten politisches Asyl für die internierten Balten. Auf Nachfrage des Außenministers zur Auslieferung der dreitausend reichsdeutschen Soldaten sagten sie, dass sie nicht wünschen, dass die Deutschen ausgeliefert werden, sie aber hauptsächlich wegen der Balten da seien.*

*Am Donnerstag, dem 22. November begannen die Balten im deutschen Internierungslager Ränneslätt mit ihrem Hungerstreik. Ein Memorandum vom 23. November, das die Streikenden der schwedischen Lagerleitung übergaben, enthielt ausführliche Anweisungen für die Durchführung des freiwilligen-passiven Widerstands und bedeutete praktisch ein generelles Verbot für die Schweden, das Lager zu betreten. Sollten mehr als sechs nicht-internierte Personen das Lager betreten, würden die im Hungerstreik befindlichen Internier-*

*ten sich nackt ausziehen und ihre Kleidung verbrennen. Sollten Maßnahmen ergriffen werden, um die Internierten abzutransportieren, würden diese sich mit Stacheldraht festbinden und schließlich Selbstmord begehen.*

*In den Lagern fanden regelmäßig, fast täglich, ökumenische Gottesdienste statt. Die Verbindungen zwischen den Internierten, den deutschen, schwedischen und baltischen Pfarrern, dem Diakonischen Amt, den schwedischen Bischöfen und dem kirchlichen Widerstand überhaupt sind offenkundig. Durch die Pfarrer bekamen die Internierten Informationen über den Stand der Dinge, zusammenfassende Berichte über die schwedische Pressedebatte und somit auch die Möglichkeit, ihren Widerstand/Anstrengungen zu koordinieren.*

*Am 24. November traten die Deutschen in Ränneslätt in den Hungerstreik. Bei der Nachricht, dass im deutschen Lager in Ränneslätt aktive Widerstandsmaßnahmen ergriffen worden waren, um die Auslieferung zu verhindern, leiteten auch die anderen Lager der Deutschen in Schweden aus Solidarität eine ähnliche Aktion ein.*

*Im Lager der Deutschen hatte man die Meinungsstürme in den schwedischen Zeitungen, man solle sie entsprechend der Haager Konvention in Schweden internieren, verfolgt und geglaubt, sie entsprächen der Haltung der Regierung. Die Deutschen waren gewohnt, Zeitungsartikel für behördlich genehmigt zu halten. Diese „offiziellen“ Stellungnahmen in den Zeitungen wurden als starke moralischen Stütze empfunden.*

*Am 27. November hatte sich das Lager der Deutschen in Backamo inzwischen ebenfalls dem Hungerstreik der anderen angeschlossen. Unter den Internierten herrschte große Empörung, beinahe Hysterie über die bevorstehende Auslieferung. Des Weiteren gibt es Berichte über Flug-*

*zeuge, graue Jagdmaschinen mit schwedischen Hoheitszeichen am Leitwerk und den Tragflächen, die das Lager von Backamo an diesem Tag mehrmals im Kreis überflogen und mitten über dem Lager eine Wolke von Flugblättern abgeworfen hatten. Der Wind hatte jedoch plötzlich aufgefrischt, so dass die Mehrzahl der Flugblätter außerhalb des Lagers niederging. Einige fielen den Insassen dennoch in die Hände. Die Flugblätter waren in schwedischer Sprache verfasst und hatten folgenden Inhalt: „In diesen Tagen spielt sich in den deutschen Internierungslagern eine entsetzliche Tragödie ab. Zweithausendsiebenhundert Deutsche, die sich kurz vor Kriegsende – unter anderem aus Seenot – nach Schweden begeben hatten und denen man versprochen hat, sie aufgrund der Haager Konvention in Schweden zu internieren, sollen jetzt an den größten Feind Deutschlands ausgeliefert werden. Das ist ein Völkerrechtsbruch, gegen den das schwedische Volk protestiert, um seine Ausführung zu verhindern.“*

*Rund dreitausend Lagerinsassen befanden sich jetzt im Hungerstreik und bereiteten auch noch andere Widerstandsaktionen vor.*

*Es spitzte sich alles sehr schnell zu. Am 28. November teilte der schwedische Außenminister dem russischen Gesandten mit, dass die Balten infolge des Hungerstreiks in so schlechter körperlicher Verfassung seien, dass die schwedischen Ärzte es für angezeigt hielten, sie ins Krankenhaus einzuweisen. Infolgedessen sei die Auslieferung dieser Personen zum gegenwärtigen Zeitpunkt unmöglich. Am selben Tag begann die vollständige Evakuierung des baltischen Lagerteils in Ränneslätt. Der Abtransport ging in vollkommener Ruhe vor sich. Man trug die Balten auf Tragbahren hinaus und fuhr sie mit Krankenwagen in die Hospitäler. Es geschah nichts, niemand setzte sich zur Wehr. Es gab keine Selbstmorde, keine Proteste, keine Selbstverstümmelungsversuche.*

*Freitag, 30. November 1945: ein klarer, wolkenfreier Morgen, ein paar Grad unter Null, die Erde leicht mit Raureif überzogen. Das russische Transportschiff „Cuban“ lag in Trelleborg bereit, um zweitausendfünfhundert deutsche Internierte aus Schweden abzutransportieren. Alle Lager in Ränneslätt, Backamo, Grunnebro und Rinkaby sollten durch Militärpolizisten geräumt werden.*

*In Backamo wurden die Internierten um 6 Uhr morgens vom Abtransport in Kenntnis gesetzt. Die Mitteilung war kurz: die Auslieferung an die Russen solle jetzt bewerkstelligt werden, den gegebenen Befehlen sei zu gehorchen.“*

(11) Enquist 2011

Die schwedischen Militärpolizisten trugen lange blauschwarze Mäntel und Helme, und hielten einen Gummiknüppel in der Hand. Als die Räumung des Lagers bekannt gegeben wurde, geriet das gesamte Lager in Aufruhr. Viele Kameraden weinten, es gab hysterische Ausbrüche und verbissene Hoffnungslosigkeit. Sie waren in äußerster Verzweiflung. Aber sie waren auf die Räumung vorbereitet. Jeder von ihnen hatte Rasierklingen erhalten. Sie wideretzten sich, nicht nur unter Einsatz von Rasierklingen.

*„Unmittelbar darauf begann die Gruppe der Offiziere mit den Selbstverstümmelungen. Die Verwundungen waren zahlreich und ernst.“*

(11) Enquist 2011

Gemeinsam legten sie Hand an sich und schnitten ihre Pulsadern auf. Aus den Wunden strömte Blut, tropfte auf den Boden und ihre Kleidung. Der Alptraum aus Schreien, Gebeten, Blut und Umräumungen erfasste das gesamte Lager.

*„Unter Verwendung von zwei Betten wurde in aller Hast ein Beinzertrümmerungs-Apparat konstruiert. Die Deutschen hatten zwei Eisenbetten zusammengestellt. Der jeweilige Soldat legte sich in eins der Betten und ließ sein Schienbein über die Bettkante herabbaumeln, so dass das Bein direkt auf der Eisenkante des Bettes lag. Anschließend legte man die Eisenkante des zweiten Bettes so auf das Schienbein, dass es gewissermaßen darauf ruhte. Dann hatte man einen kopfgroßen Stein aus etwa einem Meter Höhe auf die Kante des oberen Bettes fallen lassen, wonach der Röhrenknochen sofort brach. Diese Prozedur wiederholte man umgehend mit den nächsten Soldaten. Zehn Mann hatten sich in Reih und Glied aufgestellt, einer nach dem anderen steckte sein Bein in dieses Gerät und ließ sich vom ranghöchsten Offizier den Röhrenknochen brechen.*

*Als die schwedische Polizei dazu kam, hatten schon acht der Anwesenden die Prozedur hinter sich gebracht. Sie schrien ununterbrochen, brüllten und wollten schließlich Hilfe haben. In dem Chaos, das dadurch entstand, war es den Polizisten nicht möglich, die Verstümmelung von zwei weiteren Soldaten zu verhindern. Diese Gruppe wurde umgehend ins Krankenhaus gebracht, die verwendete Axt beschlagnahmt.*

*3 Stunden später, um 9 Uhr, hatten die Schweden die Lage unter Kontrolle. Die Räumung des Lagers konnte beendet werden.“*

(11) Enquist 2011

Er war einer von 105 Männern, die sich selbst verstümmelt hatten. Er hatte sich die Pulsadern aufgeschnitten. Recht schnell waren schwedische Ärzte und Sanitäter zur Stelle. Sie verbanden seine Handgelenke und brachten ihn in das Behelfs-Krankenhaus in Uddevalla. Später wurde er in das Krankenhaus in Halmstad verlegt.

Messer und Gabeln waren dort verboten, wer nicht mehr hungerstreikte aß von Zinntellern mit einer stumpfen Gabel. Gläser, die sie zum Essen erhielten, wurden gleich nach den Mahlzeiten eingesammelt, gezählt und abgeholt. Die Ärzte bekamen sie nur selten zu sehen. Wenn sie überhaupt kamen, so nur zu mehreren. Sie untersuchten ihre Patienten schweigend. Auf Fragen antworteten sie ausweichend. Sie ahnten, dass ihre Verzweiflungstaten nur einen Aufschub brachten.

*„Aus dem Lager in Backamo befanden sich Anfang Dezember 391 Mann in Hospitälern. Eine große Zahl von Internierten war bereits vor der Räumung des Lagers in Krankenhäuser gekommen.*

*Zur gleichen Zeit im Lager von Ränneslätt: Im Inneren des Lagers gruppierten sich die Baracken um ein offenes Viereck, eine Art Platz. Alle Deutschen, denen es gelungen war, aus den Baracken zu fliehen, ohne den Polizisten in die Hände zu fallen, versammelten sich dort. In ihrer Mitte stand ihr Lagerchef und sie drückten sich immer enger an ihn, wurden immer verzweifelter. Schließlich bildeten sie eine dichte Traube von mehr als zweihundert Mann. Sie zogen ihre Gürtel aus den Hosen, zurrten sich aneinander fest, mit Leibriemen und Schnüren, dicht an dicht. Sie standen still, unbeweglich, und sahen die Polizisten an. Nichts geschah. Es verging eine halbe Stunde, es verging eine Stunde. Von Zeit zu Zeit brach jemand zusammen, fiel bewusstlos zur Erde, worauf die Polizisten sich vorsichtig vorwagten, sie aufhoben und forttrugen. Die Traube schien aber nicht kleiner zu werden. Nach anderthalb Stunden war klar, dass etwas geschehen musste.*

*In diesem Augenblick entschlossen sich die schwedischen Polizisten zum Angriff. Sie bildeten einen Kreis um die Deutschen, und gerade als es losgehen sollte, zog der Lagerchef einen Dolch hervor und stach ihn in seine Brust. Die ganze Traube schien seinem Beispiel zu folgen. Die*

*Männer zerschnitten Gelenke und Brust mit Rasierklingen, sie schluckten Rasierklingen, stachen mit Dolchen in Hals und Bauch, schluckten abgebrochene Löffel und Pfannenstiele, sie schnitten und schrien: „Wir wollen nicht! Fasst uns nicht an! Tötet uns! Sie rissen sich die Kleider vom Leib, um leichter schneiden und stechen zu können. Zitternd und frierend standen sie an diesem letzten Novembertag in der frühen Morgensonne und suchten in den Strümpfen nach versteckten Päckchen mit den Rasierklingen. Sie schrien immerzu. Einige versuchten, den Polizisten die Pistolen wegzunehmen, aber diese Versuche misslangen.*

*Die Polizei brach sofort in den Kreis ein, aber da alle sich aneinander festgebunden hatten und es so viele Verwundete gab, so viele Verzweifelte, und da die Deutschen auf keinen Fall gewillt waren, sich aus der Traube zu lösen, war es schwer, einzelne herauszugreifen. In der Mitte der Schar gab es jetzt schon viele Schwerverwundete, die ununterbrochen schrien, sie schrien und wollten schließlich Hilfe haben, alle hielten sich aneinander fest, so dass die Polizisten sie voneinander los prügeln mussten. Sie schlugen und schlugen, und innerhalb von zehn Minuten war die Gruppe aufgelöst, sie war zersplittert. Die Soldaten lagen auf der Erde oder knieten oder lagen in kleinen Haufen übereinander. Die Sanitäter konnten jetzt eingreifen.*

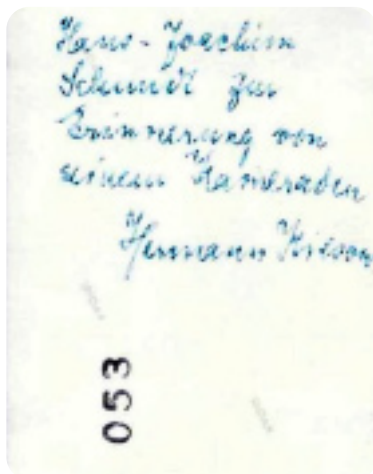
*Der Hungerstreik war ebenfalls gebrochen, weil die schwedischen Ärzte Becher mit warmer Schokolade und Berge von Butterbrotten herbei beordert hatten. Die Schokolade war angenehm warm, und sie tranken und aßen. Einige bekamen Magenkrämpfe, die meisten schienen sich aber schnell zu erholen.“*

(11) Enquist 2011

1953 schrieb er an die Gemeinde der Christinenkirche Göteborg:

*„Ein anderer Abend. Trübe brennt gedämpftes Nachtlicht. In einem großen Saal steht Bett an Bett. Ein Krankensaal. Die Männer darin sind in äußerster Verzweiflung, mit allem überworfene. Langsam geht eine schwarze Gestalt von einem zum anderen. Diesen spricht er Trost zu, jene beruhigt er, die nächsten richtet er auf. Er spricht von den vielen, die mit ihm Anteil nähmen an diesem schweren Schicksal, die mit ihnen mitlitten. „Wir sind nicht allein, man gedenkt unser, will uns helfen“, so geht es durch die Seelen der Männer. Neue Zuversicht steigt auf. Am eindrucksvollsten erlebten wir es an dem Heiligen Abend, der uns durch Sie und Ihren Pfarrer zu einem unvergesslichen Erlebnis wurde.“<sup>53</sup>*

(12) Schmidt 1953



Hans-Joachim Schmidt zur Erinnerung von seinem Kameraden Hermann Kiesow

*„Was aber noch lange in seinem (Per Olov Enquists) Bewusstsein haftenbleiben sollte, waren weder der Hungerstreik noch die Selbstverstümmelungen, sondern die dahinterstehenden Motive. Jenseits der Verzweiflung zeich-*



*nete sich wie eine dunkle, drohende Wolke das ab, was die Internierten so entsetzt hatte, wogegen sie gekämpft und demonstriert hatten; sie waren in den Hungerstreik getreten und hatten sich selbst verstümmelt, um dieser drohenden Gefahr zu entgehen: dem großen, grausamen Russland. Wenn ein Mensch zum Messer greift und sich selbst verstümmelt, um einer Gefahr zu entgehen, muss diese Gefahr entsetzlich groß sein. Schlimmer als der Tod, schlimmer als die Hölle. Und dies sollte lange, lange in ihm haftenbleiben: das Gefühl des Schreckens und der Furcht vor Russland und dem Kommunismus, die Angst vor diesem großen Land im Osten.“*

(11) Enquist 2011

Als seine Zeit im Krankenhaus beendet war, brachte man ihn und seine Kameraden in das Lager zurück. Jetzt fühlten sie sich nicht mehr als Flüchtlinge und Gäste der Schweden. Aus ihnen waren endgültig Kriegsgefangene geworden. Nach Weihnachten kam er zusammen mit der Mehrzahl der Balten in das Lager von Gälltofta.

*„Das Lager lag mitten auf der Ebene. Stacheldraht, am Zaun halten grau gekleidete Gestalten mit Maschinenpistole Wache. Die Baracken lagen am Rande des Dorfes, von dort hatte man freie Sicht über die Ebene. Wenn Schnee fiel, war die Ebene ein weißer Ozean. Soweit man sehen konnte, gab es keinen Wald, keine menschliche Behausung, die Ebene schien unendlich. Im Süden waren die Häuser des Dorfes durch Tannen und Knicks vor Einsicht geschützt. Im Südwesten setzte sich die Ebene fort, nur am Horizont war ein dünner Waldrand zu erkennen. In jenem Winter blieb der Schnee nie lange liegen, es regnete bald wieder, und der Schnee schmolz. Es fiel noch mehr Regen, die Ebene wurde zu einem schlammigen Acker mit allmählich wegtauenden weißen Rändern unter dem gleichmäßig grauen schwedischen Himmel, der sich über Häusern, Ba-*

racken und Stacheldrahtzäunen wölbte. Die Baracken, in einem Rechteck angeordnet, lagen dicht beieinander. Das Areal war 120 Schritt lang und 40 Schritt breit. Nach und nach, als es dauernd geregnet hatte, wurde der freie Platz zwischen den Baracken zu einem schlammigen Pfützenmeer. Das ganze Lager schien eng zusammengedrückt zu sein, die Internisten hatten keinen Auslauf, und sie klagten oft darüber, dass es zu wenige Waschbecken und Toiletten gebe. Dort war es fast immer windig.

Es war die Zeit nach dem Hungerstreik und vor der Auslieferung. Es war in dem gleichmäßig grauen Limbo, wohin man sie brachte, nachdem sie im Rampenlicht gestanden hatten. Jetzt schien sich niemand mehr an sie zu erinnern. Es gab keine Demonstrationen mehr; die Kontakte mit der Umwelt waren völlig abgeschnitten, Journalisten durften sie nicht mehr besuchen. Von Zeit zu Zeit ließ sich irgendein Pastor sehen.

Es gab nichts, absolut nichts zu tun. Sie konnten nur noch warten. Der einzig bleibende Eindruck war der einer mahlenden Traurigkeit, einer absolut vernichtenden, gleichmäßigen Hoffnungslosigkeit ohne dramatische Höhepunkte und schwarze Abgründe, einer Hoffnungslosigkeit, die wie eine unendliche Ebene war, eine Ebene voller Regen und geschmolzenem Schnee, voller Schlamm, eine Ebene ohne Bäume oder Berge: Gälltofta, der Winter 1945/46, das Internierungslager in dem grauen Limbo.

Die Lager wurden in zwei Wellen geräumt, am 23. Januar das Lager in Rinkaby und am 25. Januar das Lager von Gälltofta. Über die Räumung Gälltoftas ist bekannt, dass die Internierten eine gute Selbstbeherrschung gezeigt haben. Alles war gut organisiert und die Internierten waren reichlich gepflegt worden. Ein lettischer Leutnant stach sich mit einem Dolch in den Bauch und blutete stark, aber man brachte ihn sofort in ein Krankenhaus, wo er

*operiert und gerettet wurde. Ein lettischer Oberleutnant wurde von heftiger Übelkeit befallen; man vermutete, er hätte Gift geschluckt und pumpte ihm den Magen leer. Weitere Zwischenfälle gab es bei der Räumung des Gälltofta-Lagers nicht. Die Internierten wurden in Bussen nach Trelleborg gefahren.*



*Um 18:15 Uhr am Abend des 25. Januars 1946 verließ die Beloostrov den Hafen von Trelleborg. Die Einschiffung der Internierten war bereits um 15:00 Uhr beendet. Es war ein klarer, schöner Tag gewesen mit Sonne und frischem Wind, und als das Schiff ablegte, war der Kai fast leer, weil die meisten Wachsoldaten bereits in ihre jeweiligen Kasernen zurückgekehrt waren. Die Beloostrov legte ab, dreht schwerfällig bei, wendete im Hafenbecken und glitt langsam zwischen den beiden Armen der Hafeneinfahrt hinaus auf die offene See und verschwand. Die Abenddämmerung war schon gekommen, auf dem Wasser lag leichter Nebel, und nach einer halben Stunde war das Schiff schon völlig außer Sichtweite. Alle Internierten befanden sich unter Deck. Niemand winkte. Die Auslieferung war beendet.<sup>54</sup>*

*Sie hörten das schwache Vibrieren, Stimmen, das leise Rollen, als die Beloostrov wendete, das harte Stampfen außerhalb der Hafeneinfahrt, und durch die Bullaugen konnten sie sehen, wie die schwedische Küste in der Dämmerung verschwand. Nach einer halben Stunde hörten sie, wie aus einem Lautsprecher Akkordeonmusik erklang. Sie wurde nicht abgestellt, der Lautsprecher plärrte bis zum späten Abend beharrlich weiter. Der Lautsprecher war miserabel. Sie saßen auf ihren Pritschen und hörten zu. Gegen 19:00 Uhr erfolgte eine erste Inspektion. Eine Gruppe russischer Soldaten nahmen ihnen alle Dokumente ab, registrierten die Männer auf langen Listen, sammelten Wertgegenstände ein und verschwanden wieder. Der Seegang war jetzt ziemlich stark, das Schiff rollte hart, und sie hatten offensichtlich eine schwere Nacht vor sich. Am frühen Morgen wurden sie von einem heftigen Stoß geweckt: mehrere von ihnen fielen aus den Betten, und einen Augenblick sah es nach Panik aus. Das Schiff hatte offenbar eine große Eisscholle gerammt. Sie lagen lange still in der Dunkelheit und lauschten den Geräuschen und Kommandos draußen. Aber bald liefen die Schiffsmotoren wieder, und sie konnten wieder schlafen. Von den Wachen sahen sie nicht viel.*

*Als der Morgen kam, erlaubte man ihnen, in kleinen Gruppen an Deck zu gehen, um zu rauchen. Sie sprachen weiter über ihre Zukunft, saßen in flüsternden kleinen Gruppen unter Deck. Zu essen hatten sie noch genug, sie waren in Schweden reichlich versorgt worden, und die Lebensmittel waren nur zum Teil von den Russen beschlagnahmt worden. Die Internierten konnten nichts anderes tun als warten. Sie versuchten den Kurs zu berechnen, zunächst glaubten sie, das Schiff liefe auf Leningrad zu, aber später wurde klar, dass der Kurs östlicher war. Es kam die zweite Nacht, das Meer war jetzt ruhig, früh am Morgen war die Küste von Lettland zu sehen. Sie liefen in den Hafen von Liepaja ein. Es war der 27. Januar 1946. Man befahl ihnen, unter Deck zu bleiben. Erst am Nachmittag durften sie von Board*

*gehen. Zunächst rief man sie an Deck, wo sie gezählt und kontrolliert wurden, dann brachte man sie an Land, wo sie eine weitere Kontrolle über sich ergehen lassen mussten.*

*Der Hafen war voller Menschen, meist Soldaten und Wachmannschaften, und die Internierten sahen sofort, dass sie großes Aufsehen erregten. Die Beloostrov lag an der Kai-mauer. Sie sah hier kleiner aus als in Trelleborg. Die Wachen hatten Maschinenpistolen, die Gruppe stellte sich in zwei Reihen auf, und dann wurde der Abmarsch befohlen. “*

(11) Enquist 2011



## Ergänzende Informationen

### **53 Deutsche Gemeinde in Göteborg; Blutiger Freitag von Backamo**

Die Soldaten, für die eine Auslieferung an die Sowjetunion gleichbedeutend mit dem sicheren Tod war, traten in den Hungerstreik, einige brachten sich schwere körperliche Schäden bei in der Hoffnung, so dem Schicksal der Auslieferung zu entgehen, andere versuchten sich das Leben zu nehmen, einige versteckten sich; nur wenigen gelang die Flucht. Der 30. November 1945 ging als „Blutiger Freitag von Backamo“ in die Geschichte ein.

Während der dramatischen Ereignisse rund um die Auslieferung wich Hermann Kiesow nicht von der Seite der Soldaten, sprach Mut zu, tröstete, spendete Hoffnung, nahm persönliche Habseligkeiten der Männer in Gewahrsam, leitete Briefe an die Angehörigen in Deutschland weiter. Im Dezember und Januar besuchte er die, die wegen ihrer Verletzungen nicht ausgeliefert werden konnten, in den Krankenhäusern, feierte an mehreren Orten Weihnachtsgottesdienste. Als Anerkennung für seinen unermüdlichen Einsatz schenkten einige Internierte ihm ein Eisenkreuz, das er zeitlebens trug.

<https://www.svenskakyrkan.se/tyska/ein-schrei-nach-hilfe->,  
abgerufen am 22.01.2024

### **54 Flucht aus dem Kurlandkessel**

Während der ersten beiden Wochen im Mai, kurz vor Kriegsende bzw. nach der Kapitulation kamen etwa 3000 deutsche Soldaten nach Schweden. Sie kamen aus den baltischen Staaten, vor allem aus dem Kurlandkessel in Lettland. Die Soldaten flüchteten von Kurland mit Fischkuttern, Schleppern, Vorpostenbooten und was sich über Wasser halten konnte, über die Ostsee an die Ostküste Gotlands. Sie wurden in verschiedenen Lagern in Schweden interniert.

Auf Drängen der Sowjetunion, verbunden mit der Hoffnung Schwedens auf bessere wirtschaftliche Beziehungen zum sowjetischen Nachbarn, willigte das "neutrale" Land ein, die geflüchteten Soldaten der Sowjetunion unter Außerachtlassung aller humanitären Gesichtspunkte wieder zu übergeben.

Im November teilte die schwedische Regierung mit, dass alle Flüchtlinge an die Russen ausgeliefert werden sollten. Auch der Widerstand der Internierten (es befanden sich auch lettische freiwillige Wehrmatsangehörige darunter) änderte nichts daran. Es kam zu Hungerstreiks, Verstümmelungen und Selbstmorden unter den Gefangenen. Die Transporte in Richtung Sowjetunion erfolgten zwischen Ende Dezember 1945 und Ende Januar 1946. Der Protest verzögerte die Auslieferung bis in den Januar 1946 hinein. Die letzten verbliebenen Internierten wurden am 25. Januar 1946 an die Sowjetunion ausgeliefert. Das Schiff, mit dem sie abtransportiert wurden, hieß Beloostrov. Die Zeit in Schweden umfasste insgesamt 8 Monate. Etwa 1200 dieser Männer kamen nicht mehr nach Hause.

(11) Enquist 2011





## Kriegsgefangenschaft

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

Reisen, er ist immer gerne unterwegs. Reisen nach Sprachgrenzen. Ohne Sprachkenntnisse keine Verständigung. Das wäre undenkbar.

Seine erste Reise in den frühen 50iger Jahren unternahm er mit dem Fahrrad. Er fuhr von Bremen nach Oberbayern, ohne Gangschaltung. Die Sommerferien waren lang genug. Dort besuchte er seinen Kameraden, mit dem er in Schweden und Kurland interniert war. Der Kamerad war erst 1949 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt. Auf seinem Bauernhof war er willkommen. Mit ihm bleibt er zeitlebens in Kontakt. Später hatte der Kamerad drei Ferienwohnungen auf seinem Hof eingerichtet. Ferien auf dem Bauernhof, ein gutes Geschäftsmodell. Von irgendwas musste man leben.

Sein letzter Besuch in Bayern mit Frau und Tochter Mitte der 70iger Jahre. Der Hof wurde von drei Gantern bewacht. Die gingen auf jeden Fremden los. Auch auf die Feriengäste. Plusterten sich auf, spreizten die Flügel und rannten laut schnatternd in Dreier-Formation auf die Eindringlinge los. Nur der Kamerad konnte sie bändigen. Die Tiere liebten ihren Herrn. Sie ließen sich von ihm auf den Arm nehmen und streicheln. Die Ganter bewachten die Scheune. „Besser als jeder Hund“, sagte der Kamerad. Einmal nahm ihn der Kamerad mit in die Scheune. Seine Tochter durfte er mitbringen, seine Frau nicht. Die Scheune war unterkellert. Über der Falltür, die nach unten führte, Strohauslage, darüber schweres Gerät. Im Keller Devotionalien der Wehrmacht und Waf-

fen-SS, Hitlers Konterfei im Rahmen auf einem Strohhallen, die Reichskriegsflagge an der Wand. Dort hielt der Kamerad regelmäßig Treffen mit Gleichgesinnten ab.

Er (ver)urteilte nicht. Der Kamerad war ein guter Kamerad gewesen. Der Eine vertraute dem Anderen. Seine Tochter verstand nicht, worum es ging. Er klärte sie nicht auf. Nur Dine erzählte er von dem Keller. Sie fand beides, Kamerad und Scheune, dubios. Sie fürchtete sich vor dem Fanatismus und der Uneinsichtigkeit ihrer Mitmenschen. Aber auch sie schwieg.

Er erinnert sich, wie er im Januar 1946 wieder kurländischen Boden betrat, diesmal als Kriegsgefangener der Russen.

*„Sie marschierten zum Lager. Das Kriegsgefangenenlager Libau Hafen lag neben einer Zuckerfabrik. In diesem Lager befanden sich bereits einige tausend deutsche Soldaten. Sie wurden in einen Vorhof gebracht, danach in eine Baracke, in der man sie entlauste, ihnen die Haare schnitt und sie badete, und schließlich wurden sie zu ihren Unterkünften geführt.*

*Dort traten sie an. Ein NKWD-Offizier hielt eine Ansprache. Er stellte kurz fest, dass sie jetzt Kriegsgefangene seien.*

*Das meiste der aus Schweden mitgebrachten Lebensmittel war noch da, und die Internierten durften wenigstens Teile davon für den eigenen Gebrauch behalten. Im Übrigen bestand das Essen aus 670 Gramm Brot sowie einer Mehlsuppe, von der es dreimal am Tag eine Portion gab. In den Baracken befanden sich 3 Pritschen übereinander, und das Gedränge war groß. Die Deutschen wurden gezwungen, außerhalb des Lagers zu arbeiten. Die Verhältnisse im Lager waren nicht gut, aber erträglich. Trotz Entlausung gab es viele Läuse.“*

(11) Enquist 2011

Einige Zeit später wurde er in das Zentrallager in Libau verlegt. Die Offiziere brachte man getrennt von den Mannschaften unter. Er wurde zu Arbeitseinsätzen in einer Textilfabrik gezwungen. In seiner freien Zeit lernte er russisch. Die Gefangenen, die sich mit den Wachhabenden in deren Muttersprache verständigen konnten, wurden besser behandelt und bekamen manchmal auch größere Essensrationen zugeteilt. Der Kamerad aus Oberbayern war ein guter Organisierer<sup>55</sup>. Er beschaffte für sich und das Arbeitskommando zusätzliche Lebensmittel.

1953 schrieb er an die Gemeinde der Christinenkirche Göteborg:

*„Hoher Stacheldraht umgibt die grauen niedrigen Baracken des russischen Gefangenenlagers. Müde Gestalten in abgerissenen Uniformen<sup>56</sup> kehren von ihrer Arbeitsstelle zurück. Grau ihre Kleidung, grau ihre Gesichter, grau und hoffnungsleer ihre Seelen. Ein Kamerad kommt ihnen entgegen. „Es ist Post aus Schweden angekommen! - Man denkt an uns; unsere Freunde in Göteborg und im übrigen Schweden haben uns nicht vergessen! Sie haben uns ihre Grüße geschickt, kümmern sich um unser Schicksal in der Gefangenschaft. Und nicht nur das. Sie sammeln drüben und schicken Gabenpakete an unsere Angehörigen in Deutschland!“ Da heben sich die grauen Gesichter, die Haltung strafft sich, die Augen leuchten wieder. „Ja, unsere Freunde in Schweden!“, und viele dankbare Gedanken fliegen hinüber über die Ostsee.“*

(12) Schmidt 1953

Durch die Arbeitseinsätze in der Fabrik, verschlechterte sich der Zustand seines verletzten rechten Oberarms stetig. Er bereitete ihm immer größere Probleme, bald konnte er ihn kaum mehr bewegen und er hatte ständig starke Schmerzen. Mehrere Knochensplitter hatten sich gelöst, die zu einer Art Osteomyelitis<sup>57</sup> führten. Infolgedessen wurde er Mitte Mai 1947 in das Kriegsgefangenen-Lazarett in Libau eingeliefert und dort operiert. In diesem Lazarett blieb er 14 Tage. Weil sich der Zustand seines Armes nicht besserte, wurde er Anfang Juni in ein Zentral- Kriegsgefangenen-Lazarett in

Riga überführt und dort nochmals zweimal operiert. Der Operateur in Riga war ein ehemaliger deutscher Sanitätsoffizier.

Kurz nach den Operationen schickten sie ihn wieder zurück in das Zentrallager in Libau. Wieder musste er in der Textilfabrik arbeiten. Dadurch konnte die Osteomyelitis nicht ausheilen. Die Schmerzen im rechten Arm ließen nicht nach. Für den Arbeitseinsatz war er nicht mehr geeignet. Im September 1947 durfte er endlich nach Deutschland zurückkehren. Am 23. September traf er im Bundesgebiet ein und am 24. September 1947 wurde er von den Russen als Invalide aus dem Gewahrsam entlassen.

Wenn man ihn gefragt hätte, wie es in den Lagern war, dann könnte er nur eine Antwort geben: Nein, das würde keiner verstehen, der es nicht selbst erlebt hat. Es wäre schwer zu erklären. Er könnte alles beschreiben, wie sie lebten, was sie aßen, wie sie arbeiteten, was sie in ihrer Freizeit machten. Aber der Fragende würde dennoch nichts verstehen. Und so wäre es mit allem, was er in der Zeit zwischen Juli 1940 und September 1947 erlebt hatte.

### **55 Kriegsgefangenschaft – Zeugenbericht aus einem Lager in Estland**

Unsere Beurteilungsmaßstäbe waren oft persönlich auf irgendwelche Ereignisse bezogen, die wir seit unserer Gefangennahme erlebt hatten. Fast immer waren das negative Eindrücke, also konnte unser Weltbild nicht positiv sein. Diese Auffassung wurde dann auch noch durch das schlechte Verhalten der russischen Soldaten und Offiziere gefestigt. Nirgendwo in der Welt werden Kriegsgefangene, die schlecht ernährt und behandelt werden, gute Arbeit verrichten. Nirgendwo in der Welt wird eine Bevölkerung, die unterdrückt wird, ihre Okkupanten akzeptieren, gut für sie arbeiten, wenn ganze Gruppen von ihnen nach Sibirien deportiert und durch russische Völker ersetzt werden. Sobald wir nur mit einem estnischen Zivilisten sprechen konnten, berichteten diese von den Repressionen, die im ganzen Lande durch die Russen stattfanden, auch in Lettland und Litauen.

Viele deutsche Kriegsgefangene verdanken den Esten, dass sie einigermaßen gesund wieder nach Hause zurückgekommen sind. Bei unseren täglichen Märschen vom Lager zu den Arbeitskommandos und wieder zurück ins Lager, konnten wir die spürbare Anteilnahme der Esten an uns miterleben. Obwohl streng verboten, standen sie hinter den Fenstern ihrer Wohnungen und winkten uns verstohlen freundlich zu. Man fühlte, oder bildete sich ein, dass sie sich mit uns in etwa solidarisch fühlten. Wäre dieser Eindruck nicht gewesen, hätte es in Estland kaum Organisierer gegeben.

Einige Kriegsgefangene fassten - nicht zuletzt des Erfolges anderer Organisierer wegen - Mut, es einmal selbst zu versuchen, für sich und das Arbeitskommando zusätzlich Brot und/oder andere Lebensmittel zu beschaffen.

Wie geht nun das Organisieren praktisch vor sich: nachdem man mit den russischen Wachposten über den Fortgang und die Rückkehrzeit geeinigt hatte, war der Weg in die Stadt frei. Man muss sich das so vorstellen: Da steht man in dieser Stadt vor der Tür eines Hauses oder vor einer Wohnung und sagt, dass man ein Deutscher ist, derzeit russischer Kriegsgefangener, und ob man nicht ein Stück Brot für uns erübrigen könnte.

Immer gaben sie ein Stück Brot oder andere Lebensmittel für uns Kriegsgefangene mit. Hatten sie einmal nicht genügend Vorrat im Hause, gaben sie auch schon mal ein paar Rubel. Fast nie ging man

ohne eine Gabe davon. In unserem Lager gab es vielleicht ein Dutzend Organisierer. Sie verteilten sich auf mehrere kleinere Arbeitskommandos.

Im Sommer 1947 erzählten mir die Esten, dass eine zwangsweise Kolchosivierung begonnen hatte, die die Vernichtung des freien estnischen Bauerntums bedeutete. Der Widerstand der Bauern wurde durch weitere Deportationen mit Gewalt durchgedrückt. Im Mai 1947 erfuhren wir, dass viele Esten, ganze Familien, nach Sibirien deportiert wurden. Sie mussten innerhalb einer Stunde ihre Wohnung, ihr Haus aufgeben, nur wenig Handgepäck wurde ihnen zum Mitnehmen gestattet, dann einen offenen LKW besteigen, unter scharfer Bewachung versteht sich, der sie dann zum Bahnhof fuhr. Dort wurden die Männer von den Frauen und Kindern getrennt, und in geschlossene Güterwaggons eingeladen. Vorher hatte man noch ihre wenige Habe gefilzt, und viele Gegenstände zurückgehalten. Alte Männer, Frauen und Kinder mussten dann in sibirischen Dörfern in Kolchosen, Fabriken oder im Straßenbau arbeiten, manche sogar in Bergwerken unter Tage. Die arbeitsfähigen Männer kamen in nordrussische oder sibirische Zwangsarbeitslager.

Brähler

<http://www.ausmeinerzeit.de>; abgerufen am 10. Februar 2022; W. Brähler;  
Kriegsgefangenschaft in Russland

## **56 Bekleidung in Kriegsgefangenschaft**

Für viele von ihnen gab es mit der Zeit erhebliche Probleme mit der Bekleidung und mit dem Schuhwerk. Hatte man ihnen bereits bei der Gefangennahme ihre Stiefel abgenommen, und diese durch sehr schlechtes Schuhwerk - manchmal sogar durch Halbschuhe von Zivilisten - ausgetauscht, gingen nunmehr auch ihre Uniformen durch Verschleiß entzwei. Uniformhemden, -hosen und -jacken lösten sich zunehmend auf. Als Ersatzschuhe bekamen sie jetzt ein primitives russisches Eigenfabrikat, das aus einer zwei cm dicken Holzsohle bestand und als Oberteil mit Leinentuch bespannt war. Bei den täglichen An- und Abmärschen zu den Arbeitskommandos, die meistens über sehr schlechtes Kopfsteinpflaster ging, war die Lebensdauer dieser Schuhe äußerst begrenzt.

Brähler

<http://www.ausmeinerzeit.de>; abgerufen am 10. Februar 2022; W. Brähler;  
Kriegsgefangenschaft in Russland

## **57 Osteomyelitis**

Die Osteomyelitis ist eine durch Erreger bedingte Infektion des Knochens. Häufigste Erreger sind Bakterien, welche meist über Wunden, beispielsweise offene Brüche oder Operationswunden, in den Körper eindringen. Aber auch das Einbringen von Fremdkörpern, beispielsweise Endoprothesen (oder Eisensplitter von Granaten) können zur Entstehung einer Knocheninfektion führen.

Bis zur Wiederherstellung stabiler Verhältnisse von Knochen und Gelenken sowie des umgebenden Weichteilgewebes (Muskel und Haut) sind meist mehrfache Operationen im Verlauf von vielen Wochen nötig.

Walter, Kemmerer, Kappler, Hoffmann  
Walter G, Kemmerer M, Kappler C, Hoffmann R, Behandlungsalgorithmen der  
chronischen Osteomyelitis Dtsch Arztebl Int 2012; 109(14): 257–64





## Heimkehr

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

**S**oeben ist er aufgewacht. Draußen ist es hell, aber nicht sonnig. Ist es Vormittag oder bereits Nachmittag? Er weiß es nicht. Es ist kein Besucher da. Der Fernseher ist ausgeschaltet. Auf der Straße rauschen die Fahrzeuge vorbei. Er ist in Bremen.

Bremen, die norddeutsche Hansestadt an der Weser. Schifffahrt, Werften, die hanseatischen Gebäude auf dem Marktplatz, das Rathaus, indem von der Decke des Oberen Rathaussaals Schiffsmodele hängen. Der Bremer Roland, eine riesige Steinfigur und Symbol für die Handelsfreiheit. Der Bremer Dom, die Tabak- und Baumwollbörse, die Böttcherstraße, der Schnoor und die Bremer Stadtmusikanten. Der Bürgerpark und das Weserwehr. Das fällt ihm spontan zu Bremen ein.

Er durfte heimkehren – heim, aber wohin?

Heimatort – es gab keinen. Auch kein elterliches Wohnhaus, weder ein verlassenes noch ein zerstörtes, in das er zurückkehren konnte. Seine Eltern waren im Februar 1945 aus Glogau geflohen und lebten nun in Naumburg (Saale), in der sowjetischen Besatzungszone. Der aus Erfahrung zu befürchtenden Willkür und Gewaltherrschaft dieser Besatzung wollte er sich nicht aussetzen, deshalb ließ er sich in den Westen Deutschlands nach Bremen entlassen. Bremen war im September 1947 der amerikanischen Besatzungszone zugeordnet. So stand er eines Tages als mittelloser Heimkehrer in das verwüstete Deutschland in Bremen vor der Tür entfernter Verwandter.

1953 schrieb er an die Gemeinde der Christinenkirche Göteborg:

*„Eines Tages schlug auch meine Stunde und ich durfte nach Deutschland zurückkehren. Schwer war die erste Zeit in der Heimat. Krank und mittellos, ohne Kleidung und Hoffnung stand ich da. Da erfuhr ich erneut Ihre Hilfe. Und es war nicht nur die materielle Hilfe, noch viel wichtiger war das Gefühl: „Du bist nicht allein in deiner Not, es gibt noch Menschen, die an dich denken, an deinem Ergehen Anteil nehmen und dir helfen wollen.“*

(12) Schmidt 1953

Wie sollte es nach dem Überleben weitergehen, ohne Berufsausbildung, in einer fremden zerstörten Stadt? Acht Jahre waren seit seinem Abitur vergangen. Acht Jahre Krieg, Zerstörung, Leid, Tod, Schmerzen, Hunger, Vertreibung und Gefangenschaft. Seine besten Lebensjahre sinnlos vergeudet. Wie konnte er Geld verdienen? An seinen Wunsch, zur See zu fahren, dachte er längst nicht mehr. Seefahrt war mit seinem verletzten rechten Arm nicht möglich. Zudem konnte er sich ein weiteres Leben in einer reinen Männergesellschaft nicht vorstellen.

Nach dem Krieg fehlten Deutschland die Lehrer an allen Schulen. Die Ausbildung zum Volksschullehrer dauerte nur vier Semester und die Studierenden an der Pädagogischen Hochschule in Bremen<sup>58</sup> erhielten von der Stadt ein Studiengeld. Nur sein Abiturzeugnis hatten die Eltern auf ihrer Flucht retten können. Alle anderen Zeugnisse sowie seine Geburtsurkunde gingen auf der Flucht verloren. Im Winter bewarb er sich um Zulassung zum Studium an der Pädagogischen Hochschule. Amtlich dokumentierte neun Jahre und elf Tage nach seinem Abitur nahm er im Sommersemester 1948 sein Studium auf.

Nach Abschluss seines Studiums wurde er an einer Grundschule in der Bremer Neustadt als Lehrer eingestellt. Er zog bei seinen Verwandten aus und fand ein Zimmer zur Untermiete. Er lebte allein, still und zurückgezogen. Er konnte sich aushalten, er musste

sich aushalten. Und wenn er sich nicht aushalten konnte, wenn die Gedanken kreisten, dann tröstete er sich mit Schokolade.

*„Das lernt man im Krieg: auf sich gestellt sein, auch wenn man von Kameraden umgeben ist. Vielleicht bin ich bis heute deswegen sogar gern allein. Ich brauchte keine Belustigung von außen.“*

(9) Schönbeck 2022

Seine Eltern traf er erst im Herbst 1948 wieder. Vier Jahre waren vergangen, seitdem sie sich zuletzt gesehen hatten. Er fand sie in ärmlichen Verhältnissen vor. Auf der Flucht hatten sie fast alles zurücklassen müssen. Nur das Notwendigste konnten sie retten. Die Flucht und die schlechte Versorgungslage hatten Spuren bei ihnen hinterlassen. Sie sahen alt und erschöpft aus. Während seine Eltern in Ostdeutschland blieben, war Onkel Karl mit seiner Familie von Lowinneck nach Lübeck geflohen. Die Familie des Onkels war die einzige Verwandtschaft, die er regelmäßig, ungefähr einmal im Jahr besuchte. In der Wirtschaftswunderzeit<sup>59</sup> und den darauffolgenden Jahren waren die Geburtstagsfeiern bei Tante Hedwig sehr opulent. Die Tische bogen sich im wörtlichen Sinne. Man traf sich bereits am Vormittag und begann die Feier mit einem Aperitif. Dann folgte Mahlzeit auf Mahlzeit, praktisch ohne Pause. Nach dem mehrgängigen Mittagessen mit süßem Nachtsch, gab es ein großes Kuchenbuffet mit Lübecker Marzipantorte. Manchmal unternahmen sie nach dem Kaffeetrinken einen kurzen Spaziergang, um dann das warme Abendessen zu genießen.

Während der Schulferien unternahm er viele Reisen. Erst mit dem Fahrrad, später mit dem Motorrad, und noch später mit einem NSU-Prinz. Fahren, fahren, fahren, auch an den Wochenenden. Die Ausflüge lenkten ihn ab. Kurzfristig konnte er so seine Ängste verdrängen. Die Ängste, die ihn nicht loslassen wollen. Er besuchte seinen Klassenkameraden Bernhard in Holzminden, der inzwischen verheiratet war, vier Kinder hatte und als Gymnasiallehrer für Mathematik, Physik und Chemie arbeitete. Bern-

hard machte sich zunehmend Sorgen um ihn. Zu einsam, zu zurückgezogen lebte er in Bremen. Allein, allein. Dabei wünschte er sich eine Familie.

Immer mehr igelte er sich ein. Er lebte in ständiger Unsicherheit. Angstschübe, Angstschweiß, Schlaflosigkeit und Zwänge bedrängten ihn. Selbst über Banalitäten grübelte er stundenlang nach. Er nahm stark zu und ging auf wie ein Pfannkuchen. Sein Zustand blieb seinen Kollegen an der Schule nicht verborgen. Letztlich riet ihm sein Schulleiter, der ihn persönlich sehr schätzte, zu einer Psychotherapie. Er kannte einen Fachmann, der Erfahrung mit der Behandlung von traumatisierten Soldaten hatte. Da nichts dauerhaft gegen seine Ängste half, rang er sich schließlich dazu durch, es mit einer Therapie zu versuchen. Er nahm Kontakt zu dem Therapeuten auf und begann eine regelmäßige Behandlung. Seitdem versucht er, sich seinen Ängsten zu stellen und sie zu überwinden.

## Ergänzende Informationen

### 58 Pädagogische Hochschule Bremen

Nach dem Zweiten Weltkrieg fehlten Lehrer an allen Schulen. Anstelle eines Lehrerseminars wurde ab Dezember 1945 übergangsweise ein Pädagogisches Seminar in der Schule an der Vegesacker Straße eingerichtet, das bis 1949 bestand. Hier fand in zwei bis drei Semestern die Lehrerausbildung statt.

Nach dem Krieg bestand in Bremen das Bedürfnis eine Pädagogische Hochschule zu gründen, um das provisorische Pädagogische Seminar durch eine „Normalausbildung“ abzulösen. Im Sommer 1947 nahm die neu gegründete Pädagogische Hochschule Bremen (PH) zuerst in der Schule an der Vegesacker Straße in Bremen-Walle ihren Betrieb auf. Kurz darauf konnte sie noch 1947 auch mit einer provisorischen Lehrtätigkeit im ehemaligen Lyzeum des Westens, Lange Reihe Nr. 81 in Walle beginnen. 1949 gab es 150 Studierende an der PH, die von 12 Pädagogen unterrichtet wurden.

Schwarzwälder 2003, Klink und Vogt (Hrsg.) 1967  
Herbert Schwarzwälder: Das Große Bremen-Lexikon. 2.,  
aktualisierte, überarbeitete und erweiterte Auflage.  
Edition Temmen, Bremen 2003, ISBN 3-86108-693-X;  
Job-Günter Klink und Heinrich Vogt (Hrsg.):  
Schulwirklichkeit und Erziehungswissenschaft. 20 Jahre  
Pädagogische Hochschule Bremen. Hans Krohn Verlag, Bremen 1967

### 59 Wirtschaftswunderzeit

#### Der Traum vom guten Leben

Die 1950er gehen in die Geschichte der Bundesrepublik ein als das Jahrzehnt des Wirtschaftswunders. Es wird bis zur Bergbaukrise Anfang der 1960er-Jahre dauern. Die Weichen hat Ludwig Erhard gestellt, Vordenker der Währungsreform und erster Wirtschaftsminister der Bundesrepublik. "Soziale Marktwirtschaft" heißt die neue Wirtschaftsordnung. "Wohlstand für alle" – so der Slogan der CDU vor der Bundestagswahl 1957 – soll diese Wirtschaftsform bringen. Jeder, der etwas leistet, soll sich auch etwas leisten können.

Die Förderung der Industrie steht am Anfang des wirtschaftlichen Aufschwungs. Als Basis und Energielieferanten werden Bergbau und Stahlindustrie aufgebaut, später gewinnen Maschinenbau, Chemie und Elektroindustrie an Bedeutung. Die Produktion von Konsumgü-

tern für den privaten Bedarf spielt allerdings in der ersten Hälfte der 1950er-Jahre keine große Rolle. Auch die Löhne wachsen zunächst nur langsam, die Gewinne der Unternehmen fließen in den weiteren Ausbau. Dass sich die Bundesrepublik so schnell von den Kriegsfolgen erholt, verdankt sie vor allem der Unterstützung der westlichen Alliierten. Im "Kalten Krieg" benötigen diese einen starken Bündnispartner an der Nahtstelle der Blöcke. Statt weitere Demontagen hinzunehmen, profitiert die Bundesrepublik vom "Marshallplan", der Aufbauhilfe der USA für die kriegszerstörten europäischen Länder.

### **Vollbeschäftigung**

In den Jahren 1950 bis 1963 nimmt die Industrieproduktion real um 185 Prozent zu. Es gibt genügend Arbeitskräfte, die zahlreichen Vertriebenen und Flüchtlinge können beim Aufbau der Wirtschaft gut eingesetzt werden. Frauen allerdings, die am Ende des Krieges und in den ersten Jahren danach in vielen Bereichen der Wirtschaft arbeiteten, werden wieder nach Haus geschickt. Das Frauen- und Familienbild der Adenauer-Regierung sieht eine Berufstätigkeit von Frauen nur bis zur Eheschließung vor.

Ende der 1950er-Jahre mangelt es sogar an Arbeitskräften. Unternehmer beginnen, ausländische Arbeitskräfte einzustellen. 1955 wird das erste Anwerbeabkommen mit Italien unterzeichnet, ab 1960 folgen weitere Mittelmeerländer: Portugal, Spanien, Griechenland und die Türkei.

### **"Made in Germany"**

Der VW Käfer wird ein Symbol für das Wirtschaftswunder. Das millionste Exemplar rollt als vergoldetes Sondermodell 1955 im Werk Wolfsburg vom Band. Auch der Elektrobereich boomt: Waschmaschinen, Kühlschränke, Fernsehgeräte und Radioapparate sind Verkaufsschlager. Firmen wie Krupp, die durch Rüstungsproduktion im Zweiten Weltkrieg in Verruf gekommen waren, durch Bomben stark zerstört und nach Kriegsende demontiert wurden, erholen sich in den 1950er-Jahren.

Lokomotiven, Industrieanlagen, Maschinen und Motoren werden in alle Welt verkauft. Die Bundesrepublik als Industriestandort lockt viele Investoren aus dem Ausland an – der Außenhandel blüht. "Made in Germany" wird zum Qualitätsmerkmal für Exportgüter. Durch den Aufbau der Wirtschaft findet die Bundesrepublik auch wieder die Wertschätzung anderer Länder, zu denen das Verhältnis durch den Krieg zerrüttet war. Die Bundesdeutschen gewinnen einen neuen Nationalstolz, ohne dass eine ausführliche politische Auseinandersetzung über Krieg und Nationalsozialismus vorausgegangen wäre.

### **Konsum und Wohlstand**

Ab Mitte der 1950er-Jahre steigt auch die private Kaufkraft an, während die Lebenshaltungskosten stagnieren. Also bleibt mehr Geld übrig für den Konsum. Die Deutschen geraten in einen wahren Kaufrausch: Möbel, Autos, Reisen, Elektrogeräte. Ludwig Erhards Konzept vom "Wohlstand für alle" scheint aufzugehen. Die Massenfertigung von Konsumgütern verbilligt die Preise für ehemals unerschwingliche Dinge wie Radios, Fernseher oder Waschmaschinen. Die Bundesregierung unterstützt den Traum vom "Häuschen im Grünen" mit zinsgünstigen Baukrediten.

An dem wachsenden Wohlstand haben alle Anteil: auch die Arbeiter und – nach einer Rentenreform 1957 – die Alten. Soziale Sicherheit, Vollbeschäftigung – in den 1950er-Jahren bilden sich die Maßstäbe für eine Lebensqualität, die heute als selbstverständlich gilt.

Zwei Ausprägungen der Lust am Konsum sind die "Fresswelle" und die neue Reiselust. Während es nach dem Krieg zunächst vor allem darum ging, satt zu werden, futtern sich in den 1950er-Jahren viele Deutsche "Wohlstandsbäuche" an. Gute Butter, echter Bohnenkaffee – üppiges Essen ist gefragt.

Überhaupt das Reisen: In den 1950er-Jahren scheint für viele Bundesbürger der Urlaub wieder in den Bereich des Möglichen zurückzukehren. Anfangs besuchen die Bundesdeutschen vor allem Verwandte, später ziehen sie in Pensionen und Fremdenheime. Anfang der 1960er-Jahre fährt jeder dritte Deutsche einmal im Jahr in den Urlaub. Die Reiseziele liegen zunächst noch in der Nähe: die Nordseeküste, Mittelgebirge wie das Sauerland, der Schwarzwald oder Bayern. Und die Autobesitzer entdecken eine neue preiswerte Variante des Urlaubs: das Camping.

Hildegard Kriwet

[https://www.planet-wissen.de/geschichte/deutsche\\_geschichte/wirtschaftswunder/index.html](https://www.planet-wissen.de/geschichte/deutsche_geschichte/wirtschaftswunder/index.html);  
abgerufen am 25.01.2024





## Familie

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

Irgendwann klappte es, er konnte aus der Untermiete in die erste eigene Wohnung ziehen. Seine ehemalige Junggesellenbude lag in einem sehr beliebten Bremer Quartier mit vielen typischen Altbremer Häusern<sup>60</sup> aus der Jugendstilzeit. In diesem Quartier war nicht alles zu Schutt und Asche gebombt worden.

Die Wohnung, zwei Zimmer, Küche, Bad, war nach Kriegende nachträglich auf dem Dachboden eines größeren, um die Jahrhundertwende gebauten Mehrfamilienhauses, eingezogen worden. Das Dach war weder isoliert noch regendicht. Bei starken Niederschlägen stellte er zwei Eimer im Wohnzimmer auf, um das Wasser aufzufangen. Um in die Wohnung zu gelangen, mussten sie erst ein Stück über den Dachboden gehen. Dort hatte jeder Mieter einen Verschlag, mit einfachen Latten abgeteilt, der anstelle eines Kellers genutzt wurde. Auch Waschküche und Trockenraum befanden sich auf dem Dachboden, während im Halbsouterrain des Hauses die Wohnung des Hausmeisterehepaares lag.

Immer noch lebte er allein. Dann passierte das Unverhoffte. Er lernte Dine kennen. Auf einem seiner Wochenendausflüge im Frühjahr 1963 trafen sie sich zufällig auf einem Parkplatz im Tecklenburger Land. Sie war allein mit einem neuen grauen VW Käfer unterwegs. Sie kamen ins Gespräch und er bot an, ihr die Gegend und die Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Sie nahm sein Angebot tatsächlich an und zusammen führen sie durch die Landschaft und besichtigten die kleinen Orte. Eine Rheinländerin, die einen Kindergarten im Homberg leitete. Leicht fanden sie gemeinsame Ge-

sprächsthemen. Und sie blieben in Kontakt, sie schrieben sich regelmäßig und trafen sich an den Wochenenden. Sie wohnte mit ihrem Vater zusammen in Duisburg Ruhrort. Ihr Vater war Kapitän, hatte das Patent für die Binnenschiffahrt. Bald sprachen sie über ein mögliches gemeinsames Leben. Sie waren beide nicht mehr ganz jung.

6. / 7. 2 1964

*Liebe Dine!*

*Es ist schon spät, so gegen Mitternacht, eigentlich keine Zeit, um noch Briefe zu schreiben. Sicherlich liegst Du schon lange im Bett.*

*Hattest Du wieder einen anstrengenden Tag?*

*Neben mir liegt dein Geburtstagsbrief. Ich habe ihn schon wiederholt gelesen, auch eben wieder. Er tat mir gut. Du hast so eine nette, liebe Art zu schreiben, die in wenigen Worten alles Wesentliche und Liebe sagt. Ja, Du hast schon recht, es wäre schön, wenn unsere Herzen wieder zueinander fänden. In Gedanken wanderte ich wieder zurück zum letzten Wochenende. Ich sah Dich wieder vor mir, wie Du mir in Deiner Stube gegenüber saßest.*

*Einige Fragen blieben damals in der Luft hängen. So fragtest Du mich danach, ob ich verborgene Krankheiten hätte, die ich Dir bisher verschwiegen hätte. Nun, das ist nicht der Fall. Ich habe in meiner Jugend so die üblichen Kinderkrankheiten gehabt und im Kriege die vielen Verwundungen. Außerdem hatte ich im Kriege zwei epileptische Anfälle (wenigstens sahen sie so aus), habe aber seitdem nichts dergleichen mehr erlebt. Was mir aber zu schaffen macht und mir oft das Leben vergiftet, das ist meine große Angst, oder wie es der Fachmann nennt, meine Zwangsneurose. Davon habe ich Dir schon oft erzählt und ihre Auswirkungen bekommst Du leider auch zu spüren. Es gibt*

*im Alltagsleben eigentlich nichts, vor dem ich nicht einmal Angst gehabt hätte. Am schlimmsten ist es, wenn ich neuen, unbekanntem Situationen gegenüber stehe. Das führt dazu, dass ich mich oft nur schwer oder gar nicht entscheiden kann, eben aus Angst heraus, meine Entscheidung könnte falsch sein. Sie führt auch dazu, dass ich oft aus belanglosen Kleinigkeiten Staatsaktionen mache, sie unnötig aufbauschere. Oder ich fälle eine Entscheidung und bekomme es hinterher mit der Angst zu tun, ob das auch richtig war und zergrübele alles. Auch das erlebst Du nun leider mit. Hinzu kommt dabei noch, dass ich in eine Einsiedelei (aus Angst vor den Mitmenschen) und eine Ablehnung der Frauen (aus Angst vor ihnen, infolge schlechter Muttererlebnisse) geraten bin, die ich erst überwinden muss.*

*Du kannst Dir gut vorstellen, dass ich mir dadurch schon oft geschadet habe. Und ebenso ist sie, die Angst, nicht gleich von heute auf morgen abzubauen. Ich muss nur eben aufpassen, so weit mir das möglich ist, dass ich nicht das Ehe- und Familienleben unnötig belaste. Und ich hoffe ja auch, oder besser gesagt, ich wünsche es mir, dass ich mit einem lieben Menschen, der mich hinnimmt, wie ich nun einmal bin und mir in meinen Nöten hilft, einmal aus diesem Teufelskreis heraus finde und ihn allmählich überwinde. Diese Angstzustände sind fürchterlich, sei froh, dass Du das nicht kennst. Aber zunächst einmal ist meine Angst als Gegebenheit da und muss erst einmal hingenommen werden.*

7.2.1964

*Es war doch schon sehr spät geworden und ich musste deshalb aufhören.*

*Schade, dass Du mir nicht gegenüber sitzt, dann könnte ich Dich immer wieder zwischendurch küssen und außerdem fiele das ganze Geschreibe weg. Wie war der Tag heute für Dich? Ich war heute nach der Schule in der Stadt zum Ein-*

*kaufen. Diesmal habe ich einen preisgünstigen Schal gefunden. Gewiss gab es noch andere, die schöner waren, aber dafür auch gleich zwei-bis dreimal so viel kosteten. Bei der Gelegenheit kaufte ich mir noch einen billigen, dünnen grauen Wollschal. Nun bin ich mit Schals erst einmal eingedeckt. Übrigens passierte mir dabei in der Stadt wieder etwas, dass für mich typisch ist. In einer Schlachtereirei kaufte ich Verschiedenes und bezahlte es auch, vergaß aber dann, die Ware mitzunehmen und zog ohne sie los. Zu Hause erst merkte ich es. Ich war natürlich recht sauer darüber, aber was hilft es, ich musste halt noch einmal in die Stadt gehen, für meine Linie wohl ganz gut, aber für meine knappe Zeit...!*

*Ja, und nun wieder zu unserem Sofagespräch zurück. Am Abend kamst Du auf meine unentschlossene Haltung zu sprechen. Ja, Du hattest schon recht, ich müsste entschiedener sein. Auch das kam durch meine Angst. Zuerst hatte ich sie für meine übliche Reaktion gehalten, wurde dann aber unsicher, als sich das nicht legte, sondern steigerte und begann an mir und meiner Liebe zu zweifeln. So kam es dann zu ähnlichen Gedanken, wie Du sie am Abend aussprachst. Ich wollte ja gerne, dass unsere Ehe nicht scheitern würde und Du dadurch ins Unglück kämst. Aber ich hatte nicht den Mut, offen darüber zu sprechen. Ich wollte es vermeiden, den Eindruck zu erwecken, ich wollte Dich, wie man so schön sagt, sitzen lassen. Deshalb war ich ganz froh, dass Du zuerst davon sprachst. Das es dann fast so klang, als ob Du an eine Trennung dachtest, war wohl nicht beabsichtigt. Schockiert haben mich Deine Worte nicht, eher beunruhigt, decken sich Deine Gedankengänge weitgehend mit meinen. Ja, wir machen es uns schwer.*

*So, und nun Schluss mit dem Thema „Angst“. Sie ist nun leider einmal ein wesentliches Phänomen in meinem Leben, deshalb erwähnte ich sie noch einmal so ausführlich. Eigentlich war ich heute ein wenig enttäuscht. Ich er-*

*wartete nämlich Deinen angekündigten Brief über den Mittwoch. Du wolltest mir darin mitteilen, was Du erfahren und erreicht hattest. Aber vielleicht kommt er morgen, ansonsten erfahre ich es, wenn ich am Sonntag anrufe.*

*Was hast Du Dir für das Wochenende vorgenommen? Wird wieder intensiv gepackt? Für mich wird es auch sehr arbeitsreich werden. Heute habe ich einen Aufsatz schreiben lassen, den will ich am Sonntag durchsehen. Dazu kommt noch eine Heimatkundearbeit, die ich morgen schreiben lassen will. Ich muss sie nachher noch ausarbeiten. Außerdem muss ich auch noch an die Beurteilungen der Kinder denken, die in die Aufnahmeprüfung für die Gymnasien gehen. Bis jetzt sind schon zehn Kinder gemeldet worden, es werden aber wohl noch mehr werden. In den nächsten Wochen ist es bei mir mit dem bequemeren Leben vorbei. Ich muss noch eine ganze Reihe von Arbeiten schreiben lassen und mich auf die Zeugnisse stürzen.*

*So, nun muss ich aber schließen, damit mein Brief noch mitkommt. Ich wünsche Dir ein möglich angenehmes Wochenende und ein gutes Auskommen mit Deinem Vater und Deinem Bruder. Lass bitte mal wieder von Dir hören. Ich freue mich immer über einen Schrieb von Dir. Und was Du am Abend andeutetest, mit dem Zug, den man rechtzeitig nicht bestiegen hat, nun, das musst Du nun alleine wissen. Also noch einmal alles Gute und Liebe*

*1000 Küsse und 100.000 Umarmungen (wo sollen da bloß die Kräfte herkommen) und ein liebevolles Streicheln von Dir!*

*Es grüßt und küsst und drückt und streichelt und umarmt Dich herzlichst*

*Dein lieber Schatz (Mag Sie ihn noch?)*

(13) Schmidt 1964

Noch vor der Hochzeit begleitete Dine ihn zu einer Therapiesitzung. Sie versuchte zu verstehen, auf was sie sich einlassen musste, wenn sie ein gemeinsames Leben mit ihm führen wollte. Später musste sie sich eingestehen, dass sie seine Traumata und ihre Auswirkungen auf den gemeinsamen Alltag völlig unterschätzt hatte.

Sein Therapeut hatte ihnen dringend davon abgeraten, Kinder zu bekommen. Nach damaligem Wissensstand ging er davon aus, dass psychische Erkrankungen vererbbar seien. Dine und er waren sich einig, ihr Leben zu zweit, ohne Kinder zu leben. Ihr gemeinsamer Traum waren Reisen durch Europa mit einem VW-Bus. Im März 1964 heirateten sie. Erst im Herbst zog sie bei ihm in Bremen ein, nachdem die Nachfolge der Kindergartenleitung geregelt war.

Aus ihrem gemeinsamen Traum, mit einem VW-Bus durch Europa zu reisen, ist nichts geworden. Im Dezember wurde ihre Tochter geboren. Nur zwei kurze Monate waren ihnen zu zweit geblieben, um miteinander vertrauter zu werden. Zwei sich noch fremde Menschen, aus verschiedenen Welten, die kurz darauf bereits zu dritt waren.

Nach der Geburt ihrer Tochter teilten sich Mutter und Kind das Schlafzimmer. Er schlief auf der Couch im Wohnzimmer. Seinen Schreibtisch hatte er in eine Ecke der Küche gestellt. Dazu zwei einfache Regale, eins davon in Handarbeit im Werkunterricht selbst gebaut, auf dem sich meistens die Hefte seiner Schüler stapelten. Die Küche hatte einen steinernen Spültisch, über dem in größerer Höhe ein Wasserhahn angebracht war, aus dem nur kaltes Wasser kam. Zum Kochen benutzten sie einen einfachen Campingkocher mit zwei elektrischen Platten. Wenn man das einzige Küchenfenster, ein schräges Dachfenster, öffnete, sah man immer zuerst den Hut, der auf dem Dach lag und sich im Gitter der Regenrinne verfangen hatte. Ein schwarzer Kapotthut, in einer Silvesternacht in Sektklaune von Dine aus dem Fenster geworfen. Der Hut war von guter Qualität. Jahrelang blieb er auf dem Dach liegen, auch nachdem sie schon lange ausgezogen waren, und behielt Farbe und Form bei. Anfang der 70iger Jahre zogen sie in das Reihenhaus in der Torfsiedlung.

Ihre Tochter war noch keine drei Jahre alt, als seine Frau wieder eine Arbeitsstelle in einem Kindergarten annahm. Zu unsicher erschien ihr die Zukunft mit ihm. Sie befürchtete, dass er als Ernährer der Familie ausfallen könnte. Immer wieder sprach er über seine Angst, den Arbeitstag nicht bewältigen zu können. Sie bereitete sich darauf vor, eines Tages die Familie mit ihren Einkünften ernähren zu müssen. Nachdem ihre Tochter eingeschult worden war, nahm Dine eine Ganztagesstelle in einem Kindertagesheim an. Später konnte sie die Leitung des Kindertagesheims übernehmen.

Die Schulferienzeiten blieben Reisezeiten. Ihre Urlaubsziele waren die Ostsee, das Rheinland, um Dines Verwandtschaft und Freunde zu besuchen, die deutschen Mittelgebirge, wie Harz, Sauerland, Schwarzwald mit Ausflügen an den Bodensee und nach Zürich, Bayerischer Wald, Rothaargebirge und der Chiemsee. Eigentlich wollten sie verschiedene europäische Länder bereisen, eigentlich. Er reist aber nur in Länder, deren Sprache er beherrscht. Grundsätzlich. Er will sich immer verständigen können. Für den Notfall. Er beherrscht acht Sprachen. Trotzdem blieben die Reisen stets in der Sprach-Heimat. Einmal reisten sie nach Dänemark. Dänemark hatte er in den 50iger Jahren mit dem Motorrad bereist, und in Vorbereitung auf diese Reise hatte er Dänisch gelernt.

An ein Urlaubsritual erinnert er sich besonders gerne. Am ersten Urlaubstag suchten sie immer die örtliche Buchhandlung auf. Jedes Familienmitglied durfte sich drei Bücher oder Zeitschriften seiner Wahl aussuchen, ohne Zensur und Einspruchsrecht. Seine Tochter wählte gerne Comic Hefte aus: Donald Duck, Lucky Luke Tim und Struppi, Asterix oder Krimis von Manzoni.

Außerhalb der Schulferien unternahmen sie an den Wochenenden regelmäßig Ausflüge in die nähere Umgebung. Die weitere Umgebung, wie Lübeck oder die Dammer Berge, war Dine meist zu fern. Länger als eine Stunde Fahrtzeit bis zum Ziel akzeptierte sie selten. An die guten Tage mit gemeinsamen Ausflügen, erinnert er sich am liebsten.

- Großer Bullensee

Jeden Sommer bei schönem Wetter an den Wochenenden zum Großen Bullensee fahren. Mit Picknickkorb, Liegen und Sichtschutzmatte eine kleine Bucht mit seiner Familie belegen. Baden im Moorsee, in dem braunen weichen Wasser. Manchmal die fettigen Fritten aus der weißen spitzen Papiertüte essen, die der Kiosk anbietet.

- Sottrum

Wanderungen im ehemaligen Wanderdünengebiet, das nicht direkt am Meer liegt. Binnendünen, die der Lehrerin seiner Tochter nicht bekannt waren. Die Lehrerin kannte nur Dünen am Meer. Die Tochter war entrüstet, dass die Lehrerin ihr keinen Glauben schenkte, als sie davon erzählte. Oft kann man dort Rehe am Waldrand grasen sehen. Nach der Wanderung Einkehr im Fährhof zu Kaffee und Kuchen.

- Vegesack/Lemwerder

Spazieren an der Weser mit Blick auf die Werften. Bootswerften auch für Segelyachten. Im kleinen Städtchen das Hosengeschäft mit der freundlichen Verkäuferin. Hier kauften sie gerne ein. Die passenden Größen waren immer vorrätig.

- Bremerhaven

Das Schifffahrtsmuseum – hier kann er Stunden verbringen. Nach dem Besuch im Museum geht es auf die Schiffe im Hafenbecken.

- Fischerhude<sup>61</sup>

Flaches, weites Land, Birken, Cafe Rilke, die Bredenau, norddeutsches Fachwerk, Bauernhöfe, Töpfereien, Kunstausstellungen.

- Worpswede

Bonze des Humors. Sie mögen die Skulptur von Hoetger. Über den Weyerberg. Das Eiscafé hat einen leckeren „Steinpilz“-Becher - ohne Eierlikör. Kunsthalle und das Keramikstudio von Ursula



Kohne. Seine Frau liebt beides, aber besonders die Töpferwaren aus diesem Studio. Sie benutzen das Teeservice als Alltagsgeschirr. Nie hat er ihre Begeisterung für Geschirr geteilt oder gar verstanden. Aber er hat sie gelassen. Er seine Briefmarken, sie ihr Geschirr. Geschirr und Handtaschen. Manchmal auch Hüte.

- Teufelsmoor

Torfkähne fahren von hier bis nach Bremen, um den Städtern das wichtige Heizmaterial zu liefern. Einmal ist die Hamme ganz zugefroren und die Tochter läuft kilometerweit Schlittschuh. Geschichten von Moorleichen gibt es zahlreiche. Fledermäuse auch. Das Moor sieht bei Worpswede harmlos aus.

- Wulsbüttel

Hier war seine Frau oft mit den Hortkindern im Schullandheim gewesen. Sandiger Boden, Kartoffelfelder, im Herbst Geruch des brennenden Kartoffelkrauts. Der Gasthof an der Hauptstraße.

- Dötlingen

Hier hatte das Gymnasium der Tochter ein Schullandheim. Spaziergänge an der Hunte, zu den Dötlinger Steingräbern und zur Glaner Braut<sup>62</sup>. Auch hier gemütliches Café im renovierten norddeutschen Gehöft.

- Bad Zwischenahn

Einmal im Jahr ums Zwischenahner Meer wandern und im Spieker einen Ostfriesentee trinken, mit Sahne und dicken Kluntjes.

- Dümmer (See) / Dammer Berge

Moor, Heide. Das Wasser ist ganz flach, man kann überall im See stehen. Er freute sich immer, wenn er Dine überreden konnte, mit ihm am Sonntag dorthin zu fahren.

- Lüneburger Heide

Jedes Jahr zur Heideblüte wandern sie von Niederhaverbeck auf den Wilseder Berg. Wegweiser nach Art von Grenzsteinen; Pfeile

und Ortsbezeichnungen mit weißer Farbe eingemeißelt. Entstanden ist die Erhebung (169 m) während der vorletzten Eiszeit. Es handelt sich dabei um einen Teil einer Endmoräne. Der Berg hat ein ausgedehntes Hochplateau und einen flachen Gipfel. Auf dem Gipfelplateau steht ein Gipfelstein.

- Spazierorte – stadtnah

Rhododendron-Park, Höpkens Ruh, Niederblockland, Oberblockland, Lankenauer Höft, Vegesack, Lesmona und Bürgerpark.

- Einkehrorte – stadtnah

Café im Rhododendron-Park, Landhaus Kuhsiel, Gartelmann's Gasthof, Landhaus Höpkens Ruh, Zur Schleuse, Meierei oder Café am Emmasee im Bürgerpark. Immer gehen sie erst spazieren, dann kehren sie ein. Wandern kann man es nicht nennen.

Orte, die auch im Gedächtnis bleiben.

- Posthausen

Der Dodenhof in Posthausen. Das große Kaufhaus im Grünen. Zum gemeinsamen Einkaufen fährt seine Frau am liebsten zu diesem Kaufhaus. Auch ihre Küche hat Dodenhof geliefert.

- Osterholz-Scharmbeck

Im Städtchen roch es immer besonders streng. Gestank in Gräben und in der Luft verursacht durch die Osterholzer Reiserwerke, die die Fabrik bei der Herstellung von Stärke verbreitete, bis man sie schloss.

## Ergänzende Informationen

### 60 Altbremer Haus

Wer durch die Wohngebiete der Stadt spaziert, dem fällt sofort auf: Irgendwas ist hier anders als in anderen deutschen Großstädten. Ähnlich wie in Großbritannien oder den Niederlanden wurden, einzigartig in Deutschland, die Viertel mit Reihenhäusern gebaut.

Damals, Mitte des 19. Jahrhunderts, fing es an: Die industrielle Entwicklung führte zu einem rasanten Wachstum der Städte, in Berlin oder Hamburg wurden Mietskasernen gebaut. In Bremen hat man sich entschieden, diese zu verbieten. Es wurden Reihenhäuser gebaut, die als Einfamilienhäuser konzipiert waren.

In Bremen wohnten um 1900 pro Haus nur 7,6 Personen, in Hamburg dagegen 23,3, in Breslau 40,7 und in Berlin sogar durchschnittlich 50 Personen. Erst die Zeit nach dem 2. Weltkrieg brachte entscheidenden Wandel. Dennoch lebt nahezu jede zweite Familie im Lande Bremen in einem Eigenheim oder einer Eigentumswohnung. Auf das sich im 19. Jahrh. entwickelnde Wohnen in großen Häusern, umgeben von Parks, z. B. an der Marcusallee oder in Oberneuland, bezog sich der alte Spruch, der die Angewohnheiten der Hansestädter vergleicht: "Die Lübecker trinken, die Hamburger essen und die Bremer wohnen über ihre Verhältnisse."

Das Bremer Haus, im Sprachgebrauch meist Altbremer Haus genannt, gibt es in großer Form für die reichen Kaufleute und Kapitäne und in kleiner Form für die Arbeiter und Handwerker. Der Stil der häufig wie Zuckerbäckerhäuschen anmutenden Bauten entwickelte sich über die Jahre vom Klassizismus über den Historismus hin zum Jugendstil.

Das Straßenniveau ist aus Hochwasserschutz-Gründen höher als das Gartenniveau. Jedes Haus steht direkt an der Straße, eine Hinterhofbebauung war früher verboten. Da das Straßenstück vom Eigentümer bezahlt werden musste, ist die Breite eher gering, das Haus streckt sich nach hinten. Ursprünglich hatten fast alle Häuser einen Vorgarten. Eine Glasveranda gab es erst später; daran erkennt man neuere Bauten, die meist weiter weg von der Altstadt stehen.

In der Regel gibt es ein Souterrain, das an der Straße halbhoch über dem Straßenniveau liegt, hinten aber die komplette Geschosshöhe zum Garten oder kleinen Hinterhof aufweist. Im Garten standen damals die Toilettenhäuschen, im Souterrain wohnte und arbeitete bei

vermögenden Eigentümern das Personal. Die Küche und Wirtschaftsräume befanden sich hier, heute sind im Souterrain oft komplette Wohnungen eingerichtet. Eine Treppe führt zum Hochparterre, das man durch einen Windfang betritt. Auf der einen Seite liegen hintereinander zwei große Räume, auf der anderen die Treppe und dahinter ein kleiner Raum, heutzutage oft die Küche. Der Aufbau in der ersten Etage ist identisch, über dem Windfang befindet sich ein weiterer kleiner Raum. Im Dachgeschoss gab es früher meist kleine Kammern. Heute sind die Bremer Häuser häufig in zwei Wohneinheiten aufgeteilt: Eine Partei bewohnt das Souterrain und das Hochparterre, die andere die erste Etage und das Dachgeschoss. Im Garten bzw. Hof findet man vereinzelt immer noch Schuppen, in denen früher Schweine und Hühner gehalten wurden.

Die Bauweise führt dazu, dass sich Bremen in der Fläche sehr ausdehnt, und die Bebauung nicht besonders hoch ist.

Ingrid Krause 2014

Bremer Lexikon, Werner Kloos und Reinhold Thiel,  
Verlag H.M. Hauschild GmbH, Bremen

<https://www.wfb-bremen.de/de/page/stories/standortmarketing/lebensqualitaet/einzigartig-das-bremer-haus>

## 61 Fischerhude

Nachdem sich 1908 Heinrich Breling und Wilhelm Heinrich Rohmeyer in Fischerhude niedergelassen hatten, entwickelte es sich zur Künstlerkolonie. Später folgten Otto Modersohn, Hans Buch, Clara Rilke-Westhoff (Ehefrau von Rainer Maria Rilke) sowie ihr Bruder, der Maler Helmuth Westhoff, der Komponist Karl Gerstberger und der Schriftsteller Diedrich Speckmann. Mit seiner Schwägerin, der Bildhauerin Amelie Breling, errichtete Jan Bontjes van Beek 1922 eine Keramikwerkstatt, die seit 1925 das Markenzeichen Fischerhuder Kunst-Keramik führte.

König, Busch, Gerkens

Johann-Günther König: Fischerhude. Die Geschichte eines Dorfes,  
Brockkamp Verlag, Bremen 1982, Hrsg.: Freundeskreis Fischerhude e. V., Jürgen  
Schultze [Hrsg.], Johann-Günther König, Günter Busch, Gerhard Gerkens: Künstler  
in Fischerhude, Brockkamp Verlag, Bremen 1984

## **62 Glaner Braut**

Die Glaner Braut ist ein neolithisches Ensemble von vier Megalithanlagen aus der Trichterbecherkultur. Die Bauwerke entstanden zwischen 3500 und 2800 v. Chr. Neolithische Monumente sind Ausdruck der Kultur und Ideologie jungsteinzeitlicher Gesellschaften. Das Ganggrab ist eine Bauform jungsteinzeitlicher Megalithanlagen, die aus einer Kammer und einem baulich abgesetzten, lateralen Gang besteht. Diese Form ist primär in Dänemark, Deutschland und Skandinavien, sowie vereinzelt in Frankreich und den Niederlanden zu finden.

Both, Eckert, Grosskopf

Frank Both, Jörg Eckert, Birgit Grosskopf: Urnengräber im Großsteingrab – Nachbestattungen in der „Glaner Braut“ II, Ldkr. Oldenburg, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 83 (2014) 69–86.



## Weihnachten

### Gedankentagebuch Hans-Joachim Schmidt

*Bremen, Dezember 1989*

Er hat die rote Ampel nicht gesehen. Dafür hat er keine Erklärung. Einen kurzen Moment war er unaufmerksam. Es krachte laut. Er ist in den Wagen der Frau gefahren. Die Ampel der Frau zeigte grünes Licht, sie hatte Vorfahrt. Nur Blechscha-den, beide blieben unverletzt, zum Glück. Er hat seinen Führer-schein abgegeben, freiwillig. Nie wieder will er einen Menschen gefährden. Der kleine Moment der Abwesenheit war nur ein Bote. Die Botschaft hat er nicht verstanden. Sein Freund Al-brecht schon, der hat ihn gewarnt: er solle sich um seine Gesund-heit kümmern, einen Arzt aufsuchen.

Nun fürchtet er den Verlust des Gedächtnisses – obwohl: Was er unbedingt vergessen will, vergisst er nicht. Neun Jahre und elf Tage. Für immer eingebannt. Die Namen seiner Frau und seiner Tochter hat er nie vergessen. Um sein Gedächtnis zu trainieren lernt er Schillers Ballade Die Bürgschaft auswendig. Alle Strophen.

*„Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich  
Möros, den Dolch im Gewande;  
Ihn schlugen die Häscher in Bande.  
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!“  
Entgegnet ihm finster der Wüterich.  
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“  
„Das sollst du am Kreuze bereuen.“*

Hingegen kann er sich nicht erinnern, wie er den „Gallischen Krieg“ ins Deutsche übersetzen könnte. Natürlich hat er das ein-

mal gewusst. Ohne Gedächtnis kein Wissen. Meyers Taschenlexikon in zwölf Bänden steht zu Hause im Wohnzimmerschrank. Immer wieder liest er dort nach, was ihn interessiert und an was er sich nicht mehr genau erinnern kann. Auch Skat klopfen fällt ihm schwer. Er hat die Regeln vergessen. Vorzeitiger Ruhestand, er kann seine Schüler nicht mehr unterrichten. Er verdummt! Jetzt sitzt er zu Hause.

Heute ist Dienstag. Heute kommt die Müllabfuhr. Er muss die Tonne rausstellen. Die Müllabfuhr kommt zeitig. Er ist gerade aufgestanden. Es ist schon hell oder noch hell. Er hat keine Zeit, um sich zu rasieren und anzuziehen. Die Tonne, er darf die Tonne nicht vergessen. Er hat den Bademantel über den Schlafanzug gezogen. In Puschen geht er die Haustreppe fünf Stufen abwärts, dann durch den Vorgarten bis zum Wohnweg. Von dort sind es fünfzig Meter bis zur Straße. Im, von der Straße aus gesehen, zweiten Haus auf der gegenüberliegenden Seite bewegen sich Gardinen vor dem Küchenfenster. Hier kann man nichts unbemerkt tun. Die Mülltonnen der Nachbarn stehen bereits oder noch am Straßenrand.

Rotklinkerhäuser. Sechzehn Reihenhäuser teilen sich einen Wohnweg. Acht auf jeder Seite. Ein Haus gleicht dem anderen. Sie wohnen in der Nummer 141. Sie passen nicht in diese Siedlung. Sie sind keine Siedlungsmenschen. 1970 haben sie das Haus von einem Kollegen gekauft und sind hier eingezogen. Die Wohnung war auf Dauer zu klein.

Im Bademantel steht er vor der Haustür. Die Haustür ist zugefallen, der Schlüssel steckt nicht im Schloss. Er hat vergessen, den Schlüssel mitzunehmen. Er klingelt. Seine Tochter öffnet die Tür. Warum er nachmittags im Bademantel draußen vor der Tür steht, möchte sie wissen. Entsetzen in ihrer Stimme. Er sagt, er wäre spazieren gegangen. Warum er das sagt, weiß er nicht.

Das Spiegelbild zeigt, dass sein rechter Mundwinkel leicht schief ist. Er sieht abgemagert aus. Sechzig Pfund hat er im Krankenhaus abgenommen.



Einmal in der Woche läuft er einen guten Kilometer bis zum kleinen Tabak- und Zeitschriftladen. Dort kauft er sich den Spiegel und Schokolade. Die Schokolade versteckt er in seinem Arbeitszimmer. Zu dem kleinen Laden geht es immer geradeaus, vorbei an den Schulen, am Sportplatz bis vor zur Bahnlinie. Die Bahngleise unterquert er durch den Tunnel. Weiter geht es geradeaus, vorbei an den Schrebergärten bis zur Ampel. Auf der anderen Straßenseite ist das Geschäft. Und dann kommt der Tag, an dem er den Weg von dem kleinen Laden zurück nach Hause nicht mehr findet. An einer Straßenecke ist er abgebogen, an der er nicht hätte abbiegen dürfen. Immer panischer läuft er durch die Straßen, die ihm alle unbekannt vorkommen. Er ist müde, das lange Laufen strengt ihn an. Der Gedanke, dass er von einer Telefonzelle aus zu Hause anrufen könnte, kommt nicht auf. Plötzlich fällt ihm ein, was zu tun ist. Er fragt Passanten nach dem nächsten Polizeirevier. Und er schafft es tatsächlich dorthin zu kommen. Er bittet die Polizisten seine Frau zu informieren, dass sie ihn auf dem Revier abholen könne. Die Polizisten sehen einen geschwächten, zitternden Mann und fahren ihn, der sich nicht ausweisen kann, nach Hause. „Ich merke, dass ich verblöde,“ sagt er am gleichen Abend zu Dine.

Er kann seine rechte Hand nicht kontrollieren. Sie zittert bei Anstrengung. Das Essen fällt von seiner Gabel. Er sabbert wie ein Greis, dabei ist er keine sechzig Jahre alt. Das Zittern kommt nicht vom Schlaganfall. Sein Vater hatte es bereits, das Zittern. Parkinson'sche Krankheit lautet die Diagnose. Halluzinationen, ausgelöst durch die Medikamente. Die brennende Katze, die auf seinen Bauch springt. Die glühende Herdplatte. Er sucht die Tageszeitung. Die Zeitung liegt auf dem Herd. Er hat die Kontrolle über seine Blase verloren. Seine Hose riecht widerwärtig, nach einem Gemisch aus chemischem Reinigungsmittel und Urin.

Seit einiger Zeit kann er nicht mehr allein zu Hause bleiben. Wenn Dine arbeitet, kommt ein Zivildienstleistender, um ihn zu betreuen. Seine Tochter ist ausgezogen, hat das Elternhaus weit hinter sich gelassen. Sie studiert jetzt in Freiburg. Dine muss nun alles alleine bewältigen. Immer ist sie müde.

Schlaganfall, das hat er am 15. Juli 1979 in seinen Taschenkalender eingetragen. Zehn Jahre sind seitdem vergangen. Eines Tages stand der Krankenwagen der Malteser in der Straße. Sie haben ihn in einen Rollstuhl gesetzt und hergefahren. Seitdem muss er hier ausharren.

Ein Wunsch ist geblieben. Einmal noch möchte er Weihnachten zu Hause feiern.

Dieser Wunsch erfüllte sich leider nicht. Einen Tag vor Heiligabend ist mein Vater gestorben. Wir waren bei ihm, als er friedlich weggedämmt ist.

## Nachwort

**Trauerfeier**  
**Ansprache von Herrn Bernhard Gertkemper**  
**(ein guter Freund des Verstorbenen)**  
*Bremen, Dezember 1989*

*„Ach, es ist so dunkel in des Todes Kammer,  
tönt so traurig, wenn er sich bewegt  
und nun aufhebt seinen schweren Hammer  
und die Stunde schlägt.“*

Matthias Claudius, der Dichter, den wir in unserer Jugend und nicht nur in der Jugend, gerne gelesen haben, fasste in diese Worte, was uns, verehrte Frau Schmidt, liebe Christiane, verehrte Trauergemeinde, in dieser Stunde an Traurigkeit, vielleicht auch Todesfurcht bewegt, da wir Abschied nehmen müssen von einem Menschen, der uns sehr nahe war.

Der Tod ihres Gatten und Vaters, meines Schulkameraden und lieben Freundes stand, lange, allzu lange, vorausgeahnt, am Ende eines Weges, der Ihnen, aber wohl auch ihm selbst, viel, sehr viel an Leiden und Mit-Leiden abverlangte; eines Weges, den er in seiner Art still und mehr und mehr in sich versunken gegangen ist. Aber wenn auch er, der Tod, sich lange auf ihn zubewegt hat und man ihn kommen sah, ehe der „die Stunde schlug“, so war der göttliche Funke des Lebens noch immer die Brücke, die uns mit seinem Leben, sei es auch noch so still und klein, verband. Und wenn diese Brücke unter dem „schweren Hammer“ dann zusammenbricht, stehen wir am diesseitigen Ufer erschüttert und oft auch ratlos da: Wer war er eigentlich, der uns im Leben nahe stand, aber doch auch in seiner menschlichen, unverwechselbaren Art manchmal unzugänglich, verschlossen, rätselhaft blieb?

Doch dieses Dilemma zwischen menschlicher Nähe und individueller Ferne ist nach meiner Überzeugung eine Folge der jedem Menschen von Gott gegebenen Einmaligkeit. So kann auch jede Erinnerung, jede Beschreibung von Begebenheiten und Ereignissen nur ein Versuch sein, ein Versuch gewissermaßen von außen, von der Peripherie her, der Persönlichkeit näher zu kommen, um ihre Wirkung und Ausstrahlung besser in unser Bild einzubauen. Ein Versuch freilich, der wichtig ist, will er dem Menschen gerecht werden, in dessen persönlichem Schicksal die Tragik unserer Generation fast greifbar Gestalt angenommen hat.

Ich erinnere mich:

Es war wohl im Jahre 1937, also vor fast 53 Jahren, als in unserer Klasse am staatlichen katholischen Gymnasium in Glogau in Schlesien ein neuer Schüler auftauchte, dessen Vater als Leiter des Hauptzollamtes von Magdeburg nach Glogau versetzt worden war. Der „Neue“ hatte wohl einige Mühe, sich von der großstädtischen Schule Magdeburgs in die Atmosphäre einer kleinen, traditionsgebundenen, aber für ihn der wegen Sprachenfolge wichtigen Schule einzuleben. Auch dem weitaus jüngsten Schüler dieser Klassengemeinschaft, das war ich selbst, kam eine gewisse Sonderrolle zu und so fanden wir uns aus diesen so unterschiedlich begründeten Ausnahmepositionen heraus schnell zueinander.

Doch viel mehr verband uns bald das Erlebnis unserer Elternhäuser: Hans-Joachim, einziges Kind eines von starkem Pflichtgefühl geprägten Elternhauses, dessen Ruhe und Gemessenheit ich zu schätzen wusste, fand in unserer Familie mit 7 Geschwistern jenes Leben und jene Freiheit, die ihm in der großen, fast abgöttischen, aber doch auch mit viel Strenge verbundenen Liebe des Elternpaares fehlte.

Die Aufnahme in unseren Kreis dokumentiert die sehr schnell für ihn in Gebrauch gekommene schlesische Diminutivform seines Familiennamens, zu dieser Zeit pflegten sich auch Schüler nicht mit dem Vornamen anzureden, und als „Schmidtel“ ist er sein Leben lang in unserem Bewusstsein geblieben.

Unvergessen sind uns die Szenen, als wir vor der Gartentür auf der stillen Straße stehend uns nicht trennen konnten und uns die Schwestern schließlich unter Scherz und Gelächter Stühle und Teller mit den abendlichen Bratkartoffeln herausbrachten, damit wir nicht verhungerten!

Ich lernte seinen sehnlichsten Berufswunsch kennen: Er wollte zur See gehen; das hieß damals, zunächst bei der Marine Dienst tun. Zwar war uns sowohl vom Elternhaus her wie von der konfessionell ausgerichteten und daher gegen den damaligen Zeitgeist sehr reservierten Schule aus das exzentrische Gehabe der Machthaber ziemlich suspekt – wir hatten uns beide in die ruhige und mehr sachlich orientierte Nische, so würde man heute sagen, der Marine-Hitler-Jugend verzogen – dass aber das Wohl des Vaterlandes – und das heißt konkret das Wohlergehen der mit uns durch Sprache und Kultur verbundenen Menschen – eine wichtige und ernste Sache sei – darin waren wir uns völlig einig!

Eine erste, starke Enttäuschung erlebte Hans-Joachim, als er seiner Augen wegen nicht zur Marine einberufen wurde. Der Krieg griff hart in unser Leben ein. Er nahm uns in die Pflicht; wir wurden beide rasch Offiziere. Hans-Joachim erlitt in Stalingrad eine schwere Verwundung und konnte dem sich anbahnenden Inferno durch Lufttransport gerade noch entkommen.

In einem Breslauer Lazarett fand ich, ebenfalls durch schwere Verwundung der Einschließung an der Mittelfront entkommen, den Kameraden wieder; er mit eingegipstem Oberarm, ich mit ebensolchem Bein. Aus den schon auf weitere Lebensplanung zielenden Gesprächen dieser Zeit weiß ich, wie sehr er sich danach sehnte, einmal in einer Familie geborgen zu sein, wenn uns denn das Schicksal gnädig aus diesem Krieg entlassen würde.

Verzweifelte Versuche des Elternhauses, ihn durch die Veranlassung immer wieder neuer Untersuchungen in allen möglichen Krankenhäusern vor dem erneuten Fronteinsatz zu bewahren – Versuche, die er nicht billigte und die zu Konflikten führten – hatten keinen Erfolg. Als der Krieg zu Ende ging, befand er sich bei

der in Kurland eingeschlossenen Armee. Der russischen Gefangenschaft entging er – zunächst – durch die Flucht über das Meer nach Schweden. Doch auch dieses neutrale Land beugte sich dem Druck der Sieger und lieferte – lange nach dem Waffenstillstand – die deutschen Soldaten an Russland aus – eine Maßnahme, die auch durch verzweifelte Selbstmordversuche der Betroffenen nicht abgewendet werden konnte.

So ereilte Hans-Joachim doch noch das schwere Schicksal der russischen Gefangenschaft. Auf Grund seiner durch die schwere Verwundung bedingten Arbeitsunfähigkeit durfte er 1947 heimkehren – heim, aber wohin?

Die Eltern waren auf der Flucht in der sowjetischen Besatzungszone hängen geblieben und der aus Erfahrung zu befürchtenden Willkür und Gewaltherrschaft dieser Besatzung wollte er sich nicht aussetzen. So stand er eines Tages als mittelloser Heimkehrer in das verwüstete Deutschland in Bremen vor der Tür entfernter Verwandter. Anders als seinem vom Glück begünstigten Schulfreund, der nach der Flucht aus einem amerikanischen Gefangenenlager die Eltern in den Westzonen wiederfand und dem durch deren eisernen Fleiß ein Universitätsstudium möglich wurde, blieb Hans-Joachim nur die Möglichkeit zu einer kürzeren und finanziell tragbaren Ausbildung: Er wurde Lehrer. Obwohl er diesen Beruf ursprünglich nicht erstrebt hatte, setzte er doch seine ganze Kraft darein, die mit ihm verbundene schwere und verantwortungsvolle Aufgabe gut zu meistern. Sein ruhiges Naturell und seine sich nun entwickelnde fürsorgliche Art halfen ihm dabei und sie halfen ihm auch, seiner wohl nie ganz überwundenen Enttäuschung über den so anders verlaufenden Lebensweg im Kontakt zu seinem ohne eigenes Verdienst scheinbar viel glücklicherem Schulfreund nicht durch Bitterkeit Ausdruck zu geben.

Obwohl er äußerlich freier wurde – in den 50 er Jahren unternahm er mit dem Motorrad viele Reisen – kapselte er sich innerlich mehr und mehr ab und wir Geschwister haben nach seinen Besuchen oft über die Sorge gesprochen, dass er in einer Entwicklung zum Eigenbrötler menschlichen und beruflichen Schaden nehmen könnte.

Da überraschte er uns 1964 mit der Mitteilung seiner Verlobung und Hochzeit und ein Jahr darauf mit der Geburtsanzeige seiner Tochter. Wie alle, die ihn kannten und bald darauf auch seine Familie kennen lernten – ich darf es wohl sagen – atmeten auf! Und ich muss sagen, dass von da an seine Familie ihn trug und seinem Leben den entscheidenden Inhalt gab. Gott mag wissen, wie schwer das oftmals für jeden einzelnen gewesen sein mag – aber was bedeuten alle Anstrengungen und Schwierigkeiten angesichts eines erfüllten, gestalteten Lebens?

Aufs höchste bewährte sich die Gemeinschaft der Familie, als Hans-Joachim durch einen Schlaganfall schwer erkrankte und danach seinen Beruf aufgeben musste. Die Überwindung der Krankheit und ihrer Folgen und die Bewältigung des Lebens danach ist ohne die Begleitung seiner Familie bei notwendiger Berufstätigkeit der Ehefrau und Schul- und Ausbildungsarbeit der Tochter nicht denkbar!

Ich fühle mich nicht berechtigt, hier Dankbarkeiten auszusprechen; aber das Bewusstsein, ihrer wert zu sein, möge doch einen Trost darstellen in der Trauer um das nun zu Ende gegangene Leben.

Beendetes Leben – ja, für uns, die ihn liebten, ihn gern hatten, ihm verbunden waren und ihn achteten ist dieses Leben zu Ende; aber verloren möchte ich es nicht nennen. Denn wir glauben, dass das, was es unverwechselbar ausmachte, was seine Einzigkeit und Einmaligkeit unter dem milliardenfachen menschlichen Leben dieser Erde darstellt, nicht einfach verschwunden ist, dass es lebt und vielleicht auch weiter wirkt in uns. Weiter wirkt als Aufforderung, als Mahnung, im Strom der Zeit unser Leben zu gestalten.

Und wenn ich eingangs mit einem Dichterwort die Trauer und das dunkle Mysterium des Todes ansprach, so möchte ich nun beim Abschied von unserem Hans-Joachim mit einem anderen Dichterwort – es stammt von dem evangelischen Theologen Johann Gottfried Herder – an diese Einbindung unseres Lebens in den Strom der Zeit erinnern:

*„Ein Traum, ein Traum ist unser Leben  
auf Erden hier.  
Wie Schatten auf den Wogen schweben  
und schwinden wir.  
Und messen unsre trägen Tritte  
nach Raum und Zeit,  
und sind (und wissen's nicht) in Mitte  
der Ewigkeit.“*



## **Dank**

Ich möchte mich bei allen bedanken, die ganz maßgeblich am Zustandekommen dieses Buches beteiligt waren.

An Hansotto Drotloff für Lektorat und feine Fürsprache.

An Barbara Hackstein für Lektorat und kluge Kritik.

An Werner Schmitz für Layout, Gestaltung und Druck.

An Thomas Reinhart, der über Jahre hinweg alle Verwerfungen des Manuskripts und seiner Verfasserin zeit- und hautnah miterlebt hat.



## Literaturnachweis

- (1) Rothmann 2015 Ralf Rothmann; Im Frühling sterben, Suhrkamp Verlag, 06.2015
- (2) McDonald 2020 Mary Catherine McDonald; Erin Blake-more, National Geographic: wissenschaft/2020/06/geschichte-der-ptbs-von-de-r-kriegsneurose-zur-traumadiagnose
- (3) Jähner 2019 Jähner, H., Wolfszeit, Rowohlt Berlin 2019
- (4) Wagner 2021 Wagner, B., Erinnerungen in der Nacht...und Siebenbürgen ist so fern SUB Verlag 2021
- (5) Grass 1959 Günter Grass, Die Blechtrommel, Luchterhand, 1959
- (6) Dr. Heidecker 1995 [http://www.heidecker.eu/Genealogie/D\\_Glogau\\_Juden.htm](http://www.heidecker.eu/Genealogie/D_Glogau_Juden.htm);
- (7) Schönbeck 2018 [https://: www.t-online.de](https://www.t-online.de); Stalingrad – ein Überlebender erzählt; Zeitzeugeninterview: „Wir waren verraten und verloren“; Hans Erdmann Schönbeck 2018
- (8) Grunert 1962 H. Grunert, Der zerrissene Soldat, Dr. Georg Lüttke Verlag, Berlin, 1962
- (9) Schönbeck 2022 Hans-Erdmann Schönbeck: "... und nie kann ich vergessen": Ein Stalingrad-Überlebender erzählt von Krieg, Widerstand und dem Wunder, 100 Jahre zu leben; Tim Präse, Heyne Verlag, 02.2022

## Literaturnachweis

- (10) Brähler 1944      W. Brähler; Frontbewährung in Russland 1944; <https://www.dhm.de/LeMo> (Lebendiges Museum online: Das Bundesarchiv, Deutsches historisches Museum, Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland); abgerufen 21. Januar 2022
- (11) Enquist 2011      Per Olov Enquist, Die Ausgelieferten; Aus dem Schwedischen von Hans-Joachim Maass © 2011 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
- (12) Schmidt 1953      Familienarchiv, Brief an die Christengemeinde Göteborg, 1953
- (13) Schmidt 1964      Familienarchiv, Brief an seine zukünftige Frau, 1964

# Dokumentennachweis

## 1 Bremen

Abschrift

Der Oberfinanzpräsident  
Mittelddeutschland  
P 1400 - 1 / P 101

Magdeburg, 11. Juli 1945

Ich bitte, mir so schnell wie möglich - spätestens am 15.8.1945 - von sämtlichen Beamten des höheren Dienstes einen kurz gefaßten Lebenslauf in zweifacher Ausfertigung vorzulegen.

Von den Beamten des höheren Dienstes, die sich nach der Entlassung aus dem Wehrdienst usw. erst nach dem 15.8.45 bei den mir unterstellten Dienststellen melden, ist mir der Lebenslauf eine Woche nach ihrer Meldung vorzulegen.

Der Lebenslauf muß sich Angaben und Daten über Mitgliedschaft und / oder in der NSDAP usw. enthalten.

Herren  
Vorsteher der NEI

In Vertretung  
gez. K a m e r

-----

## 1 Bremen

Der vorläufige Leiter des  
Hauptrollenrats  
O 2160 - A / 3. ANG.

Naumburg (Saale), 12. April 1946

An den Regierungsrat  
Herrn Rudolf S c h m i d t  
in N a u m b u r g (Saale)  
-----

Der Herr Oberfinanzpräsident Magdeburg hat mit Verfügung vom 22. März 1946 Sch 13 - P 2/ 201 die Änderung Ihrer Dienstbezeichnung von Regierungsrat in Obersollinspektor verfügt. Diese Verfügung hat der Herr Oberfinanzpräsident Magdeburg durch Randverfügung vom 9. April 1946 O 2160 - 32 P / 012 aufgehoben. Sie führen deshalb ab sofort wieder die Dienstbezeichnung Regierungsrat.

*Schmidt*

# 1 Bremen

## Aussugweise Abschrift

Der Bezirkspräsident  
I Pr. 311/47

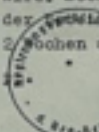
Merseburg, 9. Juni 1947.

An das  
Referat Eölle und Verbrauchsteuern  
im H a u s s

Der Minister des Innern hat mir am 7. Mai 1947 inhaltlich die in der Sitzung des Säuberungsausschusses der Regierung Sachsen-Anhalt am 30. April 1947 gefaßten Beschlüsse über die Tragbarkeit oder Nicht-Tragbarkeit von Angehörigen der Verwaltung mitgeteilt. Aus dem Referat Eölle und Verbrauchsteuern kommen in Betracht:

FP-  
22.) S c h m i d t , Rudolf Träger  
(in untergeordneter Stellung)  
FP-

Ich habe mir Abschriften der Beschlüsse erbeten, weil nur aus ihnen hervorgeht, was dem einzelnen Angestellten zur Last gelegt wird. Sobald die Beschlüsse eingegangen sind, wird jeder der Betroffenen einen besonderen Bescheid erhalten, der binnen 2 Wochen anfechtbar ist.



Beiglaubigt

gez. G o t s c h e .

Stellvertreter  
Sekretär

Der Bezirkspräsident Merseburg  
-Finanzabteilung-  
Referat Eölle u. Verbrauchsteuern  
I Fin 3 - O 2160 - A 1

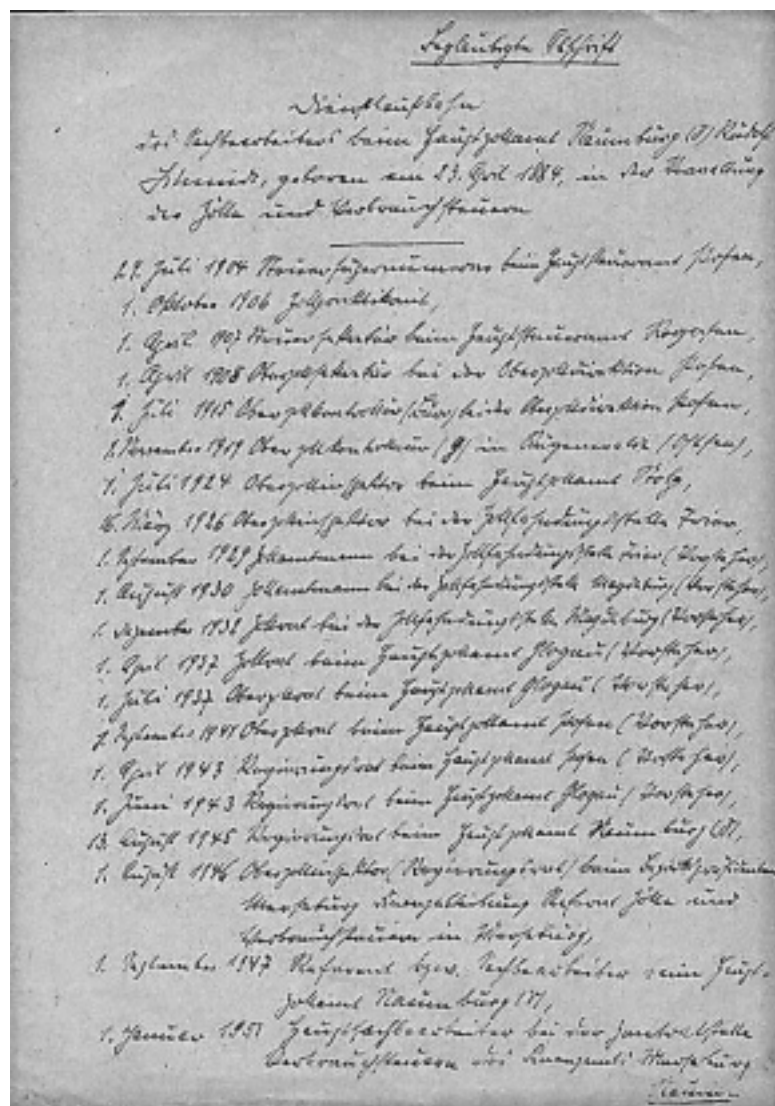
Merseburg, 12. Juni 1947

Aussugweise Abschrift übersende ich mit der Bitte um vorläufige Kenntnisnahme.

Im Auftrag

Herrn  
Bog. Rat (OII) Rudolf Schmidt  
im H a u s s

## Rudolf Schmidt - Dienstlaufbahn



## 4 Glogau

Staatl. Gymnasium Fridericianum  
in Glogau.

### Zeugnis der Reife.

Schmidt, Hans-Joachim

geboren den 4.2. 1921 in Hagenwalde, Kreis

war 2 Jahre auf dem Gymnasium und zwar 1 Jahr in Prima der 8. Klasse.  
Körperliches, charakterliches, geistiges Streben und Gesamterfolg:  
Gewissenhaft und fleißig hat er seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten ausgebildet und auf allen Gebieten erfreuliche Leistungen erzielt.

Somit — über Befähigung kann in:

1. Religion:	Befriedigend
2. Deutsch:	Befriedigend
3. Latein:	Befriedigend

Nr. 154 aus Heft, Version 8 — O (schM)



## 4 Glogau

15. Vorkörbungen: Befriedigend

Er - Sie hat die Vorkörbung befriedigend bestanden.

Der unterzeichnete Prüfungsausschuss hat Sie - Herrn nach

**das Zeugnis der Reife**

ertheilt.


Schmidt soll hSh.Zollbeamter werden.

Glogau, den 24. März 1922

**Städtischer Prüfungsausschuss:**

*Courat*  
Präsident

Vertret der Stadtgemeinde

 *Courat*, Oberstudiendirektor.  
Sekretär

<i>H. Schmidt</i> Studienrat	<i>W. Schmidt</i> Studienrat	<i>W. Schmidt</i> Studienrat
<i>H. Schmidt</i> Studienrat	<i>W. Schmidt</i> Studienrat	<i>W. Schmidt</i> Studienrat
<i>H. Schmidt</i> Studienrat	<i>W. Schmidt</i> Studienrat	<i>W. Schmidt</i> Studienrat
<i>H. Schmidt</i> Studienrat	<i>W. Schmidt</i> Studienrat	<i>W. Schmidt</i> Studienrat

*H. Schmidt* Studienrat      *W. Schmidt* Studienrat

*H. Schmidt* Studienrat      *W. Schmidt* Studienrat

*H. Schmidt* Studienrat      *W. Schmidt* Studienrat

*H. Schmidt* Studienrat      *W. Schmidt* Studienrat

## 6 Frontbewährung

IM NAMEN DES FÜHRERS  
UND  
OBERSTEN BEFEHLSHABERS  
DER WEHRMACHT

IST DEM

Leutnant Hans S c h m i d t

AM 11. 8. 1942.

DIE MEDAILLE  
WINTERSCHLACHT IM OSTEN  
1941/42  
(OSTMEDAILLE)  
VERLIEHEN WORDEN.

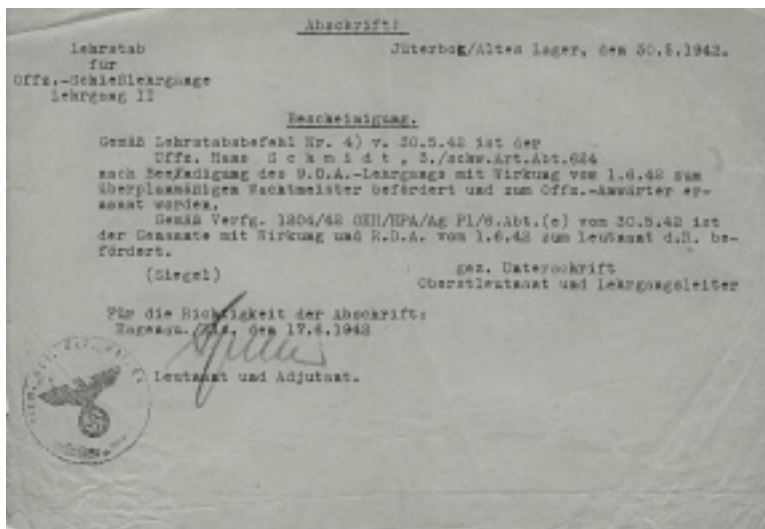


FÜR DIE RICHTIGKEIT:

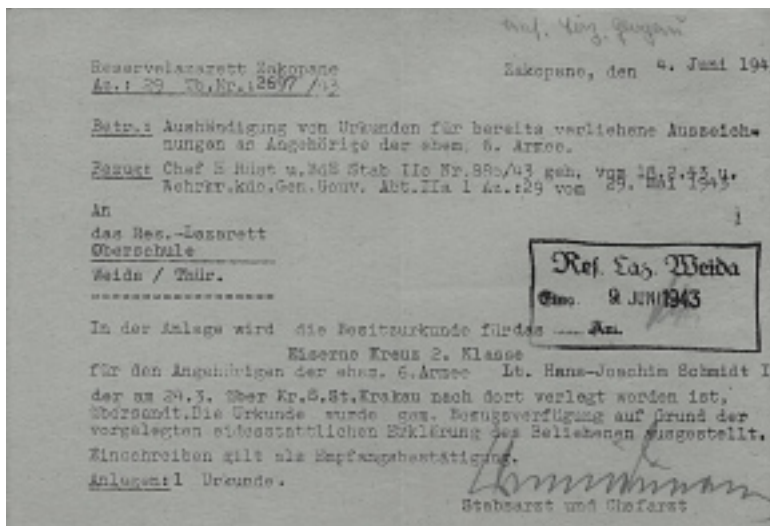
*Hiel*

Oberlt. u. Battr. Fhr.

## 7 Offiziersanwärter



## 8 Stalingrad



## 8 Stalingrad

IM NAMEN DES FUHRERS  
UND OBERSTEN BEFEHLSHABERS  
DER WEHRMACHT

IST DEM

Leutnant

Hans-Joachim S c h n i d t .

3./ Art. Abt.631

AM 26. Oktober 1942

DURCH Art.Abt. 631

DAS/DIE

E I S E R N E K R E U Z

2. K l a s s e

VERLIEHEN WORDEN.

HIERUBER WIRD DIESE URKUNDE AUS-  
GESTELLT.

S p a l a , den 25. Mai 1943



Dienstgrad und Dienststellung  
Oberst u. Adjutant

## 9 Lazarettzeit

**Besitzzeugnis**

Dem

..... Leutnant Hans-Joachim S c h m i d t II  
(Name, Dienstgrad)

..... 3. schw. Artl. Abt. (mot) 631  
(Truppenteil, Dienststelle)

ist auf Grund

seiner am 25. Dezember 1942 erlittenen  
einmaligen Verwundung — ~~Beskräftigung~~

das


**Verwundetenabzeichen**

in Schwarz  
verliehen worden.

Zakopane, den 15. März 1943

*[Handwritten Signature]*  
(Unterschrift)

Stabsarzt und Chefarzt  
(Dienstgrad und Dienststelle)



## 14 Heimkehr

Neufestsetzung des Diätendienstalters  
für den außerplanmäßigen Lehrer  
Hans-Joachim S c h m i d t ,  
geb. 4.2.1921.

4. März 1939	Reifeprüfung
April 1939 - Herbst 1939	Arbeitsdienst
21.11.39 - 24. 9.47	Wehrdienst bzw. Kriegsgefangenschaft
Herbst 1947	Gesuch um Zulassung zur Volksschul- lehrerbildung in Bremen
SS. 1948 - WS. 1949/50	Besuch der Pädagogischen Hochschule in Bremen
24. März 1950	Abliegung der I. Lehrerprüfung
12. April 1950	Ernennung zum außerplanmäßigen Lehrer
ab 12. April 1950	tätig als außerplanmäßiger Lehrer.

Mit Berechnung vom 3. Juli 1950 wurde das Diätendienstalter (DDA) auf den 12. April 1950 festgesetzt.

Auf Grund des Verzuges des Beamten ist nach Ziffer IV Abs. 2 b der Verfügung vom 1. März 1954 (Amtl.Mittlgn. Nr. 6 S. 24) der Nachweis der Verzögerung seiner Ausbildung im Sinne der Nr. 37 der Reichsbesoldungsvorschriften (RBV) als erbracht anzusehen.

Nach Ziffer V Abs. 2 b der o.a. Verfügung ist auf das o.a.

DDA von	12. April 1950
als Verzögerung anzurechnen die Zeit von	
1.4.1939 - 11.4.1948 =	<u>9 J 11 Tg.</u>

Der Beginn des DDA für die Bes.Gr. A 4 c 2, ab 1. Juli 1953 Bes.Gr. E 13, ist daher mit Wirkung vom 1. Oktober 1950 festzusetzen auf den

1. April 1941.  
\*\*\*\*\*

Festgestellt:	Sachlich richtig:	Bremen, den 16. August 1954.
gen.Schultheiß	gen. Dopp	Senatskommission für das Personalwesen
		- 1/2 a -
		In Auftrag:
Verw.-Insp.	Verw.-Inspektor	gen. Alfke.

b.v.

## 14 Heimkehr

### Fidesstättliche Erklärung

Ich, der untenunterzeichnete Student Hans-Joachim Ludolf Lorez Ferdinand Bruno Schmidt, wohnhaft in Bremen, am steinernen Kreuz Nr. 6, gebe die nachstehende Erklärung an Liden statt ab, wobei mir die Bedeutung und die strafrechtlichen Folgen bei wissentlich falscher Abgabe bekannt sind.

Ich bin am 4. Februar 1921 in Hagenwalde Kre. Schlawe geboren. Meine Eltern sind Regierungsrat Ludolf Schmidt und Martha geborene Schröder. Der letzte Aufenthalt meiner Eltern war Altona, ob sie noch am Leben sind ist mir nicht bekannt.

Ich bin am 24. September aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen.

Stammbaumliche Urkunden über meine Geburt besitze ich nicht, und kann sie mir aus meiner Heimat auch nicht beschaffen.

Bremen, den 10. Oktober 1947.

*Hans-Joachim Lorez*

U. Nr. 576 / 1947

Die vorstehende Unterschrift des Studenten Hans-Joachim Ludolf Lorez Ferdinand Bruno Schmidt, wohnhaft in Bremen, am steinernen Kreuz Nr. 6, legitimiert durch Vorlage seines Entlassungsscheins, wird hierdurch von mir amtlich beglaubigt.

Bremen, den 10. Oktober 1947



Der Notar

*H. B. ...*  
(H. B. ...)

Kostenberechnung

Wahlkreiszins 21.144,25,44

Umsatzsteuer

RM 2.--  
" -04  
--- 2.04

Der Notar

*H. B. ...*

Der deutsche Wehrmachtsoffizier Hans-Joachim Schmidt überlebt die Winterschlacht 1941/1942 an der russischen Ostfront, die Schlacht um Stalingrad, die Schlacht um Dünaburg und alle Kurlandschlachten. Am letzten Kriegstag, dem 8. Mai 1945, entkommt er aus dem Kurlandkessel über die Ostsee nach Schweden, wo er interniert wird. Als die Schweden ihn an die Russen ausliefern wollen, widersetzt er sich und schneidet sich die Pulsadern auf. Er überlebt seinen Selbsttötungsversuch und wird nach Kurland zurücktransportiert. Im September 1947 kehrt er aus russischer Kriegsgefangenschaft krank, mittellos, ohne Kleidung und Hoffnung nach Deutschland heim. Neun Jahre und elf Tage nach seinem Abitur beginnt er, sich eine Zukunft im zerstörten Nachkriegsdeutschland aufzubauen. Doch die Kriegserlebnisse lassen ihn nicht los. Zeitlebens versucht er vergeblich, sie zu vergessen.

